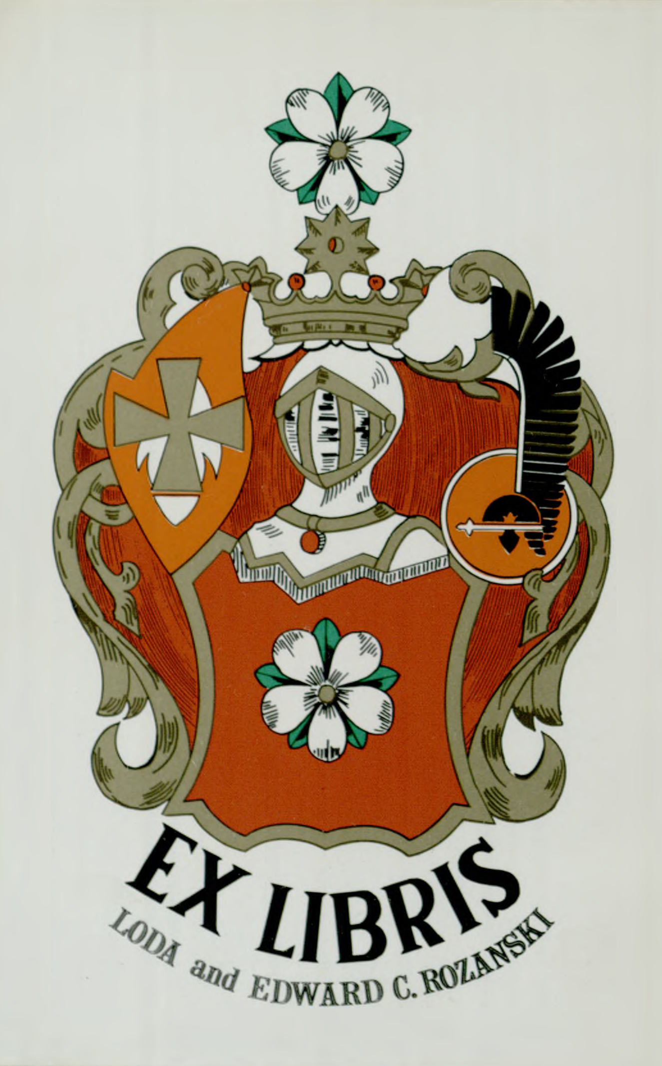
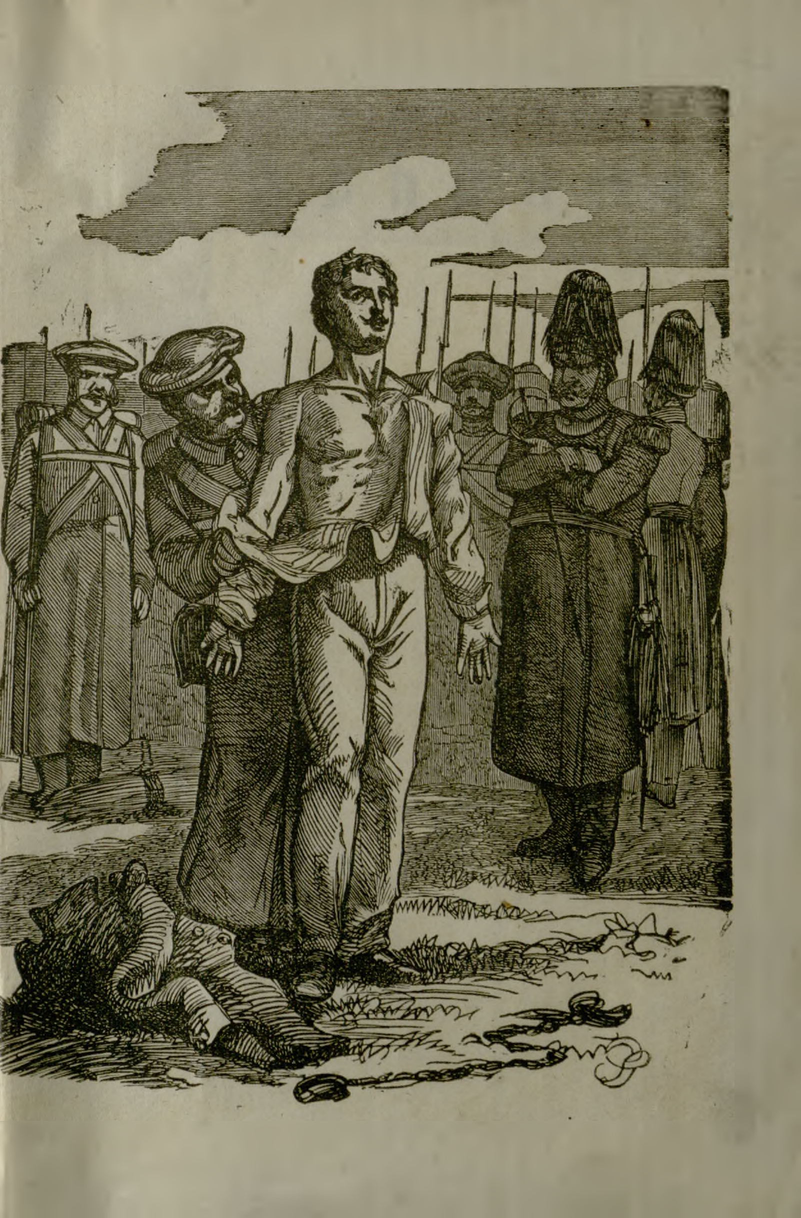
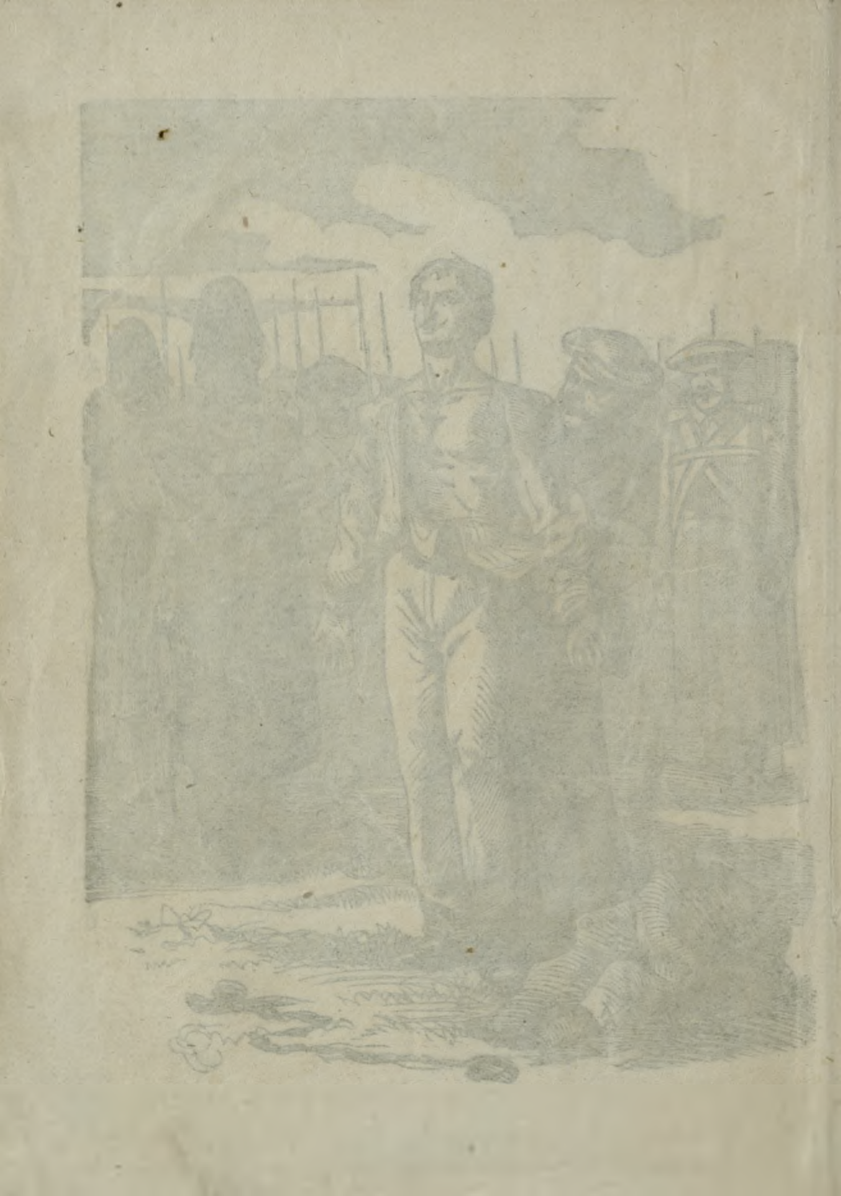



EX LIBRIS
LODA and EDWARD C. ROZANSKI







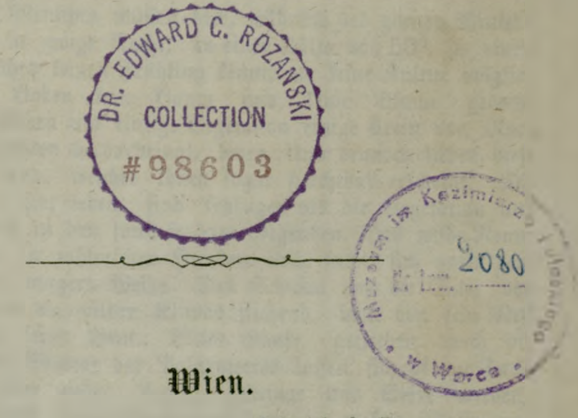


Johanna,

die edle Polenjungfrau.

Na pamiątkę do Warki
Loda i Edward Różańscy

Szenen aus der polnischen Revolution.



Wien.

Druck und Verlag von F. Fridrich & Comp.

1864.



I.

Im äußersten Norden des östlichen Sibiriens, nur zweihundert Werst vom Polarkreis entfernt, liegt an den Ufern des Kolyma, nahe an dessen Mündung ein Marktflecken, welcher von wilden Joukaghirs bewohnt und dessen Name Nijni-Kolimsk ist.

Diese Menschen müssen hier, während des ganzen Winters, eingehüllt in ewige Nacht, in einer Kälte von 50°, in einem Lande, welches keinen Frühling kennt, wo keine Kultur möglich, in dessen Boden kein Baum und keine Blume gedeiht, der harte Boden als einzige Vegetation einige Arten von Moosen und Flechten hervorbringt, leben. Und dennoch lieben diese Leute ihr Land, welches ihnen sogar fruchtbar erscheint. Die Thiere, die hier leben, sind kräftiger als die Vegetation und sehr zahlreich in den sonst so öden Gegenden. Das wilde Rennthier kommt in zahlreichen Heerden und sucht sich unter dem Schnee seine magere Weide. Der Schwan und die Ente, den Sommer und die milden Klimas fliehend, baut hier sein Nest und erzieht seine Brut. Wilde Gänse, getrieben durch die fürchterlichen Stürme des Polarmeeres lassen sich oft zu Tausenden am Ufer nieder. Lachse, Häringe und Störe werden, wenn der Fluß einige Wochen aufthaut, in großen Massen gefischt und selbst der Wallfisch entgeht der Ausdauer dieser abgehärteten Männer nicht, indem sie ihn auf Booten von Leder verfolgen und mit spitzen Harpunen tödten. Die Joukaghirs

sind schon glücklich, wenn die Jagd und der Fischfang nicht gänzlich fehlschlagt, aber welche Existenz ist dies, selbst für die weniger verwöhnten Menschen unseres Klimas!

Man sah zu Nijni-Kolimsk vor wenig Jahren ein Häuschen, welches von den übrigen abstach und mehr an die Hütten wie sie in Europa gebaut werden, erinnerte. Es war dies die Wohnung eines Verbannten, des Grafen Andreas Torlocki und seiner Familie.

Torlocki hatte sich während der Ereignisse von 1831 kompromittirt und konnte nicht fliehen. Er wurde zu zehn Jahren Galeeren verurtheilt und sollte den Rest seiner Tage dann in Sibirien zubringen. Er war jung, schön und reich. Wahrscheinlicher Erbe eines Titels und eines Vermögens, welches sein älterer Bruder besaß, der schon lange verheirathet und ohne Kinder war, hatte er sich selbst soeben mit einer Frau verbunden, die er innig liebte und welches reizende und schöne Wesen ihm von hundert Rivalen streitig gemacht war. Und jetzt sollte er dies Alles verlassen? ... O nein! denn trotz der Einreden ihres Mannes, trotz der Bitten ihrer Familie und trotz der fürchterlichen Gesetze, welche denjenigen, welche ihren Gatten folgen und selbst den Kindern, die geboren werden, das Los des Verurtheilten auferlegt, konnte die junge Gattin nicht zurückgehalten werden den zu begleiten, dem sie ewige Treue geschworen.

Und so fuhren sie nun in einer Kibitka zwei Monate, Tag und Nacht auf den schlechtesten Wegen, bis sie eines Tages nach Nertchiesk, ihrem Bestimmungsorte ankamen. Am folgenden Tage wurde der Graf, mit Ketten an den Füssen in ein Bergwerk gejagt, wo er in der Tiefe der engen Galerien die schrecklichsten Dünste einathmen mußte; aber die Festigkeit Hedwigs, seines Weibes, erhielt ihm seinen Muth. Konnte er sich wohl beklagen, da er das Gesicht derjenigen, die alles für ihn geopfert hatte, stets lächelnd fand! Es war vergebens, daß ihm die Hacke seine Hände zerquetschte, daß der Schweiß von seiner Stirne rieselte und daß er einen ungesunden Staub, von dem sein Gesicht und seine Haare am Ende eines jeden Tages

bedeckt waren, einathmete, er blieb muthig, da Hedwig die Erlaubniß erhalten hatte, sich in einem Winkel des Bergwerkes einzurichten, wo sie ihm sein Mahl bereitete, für sein Lager von Moos sorgte und ihn mit Worten der Liebe tröstete.

Nach Verlauf des ersten kummervollen Jahres wurde ihnen ein Knabe geboren und auch das Kind wurde unter die Zahl der Leibeigenen der Krone eingetragen. Dieses Ereigniß, obwohl sie es vorausgesehen hatten, rief einen solchen Schmerz in ihnen hervor, daß dadurch der Rest ihres Glückes verdunkelt wurde, und sie bedauerten die Geburt des Kindes, welches zum Sklaven bestimmt war.

Indem sie sich selbst nur geopfert, hatten sie Alles ertragen, jetzt aber waren sie vor Zorn erbittert und mit Thränen antworteten sie auf die ersten Liebkosungen ihres Kindes. Das Elend war ihnen jetzt fühlbarer, da sie es mit diesem schwachen Wesen theilen mußten, welches sie so gern in weiche Federn eingehüllt hätten und nun nur mit Lumpen, welche man ihnen aus Mitleid schenkte, bedecken konnten. Das Herz der Mutter empörte sich, und ohne jedoch den Muth zu verlieren, verspürte sie ein Bedauern, ihren Gemal begleitet zu haben; aber leider war es zu spät, sie mußte ihr trauriges Schicksal ertragen

Die Jahre flossen in ihrer traurigen Langsamkeit dahin, ohne irgend einen Wechsel mit sich zu bringen. Endlich erschien jedoch wie eine Morgenröthe, erst fern, dann immer näher und glänzender, die Hoffnung auf die so lange ersehnte Freiheit. Man war am Ende der zehn Jahre, zu denen er verurtheilt war, angelangt. Torlocki und seine Familie durften bald das Bergwerk verlassen und in Zukunft als gewöhnliche Deportirte leben. Dieser Wechsel schien ihnen das Glück selbst zu sein, und während der letzten Monate öffnete sich ihr Herz wieder sanfteren Gefühlen.

Eines Tages kündigte man ihnen an, daß sie ihre Schuld an die Gerechtigkeit gezahlt hätten, und daß sie jetzt frei leben dürften, jedoch unter der Bedingung, den Aufenthaltsort anzu-

nehmen, den man ihnen bezeichnen würde. Und dieser Aufenthaltsort, welcher ihnen durch einige persönliche Feinde und durch eine finstere Machination gewählt war, war kein anderer als Nijni-Kolims. Torlocki bat, lieber Sträfling bleiben zu dürfen, aber man bewilligte ihm nicht einmal diese Gunst, und trotz der Bitten und Thränen seiner Frau, deren Herz bei dem Gedanken zerriß, ihr Kind dem harten Klima auszusetzen, mußte er abreisen. Der arme Vater hatte kaum noch Zeit, einem Beamten, der sich für ihn interessirte, ein Bittgesuch an den Kaiser zu übergeben, in welchem er für seinen Sohn die freie Rückkehr nach Polen sich als höchste Gnade erbat. Darauf zogen sie in jene eisigen Gegenden, welche ihnen als Gefängniß dienen sollten, unter dem Schutze der endlosen Wüsten und des dort herrschenden Todes. Endlich nach einem acht Monat langen Marsche kamen sie mitten im Winter in den ihnen bezeichnetem Orte an, denn nur in dieser kalten Jahreszeit konnten sie über die unendlich großen Ebenen ziehen, welche sonst voller Sümpfe und unüberschreitbarer Wasserfälle sind

Zwei Männer, wie sie Polen, und wegen politischer Vergehen verurtheilt, hatten sie begleitet. Der eine war der Abbé Kraowski aus Wilna, der andere der Jude Daniel Lowshonn. Beide waren durch Freundschaft fest mit einander verbunden, denn sie hatten den langen Weg von Warschau nach Nertchinsk, an einer Kette geschmiedet, zusammen gemacht, und dieser Marsch hatte zwei Jahre gedauert. Jetzt wurden sie aber auch beide die Freunde des unglücklichen Grafen, mit dem sie zusammen in die Verbannung geschickt waren.

Bei ihrer Ankunft erhielten alle fünf eine elende verlassene Hütte, in welcher sie sich, so gut sie konnten, einrichteten. Sie versprachen sich gegenseitig, sich nie zu verlassen, gemeinschaftlich zu arbeiten, damit, wenn auch nicht für das Glück, so doch wenigstens für den Unterhalt der kleinen Gemeinde hinreichend gesorgt werde. Sie waren von allem beraubt, ohne Geld (denn es ist verboten, an Deportirte auch nur einen Rubel zu senden), und so mußten sie selbst zuerst für ihre Nahrung sorgen und

wie die wilden Eingebornen leben. Die erste Zeit war schrecklich, und ohne das Mitleid einiger Joukaghirs wären sie schon im ersten Monat alle vor Hunger gestorben. Aber bald ertrugen sie ihr Schicksal und gewöhnten sich an dieses Leben.

Der kleine Adalbert, für welchen man so viel Furcht hatte, litt am allerwenigsten, denn er war in dem schon so rauhen Klima von Nertchinsk geboren und fühlte die Veränderung fast gar nicht. In seinem Alter gefällt der Jugend überhaupt das thätige Leben besser als das Sitzen auf den Schulbänken und was die Temperatur anbelangt, so ist es fast unglaublich, in welch' kurzer Zeit sich die Menschen in diesen Gegenden an dieselbe gewöhnen.

So sind die Yakouten und Ostiaken auf ihren Winterreisen, bei einer Kälte von 40°, nur in eine einfache Rennthierhaut eingewickelt und schlafen herrlich im frischgefallenen Schnee. Obgleich Adalbert erst 10 Jahre alt war, unterwarf er sich doch allen Arbeiten, und da er geschickter war als die Uebrigen, kam er ihnen bei der Jagd und beim Fischfang trefflich zu statten.

Bald hatte die kleine Familie nicht mehr nothwendig, sich wegen des täglichen Unterhalts zu fürchten und sie fingen an, sich einen kleinen Wohlstand zu gründen. Sie bauten sich eine neue Wohnung aus Holz, welches der Fluß mit sich führte und welches sie an den Ufern sammelten. Es war dies eine schwere und lange Arbeit, bis sie zu Stande kam, da ihnen die nothwendigsten Werkzeuge hierzu fehlten und sie sich nur wenige aus Stein oder Knochen selbst machen konnten. Aber nach und nach gelang es dennoch, denn die Armen hatten ja Zeit genug. Endlich hatten sie nun ein Dach, welches sie schützte und konnten einige Ruhe genießen. Die großen Arbeiten des Sommers waren beendet, die Erträgnisse der Jagd und des Fischfanges waren für den Winter gesammelt und man fand jetzt Stunden der Muße und Unterhaltung, in denen sich hie und da ein Strahl von Heiterkeit auf den durch Sorgen gebleichten Stirnen zeigte. Alle fanden diese Existenz, so traurig und schwer

sie auch war, besser als die in Nertchinsk, hier wenigstens hatten sie eine relative Freiheit.

Nachdem die erste Zeit der Aufregungen vorüber war, machte die Spannung der Gemüther ruhigeren Gefühlen Platz. Der Jude fing, gleichsam aus Instinkt, an, mit seinen Naturpelzen zu handeln und meinte, man müsse auch an die Zukunft denken. Der Graf war, wie alle großen und edlen Männer, in der Gefahr muthig und geduldig, jetzt aber, wo sich die Sicherheit seiner Familie täglich vermehrte, nahm sein Muth ab und es bemächtigte sich seiner eine tiefe Traurigkeit. Der Abbé erinnerte sich wieder seiner heiligen Dienste, aus denen er durch die Schläge des Schicksals so plötzlich herausgerissen war und schlug der Familie vor, gemeinsam zu beten und ihre Religion aufrecht zu erhalten, aber der gänzliche Mangel von Brod und Wein machte es unmöglich, die Messe zu lesen. Doch feierte man den Sonntag und beichtete an diesem Tage.

Auch Lowshonn betete nach seinem Ritus und bat die übrigen, sich nicht daran zu stoßen. Alle legten großen Eifer an den Tag, Gott zu loben und zu preisen, welcher ihnen erlaubte zu leben und fast glücklich zu sein, trotz allen Ungemachs. Die Gräfin hatte anfangs einige Bedenken wegen Lowshonn, aber der Abbé versicherte ihr, „das Verdienst bei Gott liegt nur in der Wahrheit des Gebetes und in seinen Augen sind nur die schuldig, die gegen ihr Gewissen handeln.“

Dennoch war der Abbé nicht so äußerst tolerant, sondern zeigte sich sehr empört über die Aufführung der Chamans, der Priester dieser Gegenden, deren Handlungen sogar die einfachsten moralischen Gesetze umstießen. Er versuchte daher, die Wilden zum wahren Glauben zu führen, und nachdem er ihre Sprache erlernt, trug er ihnen den neuen Glauben vor, eroberte schnell ihre Herzen durch die einfache Größe des evangelischen Wortes und hatte eines Tages das Glück, allen Bewohnern Nijni-Kolimsk die heilige Taufe zu geben

Die Stellung der kleinen Kolonie wurde durch diesen Erfolg noch mehr befestigt, und der Abbé wurde bald ein Gegen=

stand der Bewunderung und Liebe seiner Gemeinde. Die schönsten Beuten der Jagd und des Fischfangs wurden ihm gebracht und bald brauchte die Familie gar nicht mehr für sich zu sorgen, denn an Stelle des Elendes hatten sie jetzt treue Freunde.

Die Gräfin hätte eher ihre Lage ertragen, wenn sie gesehen hätte, daß Torlocki sich mehr darin finden würde, aber der Graf wurde von Tag zu Tag trauriger. Er traumte von seinem schönen Vaterlande und konnte sich nicht darüber trösten, es für ewig verloren zu haben, er sah seinen Sohn für's ganze Leben in diese Wildniß gebannt, wohl stark und kräftig, aber ohne geistige Erziehung, und wenn er wirklich durch ein Wunder seine Freiheit erhalten würde, so würde sein so schöner und intelligenter Knabe dessen ungeachtet unwissend in die Welt eintreten. Seine Mutter hatte ihm wohl in ihrem Gebetbuche, das einzige Buch, welches sie besaßen, lesen gelehrt, auch etwas schreiben brachte ihm der Abbé bei, aber ohne Hilfe von Büchern konnte er doch nicht viel lernen. Indessen wuchs der Knabe, ohne sich viel um diese Sachen zu bekümmern, heran, und fand nur Lust am Herumstreifen.

Da kam eines Tages ein Abgesandter des Prinzen Stanislaus Torlocki. Der Bruder des Verbannten hatte seine Bitten mit dem von Nertchinsk abgeschickten Gesuche beim Kaiser vereint und Adalbert's Rückkehr nach Polen war bewilligt worden.

Schmerz und Freude hatten einen schrecklichen Kampf im Herzen Hedwig's zu bestehen. Ihren Sohn reisen lassen, hieß ihn für immer verlieren, ihn behalten aber, hieß ihm ein Leben voller Freude und Glück rauben. Die arme Frau ließ ihren Thränen freien Lauf und theilte dann erst, da sie bei der Ankunft de Kouriers allein zu Hause war, ihrem Manne die Nachricht mit.

„Gott sei gelobt!“ sagte Torlocki, „er wenigstens wird glücklich werden!“

Doch auch die Augen des Vaters bedeckten sich mit einem Thränenschleier.

„Er wenigstens wird glücklich werden!“ sagte nun auch Hedwig.

Bald fuhr das Kind fort. Die Gatten weinten lange lange Zeit, ohne sich trösten zu können.

„Er wird glücklich werden! Er wird glücklich werden!“ . . wiederholten sie oft und dennoch weinten sie immer.

Ein Jahr später wurde ihnen ein anderes Kind, eine Tochter geboren und da erst stillten sie ihren Schmerz, übertrugen ihre ganze Liebe auf dies neue Wesen, da sie doch nie hofften, ihren Sohn jemals wiederzusehen.

II.

Sechszehn Jahre waren seit der Abreise Adalberts verflossen, als gegen Ende März des Jahres 1858 eines Abends die Familie um den Herd ihrer Wohnung versammelt war. Es war sehr kalt, obgleich sich die Sonne jetzt täglich schon fast 10 Stunden sehen ließ. Der Graf, der Abbé Kraowski und Lowshonn hatten lange Haare und Bärte und ihre Kleidung bestand aus Fellen von einer Art des wilden Schafes. Alle drei blickten stumm in die züngelnden Flammen des Herdes, welche sich in ihren großen unbeweglichen Augen abspiegelte. Etwas entfernter auf der andern Seite des Herdes, saß die Gräfin mit ihrer Tochter. Ihre Kleidung ähnelte denen der Männer, nur ihre langen Tuniken zeigten ihr Geschlecht an.

Hedwigs Gesicht war durch die ewige Traurigkeit, die in ihrem Herzen lebte, sehr gealtert und obgleich sie noch nicht fünfzig Jahre alt war, sah sie aus wie eine Greisin. Ihre Haare waren weiß und spärlich, ihre Wangen waren eingefallen und mit Runzeln durchfurcht; kaum konnte man eine Spuren ihrer ehemaligen großen und edlen Schönheit wiederfinden. Was aber ihre Tochter Barbara anbelangt, so war sie ein reizendes Geschöpf von 15 Jahren. Trotz der kalten Sonne, die ihre Kindheit beschienen hatte, war sie frisch und zart, sie hatte einen kleinen Mund, große blaue Augen und ihr Gesicht war von blonden Locken herrlich ein-

gefaßt, so daß sie trotz ihrer groben Kleidung, welche die Reize einer jeden Anderen vernichtet haben würden, entzückend schön war. Man sah es zwar, daß sie dort geboren und sich immer dort aufgehalten, dennoch aber verriethen ihre kleinen zarten Hände, die Reinheit ihrer Züge und die Intelligenz ihres Blickes und ihres Lachelns, das edle Blut von dem sie abstammte.

Mutter und Tochter unterhielten sich mit leiser Stimme, während die Männer ernst und stillscheigend wie Fakire während ihres Gebetes, am Feuer sitzen blieben, in französischer Sprache, denn Hedwig, immer noch Hoffnung auf Rückkehr in das geliebte Vaterland habend, aus dem sie jetzt schon sieben und zwanzig Jahre verbannt war, hatte ihrem Kinde diese Sprache, die ihr sehr geläufig war gelehrt.

„Was wird wohl jetzt mein Bruder machen?“ fragte Barbara, denn sie wußte, daß die Unterhaltung von Adalbert nach einem schmerzlichen Seufzer doch immer ein Lächeln auf die Lippen der Mutter hervorzauberte. „Was macht er wohl um diese Stunde? . . . Ob er wohl an uns denkt? . . . Er, der dort unten jetzt ein großer Herr ist, denkt er wohl ein wenig an uns arme Verbannte?“

„Ich zweifle nicht daran, mein Kind, Du weißt ja recht gut, daß er uns so oft er kann, von Allem benachrichtigt. Es ist nicht seine Schuld, daß wir von der Welt durch einen unüberschreitbaren Abgrund getrennt sind “

„Es ist wahr, und ich erinnere mich, daß vor ungefähr zwei Jahren mehrere Briefe zugleich von ihm ankamen.“

„Leider ist es nun schon zwei Jahre her! Und der letzte dieser Briefe, war noch ein Jahr vor dieser Zeit geschrieben worden. Was mag seit dieser Zeit geschehen sein? . . . O, mein armer Adalbert!

„Dieser theure Bruder! Wie gern möchte ich ihn sehen! . . . Er ist jetzt sieben und zwanzig Jahre alt und ich kenne ihn noch nicht! . . . Kann er denn nicht kommen, da er doch frei ist?

„Die Reise ist zu schrecklich! Er wird dort unten glücklich

sein, und würde vielleicht viel verlieren . . . Ich glaube nicht, daß er kommen wird! . . .“

„Er würde vielleicht viel verlieren! . . . Was kann er dort in Polen haben, was er der Liebe des Vaters und der Mutter vorziehen könnte? Ist es denn ein gar so wundervolles Land?

„Ach Barbara, das kannst Du Dir nicht vorstellen . . .“

„Es ist wahr, Mutter, Du kannst gut reden, daß die Luft dort so mild ist, daß die Blumen so schön und die Städte so herrlich sind, ich weiß, daß ich nichts davon verstehe . . . Was fehlt uns denn aber hier?“

„Mein armes Kind, wenn Du in Warschau gelebt, wenn Du die Welt gesehen hättest, wenn Du wüßtest, was das Wort Frühling bedeutet, wenn Du wüßtest, was eine Blume ist! . . .“

„O, ich bin sehr glücklich, alle diese Sachen nicht zu kennen, weil ihr Verlust Dich so unglücklich macht! . . . Martere Dich nicht so, theure Mutter, haben wir denn hier nicht auch herrliche Schauspiele, die der Bewunderung würdig sind? Unser Nordlicht, unsere Tage, die sechs Monate dauern, unser schöner Fluß und unser ewig mit Eis bedecktes Meer, mit seinen schwimmenden Bergen im Sommer, welche in der Sonne so herrlich strahlen? Uebrigens, wenn ich mich an Deinen Unterricht erinnere, so muß Polen im Vergleich zu anderen Ländern, die Du, glaube ich, Italien, Griechenland, Indien nanntest, eine sehr traurige Gegend haben. Und diese heißen Climas haben doch auch gewiß ihre unangenehmen Seiten! Ich für meinen Theil liebe mein Land so wie es ist! Ich bitte zwar täglich Gott in meinem Gebete, daß er Dich Dein Vaterland wiedersehen lassen möge, aber ich würde traurig sein, wenn ich das meinige verlassen müßte.“

In diesem Augenblicke hörte man draußen einen großen Lärm, man hörte Rufe und zahlreiches Gebell. Die Männer erhoben sich, öffneten die Thüre und blickten hinaus. Zwei mit Hunden bespannte Schlitten fuhren an ihnen vorüber, schnell wie der Blitz und verschwanden dann in der Finsterniß.

„Es sind Reisende,“ sagte Lowshonn.

„Reisende?" wiederholte Hedwig, vielleicht bringen sie Neuigkeiten aus Polen.

„Bah!" sagte der Graf mit entmuthigtem Blicke, die Welt ist so groß! . . ."

Und er setzte sich wieder zum Feuer, wohin ihm der Abbé folgte.

„Ich werde draußen nachsehen, sagte Lowshonn, ebenso getrieben durch seine Neugierde, als auch durch den Wunsch, seine Dienste anzubieten.

Er ging hinaus und zehn Minuten später kehrte er mit einem Reisenden, der tief in einen großen Pelz eingewickelt war, zurück.

„Der Herr hier bittet Gastfreundschaft von uns," sagte Lowshonn. Die Gräfin erhob sich und lud den Fremden ein, auf einem Stuhl am Feuer Platz zu nehmen. Er grüßte ohne zu sprechen und sah alle Anwesenden mit einem eigenthümlichen Blicke an. Darauf nahm er den Stuhl und sagte auf polnisch die einfachen Worte:

„Ich danke Ihnen."

„Sie sind Pole, mein Herr," sagte lebhaft Hedwig, vielleicht von Warschau; kennen Sie nicht Adalbert Torlocki? Er ist mein Sohn."

„Ich kenne ihn," sagte der Fremde mit tief bewegter Stimme.

Der Graf erfaßte die Hand des Reisenden, und seine Frau näherte sich ihm mit demselben unwiderstehbarem Gefühle. Da sahen sie, wie Thrä en aus den Augen des Unbekannten stürzten. Und eine unbestimmte Hoffnung, durchzuckte sie, und beide riefen zu gleicher Zeit: „Adalbert! .. Du bist Adalbert! . . ."

„Mein Vater, meine Mutter, ja, ich bin es! . ."

Einen Augenblick hielten sich alle drei fest umschlossen. Lowshonn und der Abbé lächelten; Barbara aber betrachtete sie mit erstaunten Blicken. Endlich näherte sie sich.

„Und ich, darf ich nicht auch meinen Bruder umarmen?"

Der Graf und seine Frau machten sich aus den Armen

des jungen Menschen los, welcher jetzt zu ihr ging. Barbara wich einige Schritte, halb erschrocken zurück und fragte:

„Du bist doch wirklich mein Bruder, nicht wahr?“

„Ohne Zweifel, liebe Schwester, komm umarme mich doch!“

So versichert, warf sie sich an seinen Hals und umarmte ihn fest. Nachdem die erste Bewegung vorüber war, begann jeder zu sprechen und in einem Durcheinander ohne Gleichen zu fragen, welches aber doch so herrlich für Herzen ist, die sich lieben und die sich nach langer Abwesenheit endlich einmal wiedersehen Man weiß nicht, was man fragt, man hört nicht auf die Antwort; man ist ist nur glücklich. Später kam in ihr Gespräch mehr Ruhe und Ordnung, sie sprachen von Polen, von ihren Freunden und Verwandten, aber die Fragen drängten sich noch so sehr aufeinander, daß Adalbert nicht alle beantworten konnte, und außerdem unterbrachen ihn seine Mutter und seine Schwester alle Augenblicke, um ihn zu umarmen.

Endlich bat er um einige Augenblicke Ruhe, denn er habe ihnen wichtige Sachen mitzutheilen.

Alle schwiegen und lauschten auf seine Worte.

„Wißt ihr denn eigentlich, was sich in Rußland Alles Neues ereignet hat?“

„Was denn?“

„Die Thronbesteigung des neuen Czar.“

„Nikolaus ist also todt? ...“ sagte der Graf mit ungläubiger Miene.

„Schon seit drei Jahren ... Mein Vater, es ist heute einige Hoffnung vorhanden, Deine Freiheit wieder zu erlangen! ...“

Alle, außer Barbara vielleicht, stießen einen solchen Schrei der Ueberraschung aus, daß der junge Mann davon fast ebenso erschreckt als erfreut wurde.

„Was hast Du gesagt?“ rief der Graf. „Adalbert, Du täuscht Dich, nicht wahr?“

„Nein, mein Vater, Ihr seid frei, und ich bin gekommen um Euch abzuholen.“

Torlocki ließ sich diese Worte, welche er nicht zu verstehen

schien, wohl dreimal wiederholen, und betrachtete seinen Sohn mit verstörten Blicken.

Wir sind frei, mein Freund, und werden Polen wieder sehen!"

„Ja, ich verstehe," wiederholte der Graf mit dem Blicke eines Menschen, der nicht dem Gange seiner Gedanken folgen kann, ich verstehe sehr gut, aber ... glaubt Ihr denn, daß die Russen uns von hier fortlassen werden?"

„Aber der Czar selbst hat Euch begnadigt."

„Der Czar, der Czar ... täuschest Du Dich auch nicht?"

Der Geist des Unglücklichen verwirrte sich, und man suchte seine Gedanken auf etwas anderes zu lenken und der Stoff hiezu fehlte nicht. Man sprach eingehender über die Verhältnisse der Verwandten, Freunde und Bekannte in Warschau. Wieviel Veränderungen waren dort während der dreißig Jahre ihrer Abwesenheit vor sich gegangen! Viele waren todt, die schon Männer gewordenen Kinder ersetzten die Stelle ihrer Väter; andere waren verbannt und lebten als Soldaten im Kaukasus und in Orenburg, andere waren geflohen und in alle Gegenden zerstreut, wohin sie der Wind der Revolution eben getragen hatte. Eine sehr geringe Zahl nur war geblieben. Man unterhielt sich namentlich viel vom Prinzen Stanislaus Torlocki, dem Onkel und Beschützer Adalberts, aber Letzterer wollte nicht gerne von ihm sprechen, denn der reiche Verwandte schien nur ein Egoist zu sein, hatte sich wenig um die am Ende der Welt verbannten unglücklichen Verwandten gekümmert, sondern sorgte nur für sich selbst. Adalbert sprach nur mit Bitterkeit von ihm, und man ging daher zu anderen Gegenständen über.

Indessen besprachen sich Lowshonn und der Abbe wie sie am besten die überraschende Neuigkeit, ihre Freiheit, nämlich benutzen könnten, doch auch bei ihnen hatte die Ueberraschung und die Freude so mächtig gewirkt, daß ihr Geist förmlich gelähmt war.

Am folgenden Tage öffnete Adalbert einige der Koffer, die er mitgebracht hatte und gab seinen Eltern bequeme Reise=

kleider, mit denen er sich vorgesehen hatte. Barbara brachte aber den ganzen Tag damit zu alle diese Sachen zu betrachten, sich damit zu kleiden und wieder zu entkleiden, paßte ihrer Mutter die Pelze, Mäntel und Kleider an, indem sie tausenderlei Bemerkungen voller Heiterkeit über diese ihr unbekannten und ungewohnten Kleider machte und sich nicht vorstellen konnte, daß man dieselben tragen könnte. Nichtsdestoweniger begnügte sich ihre Neugierde hiermit, sondern sie dehnte ihre naiven Fragen auch über alles andere aus. Sie glaubte, die Westen, Röcke und Hosen wären auch Frauenkleider und versuchte, dieselben anzuprobiren. Ihr Erstaunen aber erreichte seinen höchsten Grad, als sie das große Reisenecceſſair ihres Bruders öffnete und alle die darin enthaltenen Silbergegenstände auf schwarzen Maroquingrund ihr ins Auge blitzten.

Was ist denn alles das?“ rief sie ihre Hände faltend.

Es bedurfte einer Stunde, um ihr nur ganz oberflächlich den Nutzen dieser Gegenstände, deren Namen sie nicht einmal kannte, zu erklären. Was sie am meisten entzückte, war eine Scheere und ein kleiner Spiegel, in welchem sie sich ohne Unterlaß betrachtete und sich über sich selbst verwunderte, da sie ihr eigenes Bild noch nie gesehen hatte.

„Seht,“ rief sie, „ich habe ja eben so blaue Augen wie mein Bruder! Sind meine Augen nicht schön, und habe ich nicht eine viel kleinere Nase und Mund wie Du? Sieh doch, Adalbert, wie schön weiß und klein meine Zähne sind!“ Dann nahm sie die Scheere und zerschnitt alles, was ihr in die Hände kam.

„O, welch ein allerliebstes Ding ist diese Scheere! Ich möchte sie so gerne haben, nicht wahr, Du giebst sie mir, Adalbert?“

„Nimm sie, nimm sie,“ rief er ebenso entzückt als verwundert über diese Unwissenheit, von der er ehemals auch befangen war.

Eine andere Freude wurde gegen Abend der ganzen Familie bereitet als Adalbert einen neuen Koffer öffnete, der Con=

fituren, Kuchen und Champagner, welch letzterer, Dank der großen Kälte während der ganzen Reise sich gut erhalten hatte, in sich schloß.

Ein göttliches Mahl wurde den armen Verbannten bereitet! ... Kuchen und Wein, nachdem man fünfzehn Jahre nicht einmal Brod gesehen hatte! ... Der Graf war glücklich wie ein Kind, er umarmte seinen Sohn mit ebensoviel Entzücken wie am Tage vorher, und seine Ungeduld ist so groß, daß er ungeachtet der Abwesenheit des Abbé, der zu einen Kranken gerufen war, sich zu Tisch setzte und das Festmahl begann.

Zu all diesen delikaten Sachen fügte Hedwig noch einen vorzüglichen Rennthierbraten und Barbara Caviar und eine Pastete von Lachs, welche sie ausgezeichnet zuzubereiten verstand, hinzu.

Der Graf fand die ganze Heiterkeit der Jugend wieder und seine Zunge löste sich unterdem gemüthlichen Einflusse des herrlichen und guten Weines, der nichts von seiner Güte verloren hatte. Barbara, die auch die Spitzen ihrer Lippen mit diesem Liqueur benetzte, dem sie nicht recht traute, verzog ihr Gesichtchen und begriff nicht, was Gutes darin zu finden sei. Die Confituren von Ananas und Aprikosen mundeten ihr besser, aber im Ganzen hatten alle diese Süßigkeiten nichts Anziehendes für sie.

„Nun,“ sagte sie „wenn dieses eine Probe Eurer Küche in Polen ist, so ziehe ich die meinige dennoch vor.“

„O wir haben auch andere Sach n,“ sagte Adalbert, „beunruhige Dich nicht, Schwesterchen, ich habe auch etwas für Dich.“

Und er suchte unter seinen Reisevorrathen eine kleine Cassete mit Häringen aus den Baicaler See, und bot sie seiner Schwester an.

„Zu diesen habe ich mehr Vertrauen,“ sagte die Kleine und nahm mit ihrer zarten Hand einen der Fische „Wenn man viel solcher Sachen in Polen hat, so bin ich Eurer Meinung.“

Inmitten dieser Tafelfreuden, ging der Vorrath bald zu Ende. Man machte sich eben daran, den letzten Kuchen, eine Art Biscuit zu verzehren und die letzte Flasche zu entkorken, denn der Vorrath war nicht sehr groß, als man sich des abwesenden Abbés erinnerte.

Dies gehört unserem Freunde," sagte der Graf Andreas, rühret es nicht an."

Kraowsko trat in diesem Augenblicke ein, müde und erschöpft. Man lud ihn ein, sich zu setzen und die kostbaren Ueberreste zu genießen.

„Was ist denn das?" rief er mit einem unaussprechlichen Erstaunen.

„Es ist ein ausgezeichneter Kuchen und ein vorzüglicher Champagner," sagte der Graf, und wollte die Flasche für ihn entkorken; „doch Sie werden ihn selbst versuchen, Kraowsko Sie werden schon sehen! . . ."

„Haltet ein," rief aber der Abbé und ergriff den Arm seines Freundes, „das soll Gott gehören! . . . Ist das nicht Brod? ist das nicht Wein? . . . Der Herr sei gelobt! . . . Ich kann endlich einmal meiner Gemeinde die Messe lesen! . . ."

Und indem er in seiner Aufregung auf die Kniee fiel, stimmte er mit lauter Stimme das gloria in excelsis an. Alle beugten sich nieder, angeregt durch diese große Frömmigkeit, und das Fest der Familie endigte mit einem innigen Gebet, und wahrer Dankbarkeit gegen ihren Schöpfer.

Die zwei nächsten Tage wurden dazu verwendet, um das heilige Opfer vorzubereiten. Der Abbé wollte dieses Fest mit besonderer Feierlichkeit begehen, und obschon gleich ihm viele Dinge fehlten, so ersetzte ihm doch Alles die Innigkeit seines Glaubens. Er machte einen Kelch, segnete ihn selbst und bat Gott, ihm diese Uebertretung zu verzeihen, und bereitete sich seine Kleidung aus einigen von Adalbert mitgebrachten Sachen. Dann errichtete er einen Altar auf einem kleinen Felsen nahe am Flusse, damit seine ganze Heerde sich der himmlischen Wohlthat erfreuen könne.

Der zur Festlichkeit bestimmte Tag erhob sich strahlend hinter dem schneebedeckten Hügel, auf welchem sich die Schafe um ihren Hirten versammelt hatten. Die Luft war mild, kein Wind störte die Andacht und die glänzende Sonne warf ihre Strahlen auf das Volk, gleichsam es zum Gebet einladend. Es war dieß ein großarti er Anblick und eine von allen wohlbegriffene Feierlichkeit. Das Andenken derselben blieb für immer im Herzen der Wilden, wie in dem der Verbannten, für welch letztere diese Messe das Zeichen zur Rückkehr zum Leben zur Hoffnung und zum Glück war!

III.

Bevor sie abreisen konnten mußten sie jedoch den Winter abwarten, wenn man überhaupt die wenigen Monate, wo die Sümpfe aufgethaut sind, einen Sommer nennen kann, da derselbe doch auch nur ein Winter nur weniger streng und etwas weniger traurig ist, weil die Sonne immer am Horizont und die Erde, wenn auch nicht mit Wärme, so doch durch ihr Licht erfreut.

Adalbert übte sich von Neuem in den Arbeiten seiner Jugend. Er wurde wieder Jäger und Fischer und fand bei diesen Uebungen eine treffliche Zerstreuung, den Rest seiner Stunden brachte er mit angenehmen Plaudereien hin. Er hatte so viel zu erzählen, daß Stunden und Tage damit ausgefüllt wurden. Die Verbannten erzählten ihm ihr Leben in der Wüste, aber bald wußte er Alles und so mußte er denn immer von Polen, von den Freunden und von sich selbst erzahlen, und namentlich das Letztere fesselte seine Zuhörer. Indessen schien Adalbert nicht alles sagen zu wollen, und war oft sehr traurig, worüber sich seine Mutter beunruhigt fühlte. Er erzählte immer nur einzelne Bruchstücke seines Lebens und schien viel zu überspringen. Auf das innige Bitten Hedwigs jedoch, die gerne sein Geheimniß wissen wollte, versprach er ihnen eine ausführliche Beschreibung der Jahre, die er in Polen zugebracht hatte.

Eines Tages saßen alle vier auf einem kleinen Hügel, der den ganzen Fluß beherrschte und er begann seine Geschichte seit der Abreise von Nijni Kolimsk zu erzählen. Er sprach von seinem Erstaunen beim Anblick der großen Stadte, durch die er gefahren, von seiner Ankunft in Warschau, und vom Empfange bei seinem Onkel, er sprach von der Kälte und Abneigung seines Herzens gegen diese Familie wo ihn nichts an die Liebe und Tugenden seiner unglücklichen Eltern erinnerte, von seiner Schulzeit und von der Universitätszeit in Moskau, seiner Rückkehr nach Warschau, seinem Eintritt in die Welt und von den verschiedenen Eindrücken, die die Gesellschaft und das schöne Geschlecht auf ihn ausgeübt hatte. Er nannte die Namen mehrerer Damen, die er kennen gelernt, und bei einem von denselben, bei dem seiner Cousine Johanna Lowinska, wechselte er unwillkürlich die Farbe und sein Gespräch, das bis dahin schnell und fließend war, wurde langsam und gezwungen wie bei einem zerstreuten Menschen.

„Du bist verliebt," sagte ihm seine Mutter, „warum gestehst Du es nicht?"

„Es ist wahr," sagte Adalbert, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, „und ich bin unglücklich! ... Das Herz dieser Frau ist ein unergründbares Geheimniß!"

Es bedurfte noch einiger Aufmunterungen, um ihn zu bewegen, sich offen zu erklaren, und indem er den Tröstungen der Gräfin nachgab, erzählte er:

„Be meiner Ankunft in Warschau war Johanna ein Kind von acht Jahren. Ich sehe sie noch so wie sie mir das erste Mal mit einem weißen Kleide reizend geschmückt erschien. Sie war entzückend und dennoch fühlte ich bei ihrem Anblick Traurigkeit. Sie war ihrer Mutter beraubt, die sie nie gekannt hatte, ihr Vater war stets abwesend und im Begriff sich in Deutschland wieder zu verheiraten, und so war sie der Sorgfalt einer Gouvernante deren Charakter sehr mürrisch und zankisch war, anvertraut und dieses schöne Kind lachte nie und schien ihr Unglück zu kennen.

In Folge des Mitleids trat die Zuneigung für sie in mein Herz ein und die Gleichheit unseres Schicksals naherte uns noch mehr. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich behaupte, daß sie mich damals ebenso liebte wie ich sie. Ich allein hatte das Vorrecht, mit ihr sprechen zu dürfen und ihr Gesicht hie und da aufheitern zu können. Sie frug mich über Sibirien, über meine Reise, über den Ort, den Ihr bewohnt und das Interesse, was sie an Euch nahm, verdoppelte meine Freundschaft für sie. Ich war kaum drei Jahre älter wie sie und natürlicherweise ihr Spielkamerad. Man erlaubte uns, uns oft zu besuchen, fast jeden Tag, wenn der Unterricht vorüber war, ging ich zu ihr oder sie kam zu meinem Onkel. Wir waren sehr wenig überwacht, denn die Engländerin, die eine leidenschaftliche Romanleserin war, und die uns stets bewachen sollte, befaßte sich nur mit ihren Büchern.

Ich bewunderte Johanna fast ebenso wie ich sie liebte. Ihre Kenntnisse waren größer als die meinigen, der ich nur ein armer Wilder war. Sie sprach französisch und italienisch wie ihre Muttersprache, und hatte eine Menge Sachen auswendig gelernt, von denen ich keine Idee hatte. Was mich aber am meisten erstaunte, war der Schwung ihres Geistes, der sich stets in Regionen bewegte, wohin ich ihr kaum folgen konnte. Eine Art geheimnißvoller Poesie herrschte in ihrer Redeweise, und ihre Sprache klang für mich wie Musik. Ohne daß ich sie immer verstand, war ich stets entzückt, wenn sie von Gott, von Glück und Freiheit sprach.

Das dauerte ungefähr zwei Jahre, darauf wurden durch unsere Studien diese Unterhaltungen weniger häufig. Der Vater von Johanna kam nach Warschau zurück, um sich dort für immer mit seiner zweiten Frau niederzulassen, auch brachte er seine zweite kleine Tochter, Namens Kathinka, die vor ungefähr drei Jahren geboren war, mit sich. Ich wurde vom Grafen Cowinski gut aufgenommen und Johanna blieb für mich stets dieselbe, obgleich wir uns weit seltener begegneten. Während der Ferien reiste sie mit ihren Eltern und kaum fünf oder sechs

Mal konnte ich mich im Jahre mit ihr unterhalten. Wenn uns aber dieses Glück zu Theil wurde, so genossen wir es, obgleich ihr Charakter täglich ernster wurde und sie einen schwärmerischen Hang zur Religion zeigte, so lange wie möglich.

So verging die Zeit. Eines Jahres, als sie wegen einer Krankheit, in die ihre Schwester gefallen war, nicht verreiste, hielt ich mich im Schlosse Mondroiçow, wo die Familie wohnte, vierzehn Tage auf. In dieser Zeit, sei es nun, daß man sie noch wie ein Kind behandelte, oder sei es, daß man in uns sehr großes Vertrauen setzte, man hinderte keineswegs unsere Zusammenkünfte, welche alle Tage ganze Stunden lang dauerten. Seit dieser Zeit verwandelte sich meine Zuneigung zu ihr in ernste Liebe. Bis dahin waren meine Gefühle nur zart, mild und ruhig, jetzt aber wurden sie ungestüm und stürzten mich in eine Aufregung, welche mich bis jetzt noch nicht verlassen. Ich sah wohl, daß sie mich auch liebte, sie hatte so viel Vergnügen an meine Unterhaltungen, daß ich nicht daran zweifelte, indessen schien sie sich mit der Zukunft wenig zu befassen. Und dann beherrschte sie mich auch so durch die Größe ihres Geistes und ihres Charakters, daß ich es auch nicht wagte, mit ihr von meinen Wünschen und Plänen zu reden. Ich fürchtete durch eine Erklärung mein Glück vielleicht zu zerstören, ich verschob sie daher von Tag zu Tag, und sie schien sich nicht darüber zu wundern. Ich weiß nicht, ob sie meine Verwirrung und meine Bewegung, die ich in ihrer Gegenwart bezeigte, gemerkt hat, denn beschäftigt mit höheren Gedanken sah sie kaum, was zu ihren Füßen vor sich ging.

Ihre Lieblingsgespräche waren über Religion und Moral. Sie malte mit so rührenden Worten die Tröstungen aus, die im Gebet enthalten sind, und mit herrlichen Reden erzählte sie von dem Glücke einer christlichen Seele, welche in dem Gefühle ihrer erfüllten Pflichten lebt.

„Warum," sagte sie, „sollen wir über die Gefahren und Hindernisse, die sich auf unserem Wege uns entgegenstellen, erschrecken? . . Leiden ist unsere Sendung auf Erden, hat uns

dieses nicht Jesus Christus durch sein Leben und seinen Tod deutlich gezeigt? Folgen wir also dem Beispiele Gottes, der Mensch wurde und unser Vorbild in dieser Welt war, versuchen wir für unsere Mitmenschen und für ihn zu leben, wie er selbst bis an sein Ende nur für uns gelebt hat."

Ich war stets eine Beute der Ueberraschung und Bewunderung, wenn ich sie hörte, und ich, ich würde oft wohl andere Sachen zu ihr gesprochen haben, aber eine unsichtbare Macht zwang mich zu schweigen. Oefters aber sprach sie auch von anderen edlen und großen Leidenschaften. Und von allen Tugenden sprach sie am meisten von der Vaterlandsliebe. Ihre Rede ergriff mich dann tief und entzückte mich. Jede Faser meines Herzens gehörte dann ihr. Das Vaterland! . . . O dieses Wort ist an und für sich schon so groß für mich, aber nahm noch zu an Größe, wenn sie davon sprach. Welchen Enthusiasmus enthielten ihre Erzählungen, wenn sie von dem Glanze Polens zur Zeit Boleslaws, der Kasimire und der Sobieski redete. Wie viel Thränen aber weinte sie über den Verfall und Untergang des geliebten Landes. Und dennoch bewahrte sie fortwährend edle Hoffnungen für dasselbe. Wenn ich sie so über die Zukunft des Vaterlandes prophezeien hörte, schien es mir, als ob vor meinen Augen die Morgenröthe einer neuen und schönen Zeit erwachte. Auch ich machte dann tausend Pläne zu unserer Befreiung, und sagte ihr die Gedanken, welche ihre glühende Rede mir einhauchten. Dann lächelte sie mir freundlich zu, betrachtete mich mit Wohlgefallen und ermuthigte mich mit Wort und Geberde.

„Adalbert," sagte sie zu mir, „Du hast auch ein großes und edles Herz. . . Du wirst Dich auch der gemeinschaftlichen Sache widmen!"

Darauf verfinsterte sich ihre Stirne, und sie sagte:

„Du mußt es sogar, Du mußt Deinen Vater rächen!"

Erhitzt durch diese Worte schwur ich zu ihren Füssen Haß und Rache und ich suchte in diesen leidenschaftlichen Ergüssen

das Mittel, um ihr von anderen noch leidenschaftlicheren Dingen reden zu können.

Aber leider flogen diese glücklichsten Tage meines Lebens mit der Schnelligkeit eines Traumes. Es vergingen drei Jahre, ehe wir uns wiedersahen! . . Ich reiste auf die Universitat nach Moskau ab, und durch ein unglückliches Geschick war sie, als ich zurückkehrte, in Deutschland und Italien. Wie sehr bedauerte ich jetzt, ihr nicht Alles gestanden zu haben!

Endlich sah ich sie wieder, doch sollte sie in kurzer Zeit wieder nach Frankreich abreisen, wo ihre Schwester Kathinka erzogen wurde. Ich beschloß, mich ihr zu erklaren, denn Johanna war 19 Jahre alt und diese Reise machte mich zittern.

„Sie reisen schon wieder, Johanna," sagte ich zu ihr, „ob wir uns wohl wiedersehen?"

„Ich hoffe es wohl," antwortete sie mir einfach.

„Ich habe eine unendliche Angst, daß Sie sich dort unten vielleicht vermälen."

„Ich mich in Frankreich verheiraten? . . Oh, nein! wenn ich überhaupt Jemanden heirate, so ist dies ein Pole."

Diese Antwort war beinahe ermuthigend für mich, indessen der Ton, mit dem sie die Worte sagte: „Wenn ich überhaupt Jemanden heirate," gab ihr einen doppelten Sinn und verdoppelte meine Unruhe.

„Johanna," erwiderte ich nach einem kurzen Stillschweigen, „ich habe nicht die Tage von Mondroiçow vergessen, ich habe nur durch das Denken an dieselben gelebt. Aber Sie reisen jetzt von Neuem . . . Was soll ich machen? . . . Johanna, Sie sind Alles für mich; Sie zu besitzen, wäre der höchste Wunsch meines Lebens . . . Erlauben Sie mir wenigstens zu hoffen! . ."

Sie schien keineswegs unzufrieden zu sein, aber sie zögerte mit der Antwort. Nichtsdestoweniger sah ich, daß sie vollständig Herr über sich selbst war, obgleich eine leichte Röthe ihre bleiche Stirne gefärbt hatte und ihr Busen sich ungestümer bewegte.

„Wenn ich daran dächte, mich zu verheiraten,“ sagte sie endlich, „würden Sie mir mehr zusagen, wie jeder andere, aber in Wahrheit, ich denke nicht daran.“

Ich flehte Sie lange an, mir ein wenig Hoffnung zu lassen, wenn es auch nur die kleinste wäre. Sie schien bewegt und ich glaubte, sie 'gerührt zu haben.

„Drängen Sie nicht so in mich,“ sagte sie endlich, „ich will mich noch zu nichts verpflichten. Wollen Sie meine Gedanken kennen lernen? . . Ich habe für Sie innige Zuneigung, das wissen Sie gut, aber ich zweifle daran, daß ich zur Ehe berufen bin . . . Ich glaube, eine andere Sendung zu haben.“

„Johanna, ich kenne Ihre Sendnng, sie ist auch die meinige, widmen wir uns derselben gemeinschaftlich! . .“

„Erfüllen Sie dieselbe treu und wir werden später sehen, was zu thun sein wird.

Am folgenden Tage reiste sie für lange Zeit ab, und ich empfand darüber den stechendsten Schmerz. Die Nachrichten, die ich von ihr erhielt, waren zwar keineswegs beunruhigend, aber ihre lange Abwesenheit tödtete mich fast. Nachdem ich meine Rechtsstudien beendet hatte, bat ich meinen Onkel, mich nach Frankreich reisen zu lassen, aber er gewährte mir meine Bitte nicht. Das unerbittliche Schicksal fand es für gut, mich von allen denen, die ich liebte, zu entfernen, und ich sah diejenige wie einen Schatten fliehen und verschwinden, die mich für eure verlorne Liebe getröstet hatte!

Während dieser Zeit bewarb sich mein Onkel um einen hohen Posten bei der Regierung und erhielt ihn auch. Ich erröthe darüber, wenn ich daran denke. Ich war empört darüber, daß dieser so mächtige Bruder kein Mittel fand, Euch den Qualen der schrecklichen Verbannung zu entreißen. Zwanzig Mal wohl bat ich ihn, dahin zu wirken oder mich selbst dafür arbeiten zu lassen; aber ich konnte nichts von ihm erlangen. Er begnügte sich damit, mir zu antworten, daß er bereits alle möglichen Schritte gethan habe, ich glaubte es jedoch nicht und war wüthend über ihn, daß er zur Ehre seines Namens alle

Gunstbezeugungen, nach den er so begierig war, nicht von sich gewiesen hatte. Endlich entschloß ich mich, den Kaiser aufzusuchen und zu seinen Füssen Gnade für Euch zu erbitten. Ich reiste, ungeachtet mein Onkel mich bät, ihn nicht zu kompromittiren, aber sei es nun, daß er mir schon vorgekommen war, oder sei es, daß es die Natur meiner Bitte selbst war, ich wurde beim Kaiser nicht vorgelassen. Ich schickte darauf ein Bittgesuch, welches mir einige Tage später ein Offizier vom Generalstab mit dem Bemerken zurückbrachte, daß der Kaiser sehr darüber aufgebracht sei, daß man es wage, ihn wegen eines Menschen, der seinen Zorn erregt hätte, schon zweimal zu belästigen. Außerdem aber erhielt ich die Weisung, Petersburg in 24 Stunden zu verlassen.

Mein Haß wuchs zu einer fürchterlichen Wuth an, die ich nicht unterdrücken konnte. Bis dahin hatte ich, aus Schonung für meinen Onkel, dem Wunsche widerstanden, mich mit der Aktionspartei zu verbinden, aber bei meiner Rückkehr nach Warschau ließ ich mich dem geheimen Komité einverleiben, und ich hoffte zu gleicher Zeit, daß Johanna damit zufrieden sein würde. Doch war dieser Schritt weniger leicht, als ich es dachte. Ich empfand den Kummer, in der Versammlung der Vaterlandsfreunde kalt empfangen zu werden, denn man beurtheilte mich nach dem Rufe meines Onkels. Ich erröthete fast über den Namen, den ich trug, obwohl ich eher das Recht hatte, im Andenken an meine Vorfahren und an Euch, darauf stolz zu sein. Doch bald ließ man mir Gerechtigkeit über meine Absichten zu Theil werden. Die Erfolge der Franzosen in der Krimm ermunterten uns, und das Komité unterhielt eine sehr lebhafte Korrespondenz und ich gewann sehr bald so das Vertrauen desselben, daß man mir die Stelle eines Sekretars übertrug. Ich erfuhr auch, daß der Graf Cowinski sehr eifrig für die nationale Sache in Frankreich arbeite, und mein Herz schlug heftig, als ich eines Tages in einem, an das Warschauer Komité gerichteten Schreibens, die Handzüge Johannas erkannte.

Während dieser Zeit starb Nikolaus, sein Sohn bestieg den Thron und amnestirte alle Verbannte. Ich empfand darüber eine große Freude, wie Ihr Euch wohl denken könnt, aber bald wurde sie sehr abgekühlt. Diese Amnestie war nichts als eine Falle, die jeder verachtete, als man die gestellten Bedingungen kennen lernte.

Sie war angekündigt als eine Allgemeine, aber war mit einer Liste, auf der sich zahlreiche Ausnahmen befanden, begleitet, so daß die ganze Freude gleich darauf zerstört wurde. Doch dem Himmel sei Dank. Ihr befandet Euch nicht unter der Zahl der Ausgeschlossenen, aber die Art, mit der uns diese Wohlthat geboten wurde und was man noch Alles von uns verlangte, befreite uns von jeder Dankbarkeit.

Man verweigerte sich den Verbannten ihre konfiszirten Güter zurückzugeben und was das Schmerzlichste von Allem war, man verlangte von ihnen eine schriftliche Bitte an den Kaiser, in welcher sie ihre begangenen Thaten bereuen und um Gnade bitten mußten.

Wir sahen die Schwierigkeiten ein, von Euch diese Schrift zu erhalten, da es ja nicht möglich war, mit Euch zu korrespondiren. Da verlangte man, daß mein Onkel und ich für Eure zukünftige Aufführung gut stehen sollten; ich unterschrieb Alles, aber mein Onkel willigte keineswegs darin ein und fing an, sich meiner Reise zu widersetzen. Er zog es vor, Euch aus Eurem eigenen Antriebe kommen zu lassen und begnügte sich damit, Euch einen Boten mit Geld zu senden, von dem wir jedoch keine Nachricht mehr erhielten, und ich hatte so den doppelten Kummer, die heilige Pflicht, Euch selbst in Euer Vaterland zurückzuholen, nicht erfüllen zu können, und mich sogar dem Argwohn meiner Freunde ausgesetzt zu sehen, weil ich mich der russischen Autorität unterworfen hatte. Das Opfer, welches ich Euch gebracht hatte, wurde mir vorgeworfen und man hielt mich nicht mehr frei genug gegen diejenigen zu handeln, denen ich die Begnadigung meines Vaters zu verdanken hatte. Doch hierin täuschten sie sich, die Art und Weise, mit der diese stief=

mütterliche Gnade uns aufgedrungen wurde, enthob uns jeder Dankbarkeit!

Man sprach von der Rückkehr des Grafen Cowinski und seiner Familie. Ich sollte also Johanna wiedersehen! .. Während mehrerer Wochen ließ mich dieser Gedanke alle übrigen Schmerzen vergessen. Ich erfuhr eines Tages, daß die Gräfin mit Kathinka allein zurückgekehrt sei, denn in dem Augenblick, als der Graf Frankreich verlassen wollte, riefen ihn wichtige Geschäfte nach Italien, wohin er mit Johanna abreiste, doch kündigte man mir ihre baldige Ankunft an. Während dieser Zeit fühlte ich sehr lebhafte Unruhe und suchte mich durch häufige Besuche bei meinen Cousinen zu zerstreuen, auch war dies ein Mittel, ohne etwas Auffallendes die ehemalige Verbindung wieder herzustellen. Was ich übrigens bald sah, war, daß die Eltern nichts von meiner Liebe und meinen Bewerbungen um Johanna wußten und sie empfingen mich freundlich und offen.

Kathinka war damals ein reizendes Mädchen von 17 Jahren. Sie war klein, behend, graziös und besaß eine seltene Heiterkeit. Ich war glücklich in ihrer Gegenwart, obgleich ich in Wirklichkeit wenig Geschmack an ihrem Geiste fand, der viel glänzender als gefühlvoll war. Aber warum hätte ich sie nicht ein wenig lieben sollen? .. Sie war ja so nahe mit Johanna verwandt! .. Doch die so sehnlichst erwartete Ankunft war für mich der schwerste Schmerz, den ich je empfunden hatte. Ich erkannte die, die ich so sehr geliebt hatte, nicht wieder. Ihre Kälte erstarrte mich. Sie war gegen Alle wohlwollend, mich aber vermied sie mit auffallender Sorgfalt, als ob meine Gegenwart auf sie einen unangenehmen Eindruck gemacht hätte. Ich bedurfte mehrerer Tage, bis es mir gelang, mit ihr einige Worte allein sprechen zu können.

„Was habe ich denn gethan, Johanna,“ rief ich, „um einen solchen Empfang zu verdienen?“

Sie antwortete mir gar nicht und schien sehr ungeduldig.

„Johanna, ich habe Sie keineswegs vergessen; ich erwartete“ ..

„Was erwarteten Sie?“ fragte sie mich mit einem eisigen Tone. „Ich habe auch noch immer dieselben Gefühle! ..“ Sie hatte mir schon ähnliche Dinge gesagt, aber immer hatte sie ihr Unrecht durch ein freundliches Worte wieder gut gemacht, heute aber sagte sie nichts mehr. Ich hatte nicht die Kraft, ihr zu antworten! ..

Inmitten dieses Kummers vergaß ich Euch aber keineswegs. Im Gegentheil naherten mich meine Schmerzen Euch noch mehr, und machten den Wunsch, Euch wiederzusehen, noch glühender. Von Neuem bestürmte ich meinen Onkel um die Erlaubniß und um die Mittel, mich nach Sibirien begeben zu können. Ich war so dringend in meinen Bitten, daß er endlich die Einwilligung zur Abreise gab, und bedauerte, nicht schon früher dieselbe Energie gezeigt zu haben. Durch meinen Fehler habt Ihr hier zwei Jahre, die Ihr auf der vaterländischen Erde hättet zubringen können, leiden müssen. O, verzeiht mir, ich habe ja auch so viel dulden müssen.

IV.

Nachdem er seine Erzählung beendet hatte, schwiegen alle und dachten über die Vergangenheit nach. Einige gegenseitige Händedrücke zeigten die Bewegung Aller, aber kein Wort wurde gewechselt und ihre Blicke irrten über die ferne Ebene und über die dunklen Gewässer, wo Alles so traurig aussah, wie in ihren Herzen.

Die Natur des Polars breitete sich vor ihnen in seiner schrecklichen Majestät aus. Ungeachtet des Sommers war es doch nur eine Winterlandschaft. Auf dem Flusse, dessen Oberfläche still und ruhig wie ein Spiegel war, schwammen zahlreiche Barken. Die Joukaghirs zogen zum Fischfang hinaus und man hörte die wilde Melodie ihrer Lieder, die sich mit dem Geräusche der Ruder vermischte und nach und nach verhallte.

Jeder sammelte seine Gedanken. Das Herz der Gräfin war schmerzlich berührt durch die Leiden ihres Sohnes und dachte an das Unglück, welches sie alle verfolgte.

„Adalbert,“ sagte sie sich, „mein Adalbert, den ich dort so glücklich glaubte! . .“

Diese Liebe namentlich machte der armen Hedwig Angst und ungeachtet des Kummers ihres Sohnes fragte sie sich, ob sie nicht lieber dem Himmel dafür danken sollte, daß er ihn empfände.

„Eine solche Frau würde ihn zu Grunde richten, wenn es dahin kommen sollte, daß sie ihn lieben würde!“

Sie hatte so viel für die nationale Sache gelitten, daß sie Angst hatte, ihren Sohn könnte ein gleiches Schicksal treffen. Die Liebe zu ihrem Vaterlande hatte nicht nachgelassen, sie war während ihrer Verbannung noch fester in ihr Herz eingewachsen, aber sie wollte Polen nur wiedersehen, dort leben und dort sterben. Und kaum hatte sie die Hoffnung ihren Wunsch erfüllt zu sehen, als sich auch schon wieder dunkle Wolken am Horizonte ihres Glückes sammelten. Die Gefahren schienen drohend und zahlreich und waren durch ihren Sohn, der ihnen jetzt die glückliche Nachricht ihrer Befreiung brachte, selbst heraufbeschworen. Sie zitterte, wenn sie dachte, daß Adalbert unter dem Einflusse eines geliebten Weibes, einen Schwur der Rache und des Hasses gegen die Unterdrücker geleistet hatte, denn wie leicht konnte er sein Leben oder seine Freiheit dabei verlieren!

Was Barbara anbetrifft, so hatte sie der Erzählung ihres Bruders mit großer Neugierde zugehört. Das unwissende Kind hatte noch nie etwas Aehnliches gehört, noch nie war ein Wort von jenen romantischen Lieben zu ihren Ohren gedrungen, die bei uns jedes Kind kennt. Sie kannte nur ihren Vater, die beiden Greise, dessen Leidensgefährten und die wilden Joukaghirs, für welche sie eine Zuneigung hatte, wie man sie den Thieren sonst widmet, und als sie ihren Bruder das erste Mal sah, sagte sie zu sich:

„Es gibt also auch schöne und junge Menschen!“

Dieser Gedanke beschäftigte sie lange Zeit, und als Adalbert seine Erzählung beendet hatte, war sie ganz verwirrt und ihr Herz fühlte ein neues, unaussprechliches Vergnügen. Sie fiel ihrem Bruder um den Hals, liebkoste ihn, und sagte:

„Warum will Dich denn diese Johanna nicht lieben? . . Die Böse! . . Wenn ich an ihrer Stelle wäre, ich würde Dich schon lieben! . ."

Der Graf war bei der Erzählung über Johanna ruhiger geblieben. Seine Seele, die durch so viele Unglücksfälle abgehärtet war, begreift Adalbert's Leiden nicht. Er beklagte seinen Sohn, durch dessen Thränen er einen Augenblick gerührt wurde, und dachte dann nicht mehr daran, sondern beschäftigte seinen Geist mit den großen Schwierigkeiten, die seiner Rückkehr nach Polen entgegenstanden. Er hatte dieselben längst vorausgesehen, aber die Erzählung Adalbert's zeigte sie ihm jetzt erst klar, und er sah ein, daß er mit einer Erniedrigung die Freude mit den Seinigen in sein Vaterland zurückkehren zu können, bezahlen mußte. Der Unglückliche wurde krank vor Pein und Qual.

„Welche Demüthigungen!" murmelte er, „wenn es nicht für sie wäre, ich würde es vorziehen, hier zu sterben!"

Er versuchte zwar seinen Schmerz zu verbergen, aber Hedwig konnte doch nur halb getäuscht werden, und betrübte sich über die Schwäche dieses ehemals so energischen Geistes.

„Muth, mein Freund," wiederholte sie, „werden wir nicht das Vaterland, unseren heimatlichen Herd und sein süßes Klima wiedersehen?"

„Ich werde diese Reise nicht ertragen," antwortete Torlocki, indem er seine wahren Gedanken verbarg, „in meinem Alter hofft man nichts mehr!"

„Sag', lieber Vater," meinte Barbara mit anmuthigem Lächeln, welches immer die Stirne des Greises aufheiterte, „was bedeuten denn Deine finsteren Gedanken? . . Du mußt heiter und zufrieden sein, meine Mutter will es so und mein Bruder auch!"

Adalbert allein kannte die wahren Ursachen seiner Traurigkeit, denn während seiner Erzählung sah er, wie sein Vater erzitterte, als er von der Unterwerfung vor dem Czar sprach, welche er zum ersten Mal zu erwähnen gewagt hatte.

Indessen verging die Zeit und man dachte an die Vorbereitungen zur Reise. Seit der Mitte des Monats August, als die Nächte zurückkehrten, obgleich sie noch kurz waren, fing es beim Untergehen der Sonne schon zu frieren an. Dies war das erwartete Zeichen, um die letzten Vorkehrungen zu treffen. Man hatte noch an viele Sachen zu denken, nicht etwa an unmögliche Annehmlichkeiten, sondern an Dinge, die zur Erhaltung des Lebens bei der Fahrt durch die Wüsten, in denen die Kälte und die Wölfe die kleinsten Uebel sind, nothwendig waren. Man hatte wenig Hilfsquellen, und man mußte sich dem Zufall und der göttlichen Vorsehung anvertrauen. Die größte Sorge war die Herbeischaffung hinreichender Lebensmittel, und man nahm trockene Fische und geräuchertes Fleisch in hinreichender Menge, dann aber arbeitete man an den Transportmitteln. Es waren dies ganz einfache Schlitten aus hartem Holz, auf welche man Rennthierhäute ausbreitete. Die Haut dient den Reisenden als Sitz oder als Bett; fünfzehn bis zwanzig Hunde ziehen die Maschine, und so fährt man Strecken, die so lang sind, wie ganz Europa ohne Relais zu bekommen oder den Schlitten mit einer Kibitka vertauschen zu können.

Gegen Ende September war es, Dank der Kälte, die den sumpfigen Boden zugefroren hatte, möglich, abzureisen. Die Thätigkeit der letzten Tage weckte die Verbannten aus ihrer Betäubung und gab ihnen Muth und Hoffnung zurück. Indessen ergriff sie alle im entscheidenden Augenblicke eine Art von Furcht. Sie fühlten eine geheime Angst, als sie sich von diesem Lande, wo sie so viel gelitten, losreißen wollten, um sich in das Vaterland, welches sie rief und was sie so liebten, zurückzubegeben. Namentlich betrübte sie aber der Verlust eines Freundes. Der Abbé Kraowski, der sich zwar auch im ersten Augenblicke der Freude hingegeben hatte, als er hörte, daß er

frei sei, wurde schon wenige Tage nach der Ankunft Adalbert's finster und in sich gekehrt. Hedwig beunruhigte sich darüber, und nicht ohne einige Anstrengung entschloß sie sich, den würdigen Mann über die Ursache seiner Traurigkeit zu fragen.

„Es rufen mich zwar alle meine Gefühle nach Polen, aber ich habe derartige Bedenken, daß ich dem Glücke, es wiederzusehen, entsagt habe .... Kann ich denn meine Heerde verlassen, diese armen Seelen, die ich auf den Weg des Heils geführt habe und die wieder zum Götzendienst zurückkehren würden, wenn ich sie verließe?"

Hedwig war zu fromm, um nicht von diesem hohen und edlen Gedanken überzeugt zu sein, aber sie meinte, daß ein solches Opfer über die menschlichen Kräfte ginge, und sie suchte alle möglichen Gründe, um das Gewissen des Abbé zu beruhigen, aber Alles war vergebens.

„Sie wollen also wirklich allein hier bleiben?" sagte sie endlich mit traurigem Herzen.

„Gott hat mir diesen Platz angewiesen, und ich kann hier noch viel Gutes thun."

Die Gräfin blieb nachdenkend und stumm; sie fühlte aber das Bedürfniß, vor diesen heiligen Mann niederzusinken.

„Gott, dem Ihr so vortrefflich dient, wird mit Euch sein, er wird Euch unterstützen!"

Nichtsdestoweniger versuchten Alle den Abbé zu überreden, mitzureisen, und obgleich alle Anstrengungen vergeblich waren, wurden dieselben bis zum Tage der Abreise hartnäckig erneuert.

Was Lowshonn anbelangt, so dachte er nur an die positive Seite der Dinge, und während die Anderen Kraowski baten, sie nicht zu verlassen, ließ er sich zwei Schlitten machen, die er mit den feinen Pelzen, die er gesammelt hatte, beladen ließ.

„Das Geld verliert in diesen Gegenden," sagte er zu Adalbert, „behalten wir es lieber, wir werden Geschäfte damit machen.

V.

Endlich kam der Tag der Abreise. Am 1. Oktober fuhren die Reisenden bei einer Kälte von 10° ab. Sie warfen noch einen Abschiedsblick, fast einen Blick des Bedauerns, auf diese Gegend, auf ihre Hütte, die so reich an trüben Erinnerungen für sie war, und nahmen weinend Abschied von ihrem alten Freund Kraowski, der unwiderruflich dablieb, um seine Sendung zu erfüllen. Diese Sendung aber konnte nur mit seinem Leben enden, und da auch Alle diesen Gedanken hatten, war der Abschied für die Ewigkeit.

Die Fahrt über die gefrornen Ebenen ging anfangs glücklich von Statten. Die nicht zu große Kälte erlaubte ihnen, die Nächte im Schlitten zuzubringen, da sie hinreichend viel Pelze hatten, um sich gut darin einwickeln zu können. Aber seit den ersten Tagen des Novembers, als sich die Sonne fast gar nicht mehr zeigte, wurden diese nächtlichen Aufenthalte sehr unangenehm, denn die Kälte stieg auf 30—35 Grad, und man mußte, wenn man nicht irgend eine elende Hütte fand, sich im Schnee einbetten. Die Kälte wurde endlich so beträchtlich, daß das Quecksilber im Thermometer den Adalbert mit sich führte, zusammenfror und derselbe zersprang. Man durfte nicht weiter reisen, da man sonst einem gewissen Tode entgegengegangen wäre.

Diese schrecklich kalte Zeit dauerte fast sechs Wochen, welche man in einem elenden Dorfe zubrachte. Erst im Februar konnte man die Reise fortsetzen, und während vieler Tage bot die Reise keinen anderen Zwischenfall als die gewöhnlichen Uebelstände, die bei solchen Fahrten immer zu finden sind.

Aber bald kam die Zeit der Aequinoktien und mit ihnen Stürme und Schneegestöber. Man sah weder Himmel noch Erde, weder den Weg, dem man folgen mußte, noch den nächsten Schlitten, ja nicht einmal die Bespannung des eigenen

Schlittens. Das Auge sah nichts als ewigen Schnee, und derselbe war fast nur eine harte Masse von Eisstückchen, welche wie spitzige Nadeln in das Gesicht schlugen und es blutend machte. Hier kann der Reisende, wenn er von dieser Art von Samum überrascht wird, nicht wie der Araber sich das Haupt bedecken und entweder die Milde Gottes oder den Tod erwarten.

Die Karavane der Verbannten wurde so durch drei Tage mitten in einer Ebene ohne jeden Schutz aufgehalten. Das Schneegestöber kam so plötzlich und so schnell, daß sie kaum Zeit hatten, sich zusammenzustellen, um sich gegenseitig zu schützen oder vereint zu sterben. Nach einer schrecklichen Stunde sah man nur noch Denjenigen, welchen man berührte und hörte nur seine eigene Klage; man war eingeschneit. Nur das Geräusch des heulenden Sturmes drang noch durch ihre Decke, wie fernes dumpfes Donnern

Als es etwas ruhiger wurde, rührte sich nichts mehr unter der Schneemasse, welche die Unglücklichen bedeckte, jeder von ihnen hatte geglaubt, das Ende ihrer Tage wäre gekommen. Nur eine Frau, es war Hedwig, angeregt durch ihre Liebe als Gattin und Mutter, versuchte noch zu kämpfen. Sterbend vor Frost und Ermattung, suchte sie sich mit den Ihrigen in Verbindung zu setzen und sprach ihnen neuen Muth zu. Die Unglücklichen entledigten sich der drei Fuß hohen Schneedecke, mit der sie bedeckt waren, und nachdem sie ihre Schlitten nach einer langen und mühevollen Arbeit gereinigt hatten, konnten sie endlich ihre Reise fortsetzen.

Die Tage verflossen langsam, aber man kam doch wenigstens vorwärts. Die Jahreszeit wurde weniger rauh, aber jetzt hatte man mit anderen Mängeln zu kämpfen. Die Lebensmittel, die sie mit sich genommen, waren längst verzehrt, und man mußte sich in den seltenen Dörfern, durch die man kam, frisch damit versorgen, aber da man oft hundert Meilen von einer menschlichen Wohnung zur andern zu machen hatte und man oft die Straße verfehlte, so mußten sie Moosflechten und

Suppe von Birkenrinde, wie es die Jakouten während einer Hungersnoth thun, essen. Es war ein wahres Wunder, daß sie sich nicht in den unermeßlichen Steppen verirrten, wo kein Wegweiser zu finden, deren Oberfläche wie ein Ozean ist, der im Winter eine Schneefläche, im Sommer ein Sumpf ohne Ende ist. Man muß sich hier des Kompasses bedienen, und wenn man keinen besitzt, muß man sich nach dem Laufe der Sonne und der Sterne richten, wenn dieselben überhaupt sichtbar sind.

Indessen gewöhnten sich die Verbannten an dieses Leben, und Gefahren schienen sie nicht mehr zu bedrohen. Das Wetter war nicht mehr so schlecht, man fand Lebensmittel, Holz, um sich zu erwärmen und um sich des Abends Suppe zu kochen, so daß sich allmälig ein Strahl der Heiterkeit bei der Familie wieder einfand und die trüben Stirnen sich wieder muthiger emporrichteten. Barbara gab zuerst das Zeichen zum lächeln, indem sie einige Späße über die Leiden, die sie ausgestanden hatten, machte.

„Sag doch, liebe Mutter," meinte sie, „wir nähern uns Polen immer mehr, wo sind denn all die schönen Blumen, von denen Du mir so oft erzählt hast?"

Hedwig antwortete mit einem trüben Lächeln, aber die Kleine machte mehr Späße, und oft endeten dieselben mit einer allgemeinen lustigen Unterhaltung. Der Graf allein mischte sich nicht in das Gespräch und ärgerte sich sogar darüber, er, der seit fast dreißig Jahren nicht gelacht hatte. Hörte er seine Frau und seine Kinder Pläne machen, so sagte er immer:

„Sprecht nicht so, wir sind noch nicht am Ende unserer Leiden .... Kann man denn überhaupt aus Sibirien zurückkehren?"

Die Gesichter verfinsterten sich, man lachte nicht mehr. Selbst Barbara wurde ernst, weil sie betrübt war, ihren Vater in dem Augenblick, wo sich der Traum seines ganzen leidenvollen Lebens erfüllen sollte, so unglücklich zu sehen.

Das junge Mädchen dachte immer an die Liebe ihres Bruders, und es war ihr größtes Glück, sich mit ihm auf einen Schlitten zu setzen, um sich mit ihm über diese Liebesangelegenheiten, welche so ihren kleinen Kopf und ihr unschuldiges Herz beschäftigten, zu besprechen.

„Erzähle mir von Deiner Johanna,“ sagte sie, „o wie gern möchte ich sie sehen, um ihr zu sagen, wie närrisch sie ist, Dich nicht zu lieben!“

Adalbert lächelte und verweigerte sich nicht, ihr die Einzelnheiten dieser so reinen Leidenschaft immer wieder zu erzählen. Er verspürte jetzt sogar ein lebhaftes Bedürfniß fortwährend von ihr zu sprechen und Barbara allein hörte ihm gern zu, ja sie vertheidigte sogar die Interessen seiner Liebe mit solchem Eifer, daß er sehr darüber erfreut war.

„Was hat denn diese Johanna für Wünsche? ... Was will sie eigentlich? worauf wartet sie? ... Was kann man sich denn noch wünschen wenn man die Liebe meines Bruders hat?“

Aber da sie stets auf diese Weise sprach und ihren Bruder mit Liebkosungen überhäufte, wurde der junge Mann beinah unruhig darüber. Er hatte diese Schwester eines Tages gefunden, als sie schon ganz groß war und hatte nicht absolut den Eindruck einer Schwester auf ihn gemacht und die gar zu heftige Zuneigung Barbara's schien die Grenzen des Anstandes zu überschreiten.

„Sei doch ruhiger, sagte er ihr mit so ernster Miene, daß das junge Mädchen sich darüber wunderte, Du bist eine wahre Wilde und es wäre eine große Schande, wenn Deine Erziehung noch einmal von vorn angefangen werden müßte, um Dich der Gesellschaft in Warschau vorstellen zu können.“

Sie betrachtete ihn ganz aus der Fassung gebracht, aber bald wurde sie wieder heiter und antwortete: „Bah, um so schlechter, eure Gesellschaft langweilt mich jetzt schon wenn man nicht sprechen kann was man denkt!“

Auf diese Weise verfloß die Zeit; man reiste und reiste ohne das Ende dieser unendlichen Ebenen finden zu können.

Die Fahrt war weniger schwierig, die Kälte weniger scharf und die Sonne stand täglich dreizehn bis vierzehn Stunden am Himmel. Indessen war dieses Nachlassen der Kälte eher ein Grund zur Unruhe als zur Beruhigung, denn wenn es der Karavane nicht gelang noch vor dem Thauwetter Yakoutsk zu erreichen, so wurde sie durch die Ueberschwemmung in der Wüste eingeschlossen. Schon jetzt war es bei Tage schwierig die Schlitten vorwärts zu bewegen, man mußte Rennthiere zur Unterstützung der Hunde einspannen und dann bei der Nacht reisen und bei Tage ausruhen, da die nächtliche Kälte dem Schnee immer etwas mehr Festigkeit verleiht. Aber bald war selbst dies Mittel nicht mehr genügend und man mußte daran denken Halt zu machen.

Die Ebene bewässerte sich immer mehr, man sah sich bei jedem Schritt bedroht unterzusinken und Yakoutsk war noch über hundert Meilen entfernt.

Die Reisenden hielten in einem elenden Dorfe in dem während des Winters die Hungersnoth die Einwohnerzahl decimirt hatte, an. Sie wollten sich hier auf's neue verproviantiren und mußten aber das was sie mitbrachten noch mit ihren vor Hunger sterbenden Wirthen theilen. Aber dieses Wenige konnte unmöglich hinreichen um so viele Menschen zu ernähren und die verhungerten Einwohner umringten die Reisenden um mehr von ihnen zu erhalten. Es war dies eine herzzerreißende, schreckliche Scene, denn Menschen vom Hunger geplagt sind fürchterlich. Man konnte ihnen nicht widerstehen und gab Alles hin, aber dies war nur wie ein in's Oel gegossener Tropfen Wasser und die hungrigen Bettler verlangten noch dringender nach mehr.

„Wir haben Hunger, schrien sie mit hohler Stimme, wir wollen zu essen haben! . . .“ Das Murren in der Menge wurde immer starker und starker, wie die Wellen des Meeres beim herannahenden Sturme. Sie drängten sich immer näher gegen die Schlitten die um die Hüte gestellt waren in welche die Familie sich geflüchtet hatte. Adalbert, der Graf, Lowshonn und

die Führer stellten sich kühn in den Raum, welcher zwischen der Hütte und den Schlitten geblieben waren. Die Haltung der Vertheidiger imponirte einige Augenblicke die Belagerer, aber durch ihre Zahl ermuthigt stürzten sie sich plötzlich auf die Schlitten und rießen sie auseinander. Während ein Theil sich nun mit dem Grafen und den Seinigen in einem Kampf einließen, begann der andere die Plünderung der Schlitten. Sie bemächtigten sich der Rennthiere, erwürgten und verzehrten sie ohne sich vorher die Zeit zu nehmen sie zu braten. Der Hunger diente ihnen als Vorwand zum Raube und in einem Augenblick war alles davon getragen, Gepäck und Waaren, es blieb nichts übrig!

Der Graf und sein Sohn waren durch die Verzweiflung wüthend geworden, sie vertheidigten sich wie Löwen und versuchten den Räubern wieder einiges von ihren Gütern zu entreißen. Aber überwältigt von der Ueberzahl, wurden sie zu Boden geworfen, mit Füßen getreten und selbst ihrer Kleider die man ihnen in Fetzen vom Leibe riß, beraubt. Glücklicherweise verließen diejenigen welche sie besiegt hatten bald ihre Opfer um bei der Beute nicht zu kurz zu kommen. Der Graf hatte eine schwere Kopfwunde erhalten; der Korper Adalberts war buchstäblich durch Stöße gerädert und hatte mehrere blutige Quetschungen davongetragen. Lowshonn und die Diener, die weniger am Kampfe betheiligt waren, hatten nur einige leichte Contusionen erhalten.

Welche Nacht! . . . Zu dem Schmerz die beiden Häupter der Familie verwundet auf der Erde liegend zu sehen, ohne das man im im Stande war ihnen Hilfe zu leisten, kam noch die Angst eines neuen Angriffs gegen welchen man sich diesesmal ohne jede Vertheidigung sah. Aber derselbe erneuerte sich nicht. Die Yakouten ließen sie in Ruhe da sie ihnen nichts mehr zu nehmen hatten. Wenn die Reisenden nun auch in dieser Beziehung jetzt sicher waren, wie aber konnten sie sich nähren, die Wunden heilen und ihre Reise fortsetzen! . . . . Als Adalbert wieder zu sich kam, bemerkte er, daß man ihm mit seinen

Kleidern auch einen Gürtel der fünfhundert Rubel in Gold und was das Schlimmste war, auch sein Portefeuille mit einer Summe in Papier, seinen Paß, seine Creditbriefe und überhaupt alle seine Hilfsmittel enthielt, geraubt hatte. Und man mußte noch tausend Meilen in einem Lande wo man Niemand kannte, reisen.

Die Entmuthigung gesellte sich zu ihren Schmerze, es blieb ihnen nichts anderes übrig als hier zu sterben. Ihre Diener, Jougakhirs, in ihre weiten Kleider von Thierhäuten eingewickelt schienen sich am ersten darin zu fügen. Barbara gab sich ihren wilden Gefühlen wieder hin und dem unerbitterlichen Widerstande eines Kindes welches leidet, rief sie fortwährend:

„Mutter ich habe Hunger, ich habe Hunger."

Hedwig allein hielt sich noch aufrecht, sie ging von einem Verwundeten zum andern, stillte ihren Durst mit einigen Tropfen Wassers und tröstete sie mit innigen Worten. Die arme Frau konnte ihnen nichts anderes bieten und bedurfte selbst so sehr des Trostes. Niemand wagte sich seit dem Angriffe aus der Hütte zu entfernen, Niemand war da der ihnen hätte beistehen können, und selbst die Bewohner der Hütte waren mit den Plünderern verschwunden.

„Wir können sie nicht länger so leiden lassen, sagte sie zu Lowshonn. Daniel wollen Sie nicht wenigstens einen Versuch machen für ihren alten Freund und für meinen Sohn etwas herbeizuschaffen?"

Und zu den Dienern sprach sie:

„Meine Freunde, kommt ihr nicht eurem Herrn zu Hilfe? Im Namen des Himmels rettet ihn."

„Wir waren feig," sagte Lowshonn und erhob sich, „es ist nicht nothwendig so zu sterben."

Er nahm eine Flinte die der Plünderung entgangen war und munterte die Diener auf ihm ihm zu folgen. Sie kamen erst spät zurück. Die Yakouten hatten sie nicht beunruhigt, aber kein Wildpret hatte sich ihnen gezeigt und sie brachten nichts als Baumrinde mit sich. Man kochte sie und begnügte sich

mit derselben nachdem man drei Tage gefastet hatte. Am folgenden Tag wurde der Ausflug erneuert und diesmal mit größerem Erfolg, denn man brachte einen Arpali mit sich. Ihre große Freude wurde jedoch bald durch die Ankunft der fürchterlichen Bettler, die die Beute gesehen hatten und ihren Theil davon verlangten, herabgedrückt. Lowshonn wollte ihnen die Hälfte geben, wenn sie das geraubte Portefeuille zurückbrächten, aber das Murren der Menge machte dieser Unterhandlung bald ein Ende.

„Geben Sie," rief Hedwig, „geben Sie ihnen Alles, wenn es sein muß, sie sollen uns nur in Ruhe lassen."

Man gab ihnen dreiviertel des erlegten Thieres und sie zogen sich zurück. Jedoch wurde diese ungleiche Theilung jeden folgenden Tag vorgenommen und der Antheil, den man den Reisenden ließ, wurde immer kleiner und unzulänglicher. Man versuchte die Yakouten zu tauschen, kam erst während der Nacht von der Jagd zurück und versteckte einen Theil der Beute. Aber unter dem sechzigsten Grade sind Nächte des Juni kein hinreichender Schutz, um etwas verbergen zu können, und ihre Vorsicht diente nur dazu, ihre Feinde argwöhnischer zu machen, die jetzt noch mehr verlangten, wie vorher. Nichtsdestoweniger lebte man, man gewann Zeit und die Wunden heilten wieder, aber woher sollte man die Mittel nehmen, um weiter zu reisen? Indem man das Geld, was ihnen noch geblieben war, zusammenthat, besaß man einen Reichthum von ungefähr hundertfünfzig Rubel. Außerdem hatte Lowshonn sechs Zobelpelze wiedergefunden und Adalbert hatte man einen Diamantring am Finger gelassen. Es war dies genug, um die Reise zu beginnen und bis Yakoutks zu kommen, aber was sollte dann geschehen?

„Ich hätte einen Freund in Nertchinsk, einen reichen Israeliten," sagte Lowshonn, „wie wäre es, wenn ich ihn aufsuchte?"

„Das ist schon zwanzig Jahre her," bemerkte der Graf, und Sie müßten zweihundert Meilen machen, um bis Nertchinsk zu gelangen."

Der Plan wurde nichtsdestoweniger besprochen und endlich angenommen. Lowshonn reiste zwei Tage später mit der Hälfte der kleinen übriggebliebenen Summe ab, während die Familie sich erst einige Tage später und zwar diesmal zu Fuß auf dem Weg machte, denn im Schlitten zu fahren; war in der herrschenden Jahreszeit nicht möglich, außerdem aber waren auch ihre Mittel zu gering, als daß sie es hätten thun können. Eine drückende Hitze hatte die Kalte des Winters und die kalten Sommer von Nijni-Kolimsk ersetzt und man glaubte oft in einer Gegend am Aequator zu sein, und da man auch die Nachte alle unter freiem Himmel zubringen mußte, war die Reise doppelt ermüdend.

Namentlich viel litt der Graf, der kaum von seiner Wunde geheilt und mehr denn je an Körper und Seele ermüdet war.

Sie kamen Ende August in Yakoutsk an und zogen dort in eine kleine und elende Hütte. Ihre erste Sorge war, nach Polen zu schreiben, aber vor vier bis fünf Monaten konnte keine Antwort kommen.

Inmitten dieser argen Bedrängnisse fand Adalbert etwas Trost in einigen Briefen aus Warschau und durch die Begegnung eines Freundes, Waldemar Prdzeinskis, der vor Kurzem verurtheilt und nach Yakoutsk deportirt war. Er brachte ihm die frischesten Neuigkeiten, und da er auch in der Familie Johannas bekannt war, hätte er gewiß viele Dinge erzählen konnen, aber wie war es möglich, ihn darnach zu fragen? Adalbert hatte mit ihn nur eine ganz oberflächliche Freundschaft gehabt. Doch in der Verbannung, im gemeinsamen Unglück macht ein Tag mehr aus, wie Jahre des Zusammenslebens in der Welt. Eine Stunde nach ihrem Wiedersehen tauschten sie sich schon ihre tiefsten Geheimnisse aus, und als der Name Cowinski ausgesprochen wurde, rief Adalbert:

„Und was macht Johanna?“

Dieses Wort verrieth ihn, aber er bedauerte es keineswegs. Waldemar sprach in solchen Ausdrücken von Johanna, daß sein Herz gestarkt wurde und ein Hoffnungsstrahl in dasselbe zu-

rückkehrte. Er sprach nicht darüber mit seiner Mutter, die er gegen Johanna feindlich gesinnt wußte, aber er war so glücklich, daß er es Barbara nicht verschweigen konnte.

„O mein Bruder," rief das junge Mädchen, „wie würde ich sie verehren, wenn sie Dich lieben würde!"

VI.

Ein Hoffnungsstrahl schien endlich wieder über die unglücklichen Verbannten. Ungeachtet der großen Schwierigkeiten, die sie noch zu bestehen hatten, fühlten sie sich in diesem Orte in Verbindung mit der übrigen Welt und dieser Gedanke gab ihnen Muth. Man mußte warten, ohne Zweifel noch lange warten, aber man war nicht mehr Beraubungen und den Lebensgefahren der Wüste ausgesetzt. Das Brod zu Yakoutsk ist nicht theuer und sie bewaffneten sich mit Geduld, bis Hilfe kommen würde.

Ruhige Tage begannen jetzt und die Familie war zufrieden. Der Graf schien manchmal zum Leben zurückzukehren und Hedwig, deren Seele der Spiegel der ihres Gemals war, lächelte froh über die minder finstere Zukunft. Adalbert träumte von seiner Liebe, und was Barbara anbetrifft, so war sie, so oft die Gelegenheit ihr auch nur den mindesten Vorwand dazu gab, die Heiterkeit selbst.

„Es ist so angenehm, lustig zu sein," sagte sie, „und wenn ich traurig bin, ist mein größter Kummer, der entweder nicht lachen zu können oder es nicht zu wagen.

„Glückliches Kind," antwortete ihre Mutter, „man sieht, daß Du niemals gelitten hast!"

„Leiden! ist das nicht ein Wort, das Sie erfunden haben? Was bedeutet es eigentlich? Sie sehen immer da Leiden, wo ich nichts sehe."

„Du kannst Dir also unsere Lage nicht vorstellen?"

„Ich habe tiefen Kummer gehabt, als ich meinen Vater und Bruder verwundet sah, ich hatte Furcht vor den Wilden, ich gestehe es . . . aber heute, was fehlt uns jetzt? Werden wir es in Polen besser haben?“

„Sieh Deinen Vater, wie niedergeschlagen er ist!“

„Ich habe ihn nie anders gesehen; er ist alt; was können wir dagegen thun? Uebrigens ist er nicht so unglücklich, als er sich den Anschein gibt, ich habe ihn schon so oft aufgeheitert.“

Aber bald sollte auch auf Kosten der ewig heiteren Barbara viel gelacht werden. Bis jetzt hatte sie sich immer geweigert, ihre gewohnte Tracht zu ändern. Diese Kleidung war wohl passend für die Wüste, aber in der russischen Stadt Yakoutsk war sie nicht mehr schicklich, denn man durfte sich hier nicht für Wilde halten lassen. Man hatte von den räuberischen Yakouten einige Kleidungsstücke zurückgekauft und die Gräfin bekleidete sich mit einem Tuchkleide, indem sie ihre Tochter bat, es ebenso zu machen, aber daraus entstand ein ganzes Lustspiel. Barbara fing, nachdem sie viel über ihre sonderbare Kleidung gelacht hatte, über den ungewohnten Zwang, der ihr verursacht wurde, zu weinen an. Sie meinte, der Rücken fröre ihr, obgleich man noch zwanzig Grad Hitze hatte. Es ist wahr, daß ihr Kleid von einer ungeschickten Person gearbeitet war und daß es ihr sehr schlecht stand, denn in den Schultern war es ihr zu eng und die zu große Länge des Rockes hinderte sie am Gehen. Um nun ihr Unglück vollends unerträglich zu machen, sah sie sich in der unangenehmen Lage, den Uebelständen nicht abhelfen zu können, da sie immer nur mit Fischgräten genäht hatte. Da kam ihr denn ihre Mutter zur Hilfe, obgleich auch die Hand der armen Frau mit der Zeit sehr ungeschickt geworden war. Barbara aber mußte sich an ihr neues Kleid gewöhnen, was ihr große Mühe verursachte.

„Kann man es wohl begreifen, daß sich vernünftige Personen auf diese Art bekleiden konnen? Und Ihr glaubt, daß

eine Frau in einer solchen Verkleidung hübsch sein kann? O, niemals!"

Und jetzt war es nicht Barbara, die lachte.

Adalbert sah sich eifrig nach Reisemitteln um, und hoffte sie noch vor Ankunft anderer Hilfe zu erlangen. Er besuchte mehrere Banquiers, einige jüdische Handelsleute und bot ihnen eine große Summe in Schuldscheinen für tausend Silberrubel. Aber unbekannt, ohne Papiere selbst in der Unmöglichkeit, seine Idendität zu beweisen, gelang es ihm nirgends. Er beschloß darauf, sich zum Gouverneur zu begeben, obgleich ihm dieser Schritt sehr widerstand. Er wußte wohl, daß es ihm unmöglich sei, seine Reise ohne Paß anzutreten und daß er über kurz oder lang der Behörde darüber Rechenschaft leisten mußte, aber er schreckte davor zurück, sich einer habgierigen und mißtrauischen Obrigkeit ohne Geld, um sich willkommen zu machen, vorzustellen. Außerdem hatte der Graf noch manches in seiner Stellung als begnadigter Deportirter zu ordnen, und die Art, mit der er davon sprach, ließ einen Streit befürchten, welchem der junge Mann zuvorkommen wollte. Diese verschiedenen Gründe bewogen Adalbert, unklugerweise seinen Entschluß auszuführen.

Der Gouverneur, ein alter, durch Vielfraß und Trunkenheit fast zum Thier gewordener Oberst, empfing ihn nach dem Essen halbliegend in einem großen Fauteuil, die Füße auf dem Tisch und unangezogen. Er hielt in der Hand ein halbausgeleertes Glas mit Kornbranntwein und saugte mit der Unterlippe aus seinem großen Schnurrbart den Schnaps, der darin hängen geblieben war. Sein Gesicht war matt und aufgedunsen, seine Augen roth und thränend und auf dem Kopfe hatte er nur wenig Haare. Adalbert war durch diesen Anblick schon ganz entmuthigt und dennoch nahm er sich zusammen und erzählte die Leiden seiner Familie und ihre augenblickliche Verlegenheit.

„Ist das Alles?" sagte der Gouverneur, als er geendet hatte.

„Ja, mein Herr."

„Nun! ich kann nichts für Sie thun."

Dann brach er in ein viehisches Lachen aus, so daß ihm die Thränen über seine blassen Wangen liefen.

„Wir hatten zu thun, we .. wenn wir uns um alle die nach Rußland zu . . . zurückkehren, be . . . bekümmern müßten."

„Herr Gouverneur kennen Sie meine Familie?"

„Ihre Fa . . . Familie? . . . beweisen Sie mir erst wer Sie sind. Sie haben keine Papiere, und ich bin genöthigt Sie sogleich fest . . . festnehmen zu lassen."

Und er griff nach der Glocke die auf dem noch nicht abgedeckten Tische stand und streckte mühsam seinen Arm aus, um sie zu erlangen. Adalbert sah ihn in einem vollständig trunkenem Zustande und indem er that als ob er seine Geberde falsch verstände, nahm er die Flasche und schenkte ihm schnell das Glas voll. Der Oberst betrachtete sein Glas und lächelte als er es wieder gefüllt sah.

„Sieh da, mein Knabe, Sie haben da eine drollige I . . . I . . . Idee, stoßen Sie doch mit mir an.

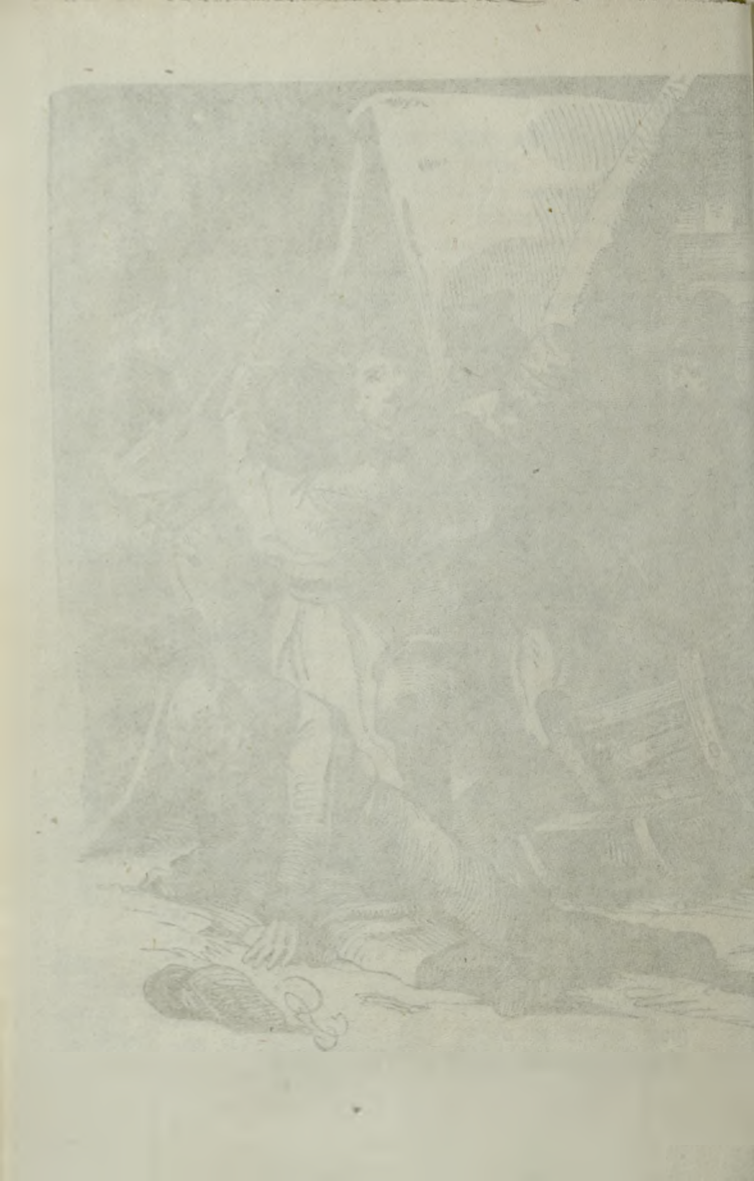
Adalbert schenkte sich einige Tropfen ein und trank auf die Gesundheit des Gouverneur, welcher nach einem langen Zuge gleich einschlief. Adalbert aber ging von Unruhe verzehrt nach Hause.

„Warum bemühst Du Dich so sehr? sagte ihm sein Vater, wir we den doch Polen nie wiedersehen!"

Am folgenden Tage kam ein Polizeiagent unterstützt durch eine Abtheilung Grenadiere um die Verbannten auszufragen und da sie ihm wegen Mangel an Papieren verdächtig schienen und auch ihren Aufenthalt nicht gemeldet hatten, verhaftete er die beiden Männer bis man sich näher über sie erkundigt haben würde. Hedwig und Barbara aber blieben in Thränen aufgelöst allein zurück.

Der letzte Trost der Unglücklichen, zusammen leiden zu können und ihren Schmerz sich gegenseitig anzuvertrauen, dieser Trost der sie während achtundzwanzig Jahre der Verbannung aufrecht erhalten hatte, und den ihnen weder die Bären noch die Wölfe noch die Haufen der verhungerten Wilden geraubt





hatten, sie verloren ihn beim ersten Schritt auf civilisirter Erde: sie waren getrennt! .... Aber das Schicksal heftet sich vergeblich an große Herzen, es gelingt ihm nicht sie zu beugen. Hedwig begriff die neuen Pflichten, die ihr auferlegt waren, so wie sie ihre anderen verstanden hatte. Mit dieser Pünktlichkeit mit dieser Sicherheit des Blickes, welchen die Liebe einzuflößen weiß, und welcher ein Instinkt bei der christlichen Gattin und Mutter ist, überlegte sie gegen diese neidische Macht, welche nicht aufgehört hatte sie zu verfolgen, einen ganzen Feldzugsplan und führte ihn auch aus. Am Tage nach der Verhaftung schrieb sie nach Petersburg, nach Warschau, an ihre Freunde an ihre Verwandten und an den Kaiser. Ihre Hand die seit zwanzig Jahren keine Feder gehalten hatte, fand ihre ganze Geschicklichkeit in einer Stunde wieder. Aber auch im Orte selbst that sie alle möglichen Schritte die ihr nothwendig erschienen, dann aber legte sie mit dem Ernste einer gerechten Seele ihre Sache in die Hände der Vorsehung und wartete ab.

Die Familie hatte bisher mit den 75 Rubeln, die ihr nach der Theilung mit Lowshonn geblieben waren, gelebt, doch näherte sich dieses Geld seinem Ende und es wurde nothwendig neue Hilfsmitteln herbeizuschaffen Man hatte noch immer die Zobelpelze und den Diamant, welchen Adalbert ehe er sich in das Gefängniß begab schnell an einen Finger seiner Schwester gesteckt hatte. Die Gräfin machte sich zur Händlerin und fing die Gänge, welche schon ihr Sohn in dieser Angelegenheit aber vergeblich gemacht hatte, da die Zeit gerade eine ungünstige war, von Neuem an.

Sorgsam behütete sie diesen kostbaren Schatz, der vielleicht die Freiheit und das Leben der ihrigen retten konnte und suchte ihren Vortheil mit der Zähigkeit einer Jüdin. Ungeachtet dessen gelang es ihr nicht die Summe zu erhalten die sie dafür verlangt hatte, und sie entschied sich bis zum nächsten Markt zu warten, selbst auf die Gefahr hin, bis dahin Hunger leiden zu müssen.

Die Eröffnung des Marktes ließ aber nicht lange auf sich warten und Yakoutsk veränderte in wenigen Tagen vollständig sein Aussehen. Diese Stadt, mit breiten Straßen und großen aber ungepflasterten und schmutzigen Märkten bietet zur gewöhnlichen Zeit mit seinen langen Reihen von elend- und schiefgebauten Holzhäusern einen traurigen Anblick dar. Sie scheint todt, ohne Ende und vergessen in den unendlichen Ebenen, welche sie umgeben, dazuliegen. Aber ihre Lage ist kostbar für den Handel. Sie liegt an einer Biegung der Lena (die Faule), da wo sie aufhört schiffbar zu sein und wo sie ihren Larf nach Norden richtet. Yakoutsk ist ein großer Stappelplatz, im Frühjahr für Alles was aus den chinesischen Meeren nach Groß-Rußland kommt, und im Herbst für Alles was die entgegengesetzte Richtung einschlagt, um die Schifffahrt auf der Lena während des Sommers benützen zu können. Zu diesen Zeiten finden zwei große Märkte statt, welche diesem armen Orte mit kaum dreitausend Einwohnern, ein außerordentlich lebhaftes Aussehen verleiht. Die Straßen und Plätze füllen sich mit Buden an, in denen die Waare zum Verkauf ausgelegt wird. Ganz Asien schickt die Früchte seiner verschiedenen Klima's hierher, um sie gegen andere Produkte auszutauschen. Hundert verschiedene Kostüme ziehen den Blick auf sich. Hier ist der Samojede allein mit einer Thierhaut bedeckt, dort der ganz in Seide gekleidete Chinese. Man hört hier hundert verschiedene Dialekte, von der rauhen Sprache des Tchuktchis angefangen bis zum weichen und eleganten Idiom des Malaien. Durch vierzehn Tage mischen sich hier alle Nationen, sprechend, schreiend und lärmend durcheinander, Schlitten und Wagen werden auf- und abgeladen und das Rennthier, große Hunde und magere Pferde ziehen friedlich neben dem Kameel, dem Dromedar und dem indischen Elephanten einher.

Dann aber verschwindet dies Alles plötzlich wieder und der Ort tritt für lange Monate in seine tödtliche Stille zurück, langsam den Verdienst eines Tages verzehrend, wie die Boa ihr zu reichliches Mahl.

Anfangs war Hedwig durch diese große Menschenmenge erschreckt, denn sie hatte noch nie ähnliches gesehen und aus Furcht in diesem schrecklichen Tumult betrogen oder bestohlen zu werden, wollte sie ihre Sachen nicht verkaufen, als sie aber mit Barbara einige Mal über den Markt gegangen war und sich mehr an diese Unzahl von fremden Gesichtern gewöhnt hatte, befürchtete sie nichts mehr. Leicht verkaufte sie ihre sechs Zobelpelze für welche sie zweihundert Rubel erhielt, doch mit dem Diamanten war dies viel schwerer, da derselbe wohl in Europa einen sehr großen, in diesen Gegenden aber fast gar keinen Werth hat. Endlich mußte sie ihn dann für hundert und zehn Rubel, ungefähr dem vierten Theil seines wahren Werthes verkaufen.

Den ersten Vortheil den Hedwig aus ihrem Reichthum zog, war ihren Sohn und ihren Gemal an ihr Herz zu drücken, was ihr bis dahin verweigert war. Sie konnte beide trösten und mit ihnen üb r die Schritte, die sie für ihre Befreiung thun sollte näheres besprechen.

Im Dezember erhielt sie einen Brief von Lowshonn. Er war wohl in Nertchinsk angekommen, hatte aber keinen Bekannten mehr gefunden, und da er ohne Mittel und ohne jede Unterstützung war, wurde er gezwungen, in dem Bergwerke, in dem er einst als Sträfling gearbeitet hatte, als Arbeiter einzutreten. Diese Nachricht machte die unglückliche Familie wieder um eine Hoffnung ärmer. Glücklicherweise aber langte kurze Zeit darauf ein Kourier des Prinzen Stanislaus Torlocki mit einer Summe Geldes und den nöthigen Papieren, welche die Identität des Grafen Andreas und seines Sohnes bewiesen, an. Nichtsdestoweniger aber und trotz der Geldsummen die man reichlich vertheilte, wurde die Untersuchung mit Langsamkeit betrieben. Obgleich der Gouverneur alle Beweise in Händen hatte vergingen Monate ehe sie nur verhört wurden. Auch war der Graf Andreas immer noch nicht mit sich einig, ob er die Bedingungen die zur Erlangung seiner Freiheit nothwendig waren erfüllen sollte oder nicht. Als man ihm die Schrift in

der er seine Reue und Unterwerfung ausdrücken sollte zum Unterzeichnen vorlegte, wies er sie Anfangs mit Verachtung von sich.

„Ich zieh' es vor hier zu sterben, sagte er, ehe ich meine Entehrung unterschreiben werde!"

Doch fügte er sich endlich den Bitten Barbara's und ihrer Mutter und unterschrieb mit thränendem Auge.

„Ich that es nur für Euch, rief er, aber diese Handlung wird uns kein Glück bringen, Ihr werdet es sehen!"

Dann nahm er die Feder, deren er sich bedient hatte und zerstieß sie in größtem Zorne auf den Tisch.

Indessen aber waren sie frei und konnten sich trotz der ungeheueren Entfernung von ihrem Vaterlande doch für gerettet ansehen. Die Reise die sie noch zu machen hatten war leicht, nur von der Zeit noch waren sie abhängig, um abfahren zu können. Sie schickten eine Geldsumme an Lowshonn und nachdem sie Prodzeinski und den in Jakoutsk gemachten Bekanntschaften ein Abschiedsfest gegeben hatten, traten sie in den ersten Tagen des März ihre Reise an. Ihr Aufenthalt in Jakoutsk hatte acht Monate gedauert.

Die Fahrt wurde ohne Aufenthalt bis Warschau fortgesetzt und nur selten benutzte man die Nacht um sich durch einige Stunden in einem guten Bette auszuruhen. Mitte Mai des Jahres 1856 kehrten sie nach einer siebzigtägigen Reise in ihre Vaterstadt zurück. Adalbert hatte Polen vor drei Jahren verlassen; fünf Jahre aber waren schon seit der Proklamation der Amnestie verflossen!

VII.

Die Rückkehr der Sibirier war für die Gesellschaft in Warschau ein großes Ereigniß und die hohe Stellung der Familie, ihre Verbannung an den Grenzen der bewohnten Welt, die seltene Hingebung der Gattin und das Schicksal der

beiden Brüder, von denen der eine ein Verehrer und Günstling der Regierung geblieben war, welche den anderen vernichtet hatte, trugen dazu bei die Umstände noch auffallender zu machen.

Ungeachtet der Vergangenheit, welche sich wie ein Vorwurf zwischen Stanislaus und Andreas stellte, umarmten sie sich jetzt nach 29 Jahren wieder einmal mit Innigkeit, welche zugleich aufrichtig und bedauernd war. Welches Wiedersehen! . . . Sie hatten sich jung, schön und in voller Lebenskraft stehend verlassen, und als Greise fanden sie sich wieder. Dennoch aber war Stanislaus noch frisch auf, denn das Leben hatte ihm nie etwas Unangenehmes gebracht und seinem Geiste fehlte es, wie allen sorglosen Menschen, niemals an Stoff. Er war schon über 70 Jahre alt, aber groß, geschmeidig und von stattlicher Haltung, hatte er sich sein edles und schönes Aussehen bewahrt. Seine Haare waren kaum ergraut, sein Blick war mild und sein mit untadelhaften Zähnen geschmückter Mund ließ an sein Alter zweifeln und auch die große Sorgfalt, die er auf seine Kleidung verwendete gaben ihm ein recht angenehmes Aeußeres. Er war sehr freigebig mit seinen Lächeln und namentlich waren es die Frauen an die er es richtete. Er hatte sich sehr jung, nur des Geldes halber verheiratet und seine Frau die abstoßend häßlich war hatte ihm keine Kinder geschenkt. Im Ganzen genommen war er kein schlechter Mensch, nur ein Egoist, und seine Eigenschaften bestanden darin, daß er nichts Böses that und seine Laster waren Mangel an Tugenden. Er liebte ein ruhiges und lustiges Leben, stets war er allen unangenehmen Sachen geschickt ausgewichen und hatte immer der Regierung geschmeichelt, da ihm der Weg der Patrioten zu dornenvoll war.

„Warum, wiederholte er oft, sollte ich mir so viel Mühe geben um das Glück des Landes zu suchen, das wir doch nicht finden werden? . . Liegt das wahre Glück nicht in dem ruhigen Genuß der Güter die uns die Vorsehung geschenkt hat? Man beklagt sich so sehr über die Russen, sind sie denn wirklich so schuldig? Sie bestrafen die Empörer wie wir es an

ihrer Stelle eben so machen würden, wie wir es auch gethan haben als wir selbstständig waren. Die Regierung kann wohl manches Unrechte thun, sie würde es aber viel weniger thun, wenn wir sie nicht durch ein fortgesetztes Mißtrauen dazu zwingen würden. Wir sind einmal die Schwächeren, warum sollen wir es nicht einsehen und lieber ohne Kampf unseren Vortheil suchen?"

Der Prinz hatte eine angenehme Sprache, eine große Redefertigkeit und eine ausdrucksvolle und edle Geberde. Er benutzte jede Gelegenheit um seine Meinung zu sagen und that dies mit der Miene eines Mannes der sich für besiegt hält, aber man wußte sehr gut, daß in seinem Inneren nur der Durst nach Ehrenbezeugungen und das Bedürfniß vergnügt zu leben, zu finden war.

Seine Frau die zwei oder drei Jahre älter war wie er, hatte einen äußerst beschränkten Geist und bot den Anblick einer bösen Fee dar. Klein und fast bucklich, mit einem Teint wie gelbes Wachs, hatte sie eine Nase wie ein Geierschnabel und große gelbe Augen die wild in ihren Höhlen herumflogen. Um dies Ganze zu vollenden, kämmte sie ihre Haare wie die Chinesinnen und an besonderen Tagen bedeckte sie ihren Kopf mit Rosen und Jasmin, ohne die halbe Million Diamanten mit denen sie sich ihren Hals, ihre Schultern und Arme bedeckte, zu rechnen. Schon seit langer Zeit war sie daran gewöhnt, daß sie ihr Mann verlassen hatte und sie träumte immer von Liebesabenteuern, die sie jedoch niemals erfüllen sollten; sie aber die doch noch darauf rechnete, machte je älter sie wurde immer größere Anstrengungen sich durch die Kunst zu verjüngen. Solchen Personen ist selbstverständlich die Tugend unbekannt und sie sahen auch in Andreas und seiner Frau nur Leute, die durch ihre dumme Aufführung soviel gelitten hatten. Dieses Gefühl spürte man auch in jedem ihrer Worte, und nachdem die erste große Aufregung vorüber war, sahen die Verbannten, sich auch an die Erzählungen Adalberts erinnernd, sehr schnell mit wem sie es zu thun hatten.

Hedwig fühlte, daß sie, trotz der zärtlichen Reden mit denen man zu ihnen sprach, nicht so empfangen waren wie sie es nach so viel unschuldig ausgestandenen Leiden wohl verdient hätten, der Prinz schien sehr schnell die Thräne abgetrocknet zu haben, die bei der ersten Umarmung theatralisch sein Auge benetzt hatte, und ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen, wenn sie daran dachte, mit welcher Kälte diese so nahen Verwandten sie während ihrer schrecklichen dreißigjährigen Verbannung behandelt hatten. Als sie aber das scheußlich verwelkte Gesicht ihrer Schwägerin, ihre excentrische Toilette, ihre Haltung und lächerlichen Geberden betrachtete, deren einfältiges und geschwätziges Reden so wenig zu einem solchen Wiedersehen paßte, da fühlte sie eher Mitleid als Zorn zu dieser alten Närrin. Bewegt durch so viel Aufregungen aller Art hätte Hedwig ihr Herz gern ausgeschüttet, aber wider ihren Willen verschloß es sich.

Was den Grafen Andreas anbetraf, so war er selbst so erstaunt darüber sich zurückgekehrt zu sehen, daß sein Verstand darunter zu leiden schien. Mehr erstaunt als erfreut ging er wie ein Schatten im Salon auf und ab, betrachtete mit umherschweifendem Blicke die Vorhänge und die Malereien des Plafonds, oder kaute an seinem großen grauen Schnurbart.

Barbara aber gab während des ganzen Abends viel Stoff zur Unterhaltung. Verwirrt über Alles was sie sah, konnte sie ihr naives Erstaunen nicht zurückhalten. Ihr Onkel und ihre Tante amusirten sich darüber, ließen sie sprechen, belästigten sie mit allen möglichen Fragen, dann aber machten sie sich ein Vergnügen daraus ihre Mutter über sie zu necken und zu demüthigen.

„Dieses Kind könnte reizend sein,“ sagte die Prinzessin, „aber wie habt Ihr sie denn erzogen, meine theure Hedwig? Das ist ja eine wahre Yakoute, die Ihr uns hierherbringt.“

Die Gräfin seufzte ohne zu antworten; der Hieb hatte sie in's Herz getroffen.

Adalbert kümmerte sich um alle diese Einzelnheiten nicht und lange lag er auf seinem Bette ohne Schlaf. Endlich war er zurück! Nur wenige Schritte von der entfernt die er liebte; er sollte sie w eder sehen! . . . Und dennoch war er voller Angst. Vergeblich rief er sich die Worte Prodzeinski's und die Hoffnung, die sie in seinem Herzen erregt hatten zurück, vergebens ließ er die Erinnerungen seiner Jugend und alle glücklichen vergangenen Ereignisse an seinem Geiste vorüberziehen, aber der Hauch der Entmuthigung, die sich seiner bemächtigt hatte, ließ eins nach dem anderen dieser süßen Bilder verschwinden und die Furcht zog als unumschränkte Herrscherin wieder in seine Seele ein. Er hatte diese Rückkehr so heiß ersehnt, und erschreckte jetzt vor den Folgen. Jetzt nach drei Jahren der Abwesenheit fand er alle die Orte wieder, die Zeugen seiner Verzweiflung waren, wo sich nichts geändert hatte, wo jede einzelne Sache in ihm einen schweren Gedanken hervorrief, und er bildete sich ein sie niemals verlassen zu haben, und er glaubte am nächsten Tage zu sein, an welchem ihn Johanna zurückgestossen hatte. Die fromme Pflicht die er so glück ich vollbracht hatte, Anstrengungen, Gefahren, Freude, Schmerz und Hoffnung, alles vergaß er als er sich der letzten Worte Johanna's erinnerte, die noch vor seinen Ohren klangen, als ob er sie eben erst gehört hätte. Es war dies wie ein schwarzer Punkt vor seinen Augen, der immer größer und größer wurde.

Er hatte sich vorgenommen, daß die erste Person die er in Warschau wieder sehen würde, Johanna sein sollte. Nichts konnte ihn seit sechs Wochen von diesem Gedanken abbringen und würde sein Vermögen und zehn Jahre seines Lebens dafür hingegeben haben, heute aber hatte er kaum noch diesen Wunsch. Er fürchtete auch seine letzte Hoffnung zu verlieren und er hätte gern die Zusammenkunft noch verschoben.

Aber auch ein anderer Gedanke peinigte ihn noch. Er erinnerte sich daran, wie ihn seine Mutter angefleht hatte diese Frau zu vergessen, die ihn zu gefährlichen Handlungen treiben

könnte, für die er sein Leben und seine Freiheit auf's Spiel setzen würde. Ihm für seine Person wäre dies gleichgültig gewesen, er hätte für Johanna jedes Opfer gebracht, aber auch das Leben und die Freiheit seines Vaters, seiner Mutter und seiner Schwester, die in ihrer Eigenschaft als begnadigte Deportirte doppelt überwacht wurden, hätten vielleicht eines Tages für ihn büßen müssen, diesen Gedanken hatte er schon oft aber nur immer sehr unbestimmt gehabt, er nahm sich dann Mühe nicht daran zu denken und es gelang ihm auch immer; in dieser Stunde aber überfiel ihn diese Idee mit der Zähigkeit der nackten Wahrheit. Er wäre genöthigt gewesen, den Besuch des geheimen Komités zu vermeiden, jeder Arbeit für die nationale Sache zu entsagen, vielleicht durfte er nicht einmal mehr seine besten Freunde sehen, und sollte er auch etwa seine Liebe verlassen?

Am folgenden Tage wurde der Salon nicht leer von Besuchen. Andreas Torlocki und seine Frau fanden einige Freunde wieder. Es waren wohl wenige, sie aber wenigstens weinten aufrichtige Thränen mit ihnen, und Andreas sprach zum erstenmal seit langer Zeit viel hintereinander. Er erkundigte sich nach einer Menge von Bekannten, die er nicht sah und derer er sich nach und nach erinnerte. Aber sein Wiedererscheinen in Mitten einer Gesellschaft für die er seit dreißig Jahren todt war, bereitete ihm vielen bitteren Schmerz. Alle diese edlen Herzen nach denen er fragte, waren nicht glücklicher gewesen wie er. Die Mehrzahl von ihnen hatte der Tod und die Widerwärtigkeiten der Revolution dahingemäht. Nichtsdestoweniger entmuthigte er sich und jeden Augenblick drängten sich neue Namen auf seine Lippen:

„Und der, was ist aus dem geworden?"

„Todt, verschwunden, in der Verbannung;" das waren die Antworten die er erhielt. Wenige von ihnen hatten das Glück gehabt, daß ihnen die Augen von einer zärtlichen Gattin oder einem Sohne zugedrückt werden konnten, noch weniger aber waren lebend an ihrem Herde geblieben. Bei jeder dieser

traurigen Antworten bezeugte das Zusammenziehen seiner dichten Augenbraunen, den Schmerz den sein Herz empfand, dann aber wurde er immer wieder ruhig.

Gegen zwei Uhr erschien der Graf Cowinski mit seiner Frau und seiner Tochter Kathinka. Sie entschuldigten die Abwesenheit Johannas, die unwohl war. Kathinka umarmte liebevoll den Grafen Andreas, Hedwig und Barbara, dann ging sie zu Adalbert, ergreift seine Hände und küßte ihm brüderlich beide Wangen.

„Bist Du endlich zurückgekommen,“ sagte sie mit Lebhaftigkeit, „ich war Deinetwegen sehr beunruhigt, jetzt aber bin ich sehr glücklich!“

Der ungezwungene Ton Kathinka's war nur durch ihre Verwandtschaft gerechtfertigt, und in ihrer Stimme lag etwas trockenes und kreischendes und ihre heftige Freundenbezeugung schien mehr aus den Nerven wie aus dem Herzen zu kommen. Indessen, wenn man diese Sachen nur oberflächlich beobachtete, mußte man dieses Mädchen entzückend finden. Sie war gewiß die herrlichste, frischeste und appetitlichste Liebesblume die man nur sehen konnte. Klein, blond und lebhaft entzückte sie alle durch die Munterkeit ihres Gesichtes, alles handelte, alles bewegte sich in ihr; ihr Mund war ein Lächeln, ihre Augen ein Blick und ihr ganzes Wesen war Leben, Jugend und Vergnügen.

Indessen hatte Adalbert sie kaum bemerkt und antwortete auf ihre heitere Begrüßung gar nicht. Er hatte nichts mehr gehört nach den Worten der Gräfin:

„Johanna ist leidend, sie kann nicht kommen.“

Das junge Mädchen weckte ihn aus seiner Betäubung.

„Was fehlt Dir denn Adalbert? Erkennst Du mich nicht wieder?“

„Was bedeutet diese Entschuldigung,“ fragte er ohne ihr zu antworten; „warum ist Johanna nicht mitgekommen?“

„Bah! rief sie und brach in ein heiteres Lachen aus, es ist nur eine Laune von ihr, denn meine theure Schwester hat

auch Launen, trotz ihres ernsthaften Aussehens, sie ist nicht kränker als ich!"

Adalbert erbleichte. Kathinka schien seine Gedanken mit ihrem Blicke durchdringen zu wollen und er bedurfte einer ungeheuren Anstrengung um sich ihr nicht zu verrathen.

So verfloß der ganze Tag, ein Besuch kam nach dem anderen und Adalbert betäubt von den Komplimenten, Fragen und Lobeserhebungen die ihm gespendet wurden hatte keine Zeit an sich selbst zu denken. Er fühlte sich verwundet, aber wie der Soldat in der Hitze der Schlacht, wußte er nicht wo und wie, er kannte weder die Schwere der Verletzung noch fühlte er ihren Schmerz. Erst am Abend als er allein war konnte er die Wunde seines Herzens untersuchen und ihre Ausdehnung ermessen.

„Nach drei Jahren der Abwesenheit, sagte er sich, die ich für eine hohe Sendung geopfert habe, als alle Welt und selbst die Gleichgiltigsten hierher kamen um mir ein Zeugniß ihrer Sympathie zu geben, bleibt sie allein fern! . . . Sie allein! . ."

VIII.

Das Hotel des Prinzen Torlocki merkwürdig wegen seiner Bauart die zur Zeit August II. Mode war, ist eines der elegantesten in der Krakauerstraße. An jeder Etage ist eine Front von zehn großen Fenstern, geschmückt mit Stukaturarbeiten und die Giebel und der Balkon aus kleinen Säulen bieten einen angenehmen Anblick dar. Das Thor in der Mitte hat zu beiden Seiten zwei riesige Pfeiler und führt in den Hof der nur durch ein elegantes Gitter vom Garten getrennt ist. Ein Nebengebäude, das kleine Hotel genannt, steht neben dem Hauptgebäude und ist gewöhnlich die Wohnung des Erben der Familie und war schon ehemals vom Grafen Andreas bewohnt. Stanislaus, der schon als sein Bruder heiratete daran zweifelte, Nachkommen zu erhalten, willigte ein

ihm diese Wohnung zu überlassen. Damals besaß Andreas selbst ein ansehnliches Vermögen womit er unabhängig leben konnte und er hatte in diesem Hause mehrere Jahre glücklich zugebracht. Während seiner Verbannung war dieser Theil des Gebäudes unbewohnt geblieben, aber der Prinz der die Ordnung liebte, hatte zwei- oder dreimal im Jahre seine Diener hineingeschickt um den Ratten die alten Möbel und verbleichten Vorhänge streitig zu machen.

Als er seinen Bruder dessen Güter konfizirt blieben zurückkehren sah, mußte er daran denken ihm die Mittel zu seinem Unterhalte zu geben und dieses verminderte sehr seine Freude, obgleich sein ungeheueres Vermögen ihm sehr wohl erlaubte, seinem Bruder eine ansehnliche Revenue zu geben ohne sich nur im mindesten zu berauben. Er hatte lange darüber nachgedacht was er thun sollte, denn gab er zu wenig, so hatte er die öffentliche Meinung zu befürchten, gab er viel, so glaubte er seine Einkünfte zu sehr zu schmälern. Endlich entschied er sich, sich großmüthig zu zeigen, doch that er dies keineswegs in Folge eines edlen Gedankens (denn die hatte er sehr selten), sondern rein aus Ehrgeiz. Er faßte seinen Entschluß an dem Abend des Tages wo der Graf und seine Familie eine Art patriotischen Triumphes gefeiert hatten.

„Alle haben nur gute Worte für sie, sagte sich Stanislaus, die Warschauer werden aber sehen daß ich für die Unglücklichen besser zu sorgen weiß.“

Welches auch sein Zweck war, er erledigte sich desselben auf passende Manier und gab dem Grafen die Einkünfte eines großen Gutes und das kleine Hotel Nur zerstörte er mit einem Worte den ganzen Werth seiner Handlung, wie dies so oft Leuten passirt die nur aus Zufall Gutes thun.

„Ich ziehe es vor Dir von dieser Besitzung nur den Nutzen zu lassen, als sie Dir ganz zu schenken, sagte er zu seinem Bruder, denn für den Fall man Dir noch einmal Deine Güter konfiszciren sollte, wird wenigstens nicht Alles verloren sein.“

Andreas biß vor Wuth in seinen Schnurbart und wollte das Geschenk zurückweisen, als er aber an seine Frau und seine Kinder dachte, da nahm er auch noch dieses neue Kreuz auf sich. Hedwig die dieses grausame Wort nicht gehört hatte, empfand eine lebhafte Dankbarkeit und bereute Stanislaus so schlecht beurtheilt zu haben. In ihrer Freude wollte sie sogleich die Wohnung wieder sehen, die schon ehemals die ihrige war und die es jetzt wieder werden sollte.

Sie zog ihren Gemahl in das kleine Häuschen wo sie die erste Zeit ihrer Ehe so glücklich gelebt hatten, und dessen Bild ihr so oft, dort unten in der Verbannung, im Traume erschienen war. Hedwig war in diesem Augenblick sehr glücklich, glücklich darüber, alle die Gegenstände, die Zeugen ihres früheren Glückes waren wieder zu finden, namentlich aber deßhalb, selbst über das eingefallene und ewig düstere Gesicht ihres Gemahls eine Thräne der Rührung fließen zu sehen. Als sie aber in das Zimmer kamen wo sie ihre Brautnacht verlebt hatte, da wurde ihre Rührung so groß, daß sie ihre Thränen nicht zurückhalten konnte. Sie stürzte sich in die Arme des Grafen und rief, ihn fest an ihr Herz drückend:

„Wir sind also doch noch einmal hierher zurückgekehrt mein theurer Andreas, erinnerst Du Dich an nichts? . . . Welches Glück uns hier wieder zu sehen und wie gut Gott ist, daß er so gelenkt hat!

„Vorausgesetzt, daß er uns jetzt hier sterben läßt!“ sagte Andreas mit trauriger Stimme, denn er dachte an das Geschenk von Stanislaus.

„Habe keine solchen Gedanken mein Freund, Du sollst leben, von vorne eine lange Existenz beginnen, um die Zeit wieder gut zu machen die uns geraubt war!“

„Von Vorne beginnen? . . . O nein, das ist unmöglich! Die Zeit ist verloren, uneinbringbar verloren! . . .“

Während dieser Zeit lief Barbara überall herum und vertrieb sich die Zeit, alles sah sie an und fragte nach allen Seiten hin.

„Ach, wie groß! rief sie, ach wie schön ist doch ein Haus in Warschau! das hätte ich mir nicht eingebildet!... Aber wozu dienen denn diese vielen Säle und Zimmer? Wozu stehen denn diese Figuren von weißem Stein in den Gängen und auf den Treppen? Warum sind sie ganz nackt? ich liebe es nicht so etwas zu sehen.. was bedeuten diese großen dunklen Stoffe die vor den Fenstern hängen? Liebt man es hier nicht die Sonne zu sehen? Wir waren doch in Nijni-Kolimk so glücklich, wenn sie im Frühjahre erschien! Wozu dienen denn diese schweren Teppiche die auf der Erde ausgebreitet sind und die machen, daß man seine eigenen Schritte nicht hört?.. Was mir gefällt das sind nur die großen Spiegel wo ich mich ganz sehen kann, während ich in dem von Adalbert kaum mein Gesicht sehen konnte!"

Als sie später einige große Familienbilder mit großen Perrücken sah, meinte sie:

„Also das sind Bilder? Ich glaube meine Mutter hat mir davon erzählt, aber wie macht man denn dieselben? Sind sie vielleicht auch eine Art Spiegel, welche das Bild derjenigen bewahren, welche hineinblicken?

„Nein, antwortete man ihr, man macht sie mit Farben und mit einem Pinsel."

„Ich verstehe das nicht. Pinsel, Farben, was sind das für Dinge? Ich sehe wohl die Farbe meines Kleides, aber wie kann man dieselbe auf ein Bild übertragen? Wie kann man die Rosen von meinen Wangen nehmen und sie an ein Bild heften?

Man versuchte ihr Alles zu erklären, aber sie hörte auf nichts da sie zu sehr erstaunt war. Am besten gefiel ihr aber das große Beet, welches den Garten schmückte und sie konnte nicht genug die Rosen, den blühenden Kactus und hundert

andere im herrlichsten Blüthenschmucke stehende Blumen bewundern.

„Ach wie schön ist doch eine Blume, wiederholte sie zwanzigmal, meine Mutter hat es mir so oft gesagt und ich konnte es nicht begreifen, heute begreife ich erst ihren Kummer den sie dort unten hatte."

Adalbert hatte seine Familie nicht beim Besuche des Hôtels begleitet, er war mit anderen Gedanken zu sehr beschäftigt.

Gegen Mittag machte er seiner Unentschlossenheit ein Ende und ging zum Grafen Cowinski. Sein Herz schlug ihm heftig als er über dessen Schwelle schritt; er wurde vorgelassen, fand aber nur die Gräfin mit Kathinka allein.

„Und Johanna? fragte er zitternd nach den ersten Begrüßungen, wie geht es ihr heute? Kann ich sie noch nicht sehen?"

„Johanna befindet sich wohl, aber sie ist ausgegangen."

Die beiden Frauen sprachen mit ihm von seiner Reise und da er gezwungen war zu antworten überwand er seine Verwirrung, blieb aber zerstreut und verschlossen.

„Ich verlasse Sie wieder meine Damen, sagte Adalbert, auch ohne Johanna zu sehen, denn es scheint so als ob sie es nicht gerne sieht.

„Bleiben Sie," antwortete ihm die Gräfin, „Sie sind närrisch! . . . Sie wird bald zurückkehren und sie wird sich gewiß sehr darüber ärgern, daß sie nicht eher nach Hause gekommen!"

Dann sagte sie zu Kathinka:

„Führe Deinen Vetter in den Garten, ich habe etwas zu thun, komme Euch aber bald nach."

„Das ist eine glückliche Idee, rief heiter das junge Mädchen, die Sonne scheint heute so schön!"

Sie hing sich dann an den Arm Adalberts und zog ihn mit sich.

„Kommen Sie, mein Herr Sibirier, sagte sie mit entzückendem Lächeln und lehnte ihren reizenden blonden Kopf an

seine Schulter. Komm zu meinen Blumen, sie sind so schön! Erfreuen dieselben nicht Dein Herz, nachdem Du drei Jahre verlebt hast ohne welche zu sehen?"

Sie irrten einige Zeit in den Blumengängen umher und setzten sich dann unter eine kleine Laube, deren Blätter leise von dem Hauche eines sanften Luftzuges zitterten. Obgleich Adalbert kalt und zerstreut war, schien Kathinka über diese einsame Unterredung ganz glücklich zu sein. Ihre Stirne strahlte vor Vergnügen, ihre Augen glänzten in einem seltenen Feuer und die Blumen die sie umgaben schwängerten die Luft mit herrlichem Dufte. Sie berauschte sich an ihren eigenen Worten und von Zeit zu Zeit drückte sie den Arm Adalberts als ob sie gewissen Worten einen geheimen Sinn unterbreitete. Dennoch aber hörte sie Adalbert kaum und verstand sie nicht.

Nach einer Stunde kam auch die Gräfin aber sie war allein.

„Johanna kommt mit Absicht nicht," sagte er, wie auf seine eigenen Gedanken antwortend, „ich gehe daher; drücken Sie ihr mein Bedauern aus, liebe Cousine, wenn Sie so freundlich sein wollen."

„Ich begreife es nicht, sagte die Gräfin mit gelangweilter Miene.

„Sie macht es niemals anders, fügte Kathinka mit Spott hinzu, man weiß niemals weder wo sie ist, noch wohin sie geht, es ist dies ein sonderbares Leben für ein Fräulein von ihrem Stande."

Die Gräfin warf ihrer Tochter einen strengen Blick zu, auf welchen Kathinka mit einer Geberde der Ungeduld und Verachtung antwortete; darauf trat ein langes Stillschweigen ein. Man erhob sich endlich und die beiden Frauen führten Adalbert gegen das Haus zurück.

„Speisen Sie heute Abend mit uns, sie werden Johanna dann sehen."

„Ich kann leider nicht, antwortete er lebhaft, es ist heute viel Besuch bei meinem Onkel."

„So werden wir Sie morgen erwarten.“

„Morgen . . . . .“

Er war auf dem Punkte auch diese Einladung abzulehnen, denn er fühlte sich gekränkt und erbittert; aber die Liebe siegte dennoch.

„Es sei,“ sagte er, „morgen werde ich kommen.“

Als sie schon nahe am Hause waren, öffnete sich das Straßenthor und die Gräfin rief:

„Da ist ja Johanna.“

„Johanna!“ wiederholte zitternd der junge Mann.

Sie näherte sich mit ruhigem und majestätischem Schritte, welcher ihre Figur noch erhöhte. Bekleidet mit einem hellgrauen Anzuge und ihren Kopf mit einem Hute von weißer Gaze bedeckt, erschien sie wie eine himmlische Erscheinung in einer Wolke. Alles in ihrem Gange wie in den Zügen ihres Gesichtes verriethen ihren doppelten Ursprung. Man nannte sie immer die Italienerin zum Andenken an ihre Mutter, und die Mischung des Blutes hatte sie derart gestaltet, daß sie den Charakter beider Nationen in sich aufgenommen hatte. Ihr Gang verband mit der Eleganz der Slavin den Stolz der Römerin. Ihre schwarzen Haare stachen merkwürdig gegen ihre blauen und sanften Augen ab, nnd diese Eigenthümlichkeit gab ihrer Figur einen fast eben so fremden wie verführerischen Charakter.

Adalbert fand sie etwas magerer und verändert, sie war namentlich in diesem Augenblicke sehr bleich, obgleich ihr Gesicht einen ruhigen Ernst bewahrte. Einen Augenblick betrachteten sie sich ohne zu sprechen.

„Ich bin sehr glücklich über Ihre Rückkunft, Adalbert“, sagte sie dann einfach und reichte ihm ihre Hand.

Er drückte fest diese ihm so brüderlich gereichte Hand und behielt sie ein wenig länger in der seinigen wie es natürlich gewesen wäre. Er schien mit seinen Blick den Blick Johanna's, der zu gleicher Zeit so frei und geheimnißvoll war, zu befragen. Seine Verwirrung war sehr groß, und Kathinka und ihre

Mutter waren sichtlich verlegen. Johanna allein blieb unbeweglich. Endlich zog sie ihre Hand sanft zurück und sagte:

„Sie haben viel gelitten dort unten, ich weiß Alles, ich habe Ihre Mutter gesehen . . .“

Ihre Stimme war liebevoll, aber Adalbert fühlte etwas Fremdes zwischen ihm und ihr und sie schien sich zu bemühen dasselbe zu verdrängen. Er hätte sich ihr gern zu Füßen geworfen, gern hätte er ihre Hände und Knie geküßt, aber er konnte es nicht, denn er fühlte, daß ein anderes Hinderniß als die Gegenwart der Gräfin und ihrer Tochter, ein unsichtbares Hinderniß an der Person Johanna's selbst war.

Nach einigen Minuten verspürte er ein so schmerzhaftes Gefühl, daß er sich, trotz der Bitten noch zu bleiben, eine Entschuldigung stammelnd, zurückzog und versprach, am folgenden Tage wiederzukommen.

Endlich hatte er also Johanna wiedergesehen; sie hatte nur aufmunternde Worte zu ihm gesprochen, und dennoch war er trauriger wie jemals.

IX.

Am Abend desselben Tages kamen mehrere Freunde Adalberts zu ihm, um ihm die Hand zu drücken. Alle waren Mitglieder des geheimen Komités, zu dem auch er gehört hatte; sie wollten die Meinung ihres alten Kameraden, in der neuen Lage, die er sich geschaffen hatte, kennen lernen. Sie waren zwar durchaus nicht begierig, in ihre Mitte einen Mann zurückkehren zu sehen, der durch die Gewalt der Dinge fast mit ihren Feinden verbunden war, da sie aber Adalbert aufrichtig geliebt hatten, lag ihnen viel daran zu wissen, ob sie noch auf ihn rechnen konnten. Unglücklicherweise aber erkannte Adalbert ihre Absicht, verstand sie falsch, fühlte sich dadurch beleidigt und anstatt ihnen seine Lage aufrichtig auseinanderzusetzen, antwortete er ihnen mit beleidigendem Tone:

„Ich bin kein Verräther; was bedeuten Eure Vorsichtsmaßregeln? Wenn Ihr mich verachtet, nun, ich will nicht zu Euch zurückkehren, ich kann jetzt nicht mehr meine ganze Existenz auf's Spiel setzen.“

Diese Worte wurden schlecht aufgenommen, ein Lächeln der Verachtung schwebte auf den Lippen Aller, und eine bemerkbare Kälte folgte den Freundschaftsbezeugungen. Adalbert fühlte, wie ihm die Röthe in sein Gesicht stieg, die Haltung seiner Kameraden machte sein Unglück noch größer. Er gab sich seinem Zorne hin, worauf eine bedauerliche Szene entstand, und die Freunde trennten sich in Feindschaft.

Wieder eine Illusion, die von ihm ging.

Ohne jedoch durch seine Aufregung abgehalten zu werden, begab er sich am folgenden Tage in das Hotel Cowinski, wo man ihn zum Diner erwartete. Kaum konnte er auch nur ein Wort zu Johanna reden. Es war Gesellschaft dort und sie zeigte große Sorgfalt, ihn zu vermeiden. Nichtsdestoweniger war der Empfang, der ihm von der Familie bereitet wurde, derart, daß er ihm erlaubte, wieder zu kommen, und er machte auch oft davon Gebrauch, ohne daß es ihm jedoch gelang, sich der mehr zu nähern, die er so innig liebte.

„Es ist Widerwille, den ich ihr einflöße,“ sagte er zu sich.

Aber die Eifersucht, die sich bei ihm zu regen begann, zeigte ihm eine andere Erklarung dieses Abscheues. Wladislaw Michowski, einer der Freunde, die ihn beleidigt hatten, besuchte häufig den Salon des Grafen, und Johanna zog sich nicht so sehr vor ihm wie vor Adalbert zurück. Er war ein ausgezeichneter Redner, verdienstvoller Schriftsteller und vereinigte in sich alle Eigenschaften des Geistes mit einem angenehmen Aeußern. Wladislaw konnte ihn in den Hintergrund drängen, und der freundschaftliche Ton, mit dem er beim Grafen empfangen wurde, trug zu Adalberts Unruhe bei. Eines Tages gelang es ihm, Johanna allein zu überraschen, doch sah er, wie sie sich zitternd von ihrem Stuhle erhob, als ob sie fliehen wollte, und

als Adalbert sie drängend nach den Gründen ihres Abscheues gegen ihn fragte, zog sie am Klingelzug.

„Sie verachten mich also?“ rief er.

„Nein,“ antwortete sie, „aber, aus Mitleid, lassen Sie mich!“

Seine äußerste Aufregung ermuthigte Adalbert, fortzufahren, aber ein Diener trat ein und ihm folgte bald die Gräfin, so daß er auf seinen Vorsatz verzichten mußte.

Ein anderes Mal, als er während der gewöhnlichen Abendgesellschaft in verzweifelter Stellung in einer Ecke des Salons halb auf einem Sofa lag, kam sie zu ihm.

„Seien Sie doch vernünftig, Adalbert,“ sagte sie, „man bemerkt ihre auffällige Haltung; wenn Sie als Freund hierher kommen, so zeigen Sie uns auch ein anderes Gesicht!“

„Hierher als Freund kommen? . . ich verstehe das nicht! ich weiß nicht, welchen Sinn Sie diesem Worte geben!“

„Ich habe keinen Hintergedanken; nehmen Sie meine schwesterliche Liebe so offen an, wie ich sie Ihnen biete!“

„Einen zweiten Platz in Ihrem Herzen? . . . Niemals! . . Ich werde nicht Zeuge des Glückes eines Anderen sein!“

Indessen konnte er sich doch nicht von diesem Orte losreißen und kam, trotz tausend Schwüren, nie wiederzukommen, stets zurück. Endlich jedoch war er des Kampfes müde und nahm den ihm gemachten Vorschlag an, worauf dann eine Reihe ruhigerer Tage begann, welche hätten für glücklich gehalten werden können, wenn ein wahrhaft eingenommenes Herz sich überhaupt glücklich fühlen könnte, wenn es sich nicht so geliebt sieht, wie es wünscht. Er zeigte sich aber natürlicher, ungezwungener, und da es Johanna ebenso machte, wurden ihre Beziehungen, vor der Welt wenigstens, fast freundschaftlich.

Der Salon des Grafen Cowinski wurde von allen hervorragenden Personen, die in Warschau lebten, besucht. Man besprach hier die politischen Tagesfragen von den Leiden und von den Hoffnungen Aller. Jede wichtige That, die sich im Vaterlande oder in der Verbannung zutrug, wurde mit einer Wärme

besprochen, die man trotz des letzten unglücklichen Jahrhunderts bei diesen energischen Stämmen nicht zu unterdrücken vermocht hatte. Man sprach von der Abtretung der Ländereien an die Bauern, von der Konstitution, die man sich wünschte und daß man dann die Oberherrschaft Rußlands anerkennen würde. Dieses waren die am meisten besprochenen Fragen. Mit wahrer Leidenschaft hingen sich die Patrioten an diese Gegenstände und die Redner sprachen wie von einer Tribüne herab. Man hörte Wladislaw sehr gerne und seine Stimme war eine Macht, die ihm Niemand streitig machte. Johanna aber vermied es gewöhnlich, an diesen parlamentarischen Kämpfen Theil zu nehmen.

„Es ist dies nicht mein Platz,“ sagte sie.

Dennoch aber zog sie sich nicht gänzlich davon zurück und wenn sie manchmal zum Reden hingerissen wurde, so drückte sie sich mit einer rührenden Ueberzeugung, dessen Reiz unendlich war, aus. Sie vermischte mit ihren patriotischen Eingebungen ein frommes und christliches Gefühl, welches die Versammlungen ebenso erstaunen als entzücken ließ. Wenn sie aufhörte zu sprechen, setzte sie sich erröthend auf ihren Platz, nahm ihre Arbeit wieder auf und trat in die Einfachheit der Frau zurück, beinahe verwirrt darüber, einen Augenblick daraus hervorgetreten zu sein, war es auch nur, um für die edelste aller Sachen zu sprechen.

Mit ihren vorzüglichen Eigenschaften des Geistes, mit dieser seltenen Erhebung der Seele, verband Johanna Bescheidenheit, so wie sie auch neben der Unerschrockenheit ihres Charakters eine englische Sanftmuth besaß. Dieses letzte Verdienst schien manchmal sogar übertrieben zu sein, denn sie, deren edle Stirne geschaffen war, um alle Frauen zu beherrschen, ließ sich alles nur Denkbare von ihrer Schwester gefallen, welche diese Güte mißbrauchend, sich eigensinnig, hochmüthig und sogar grob gegen sie zeigte.

„Warum lassen Sie sich von dieser Impertinenten so tyrannisiren?“ fragte sie Adalbert; „ist das der Platz, der für Sie paßt?“

„Sprechen Sie nicht so,“ antwortete Johanna, „sie ist meine Schwester, und ich liebe sie.“

Fünf oder sechs Jahre älter, war sie wie eine Mutter für Kathinka gewesen, aber niemals konnte sie mit den Schwächen ihrer Zuneigung auch Strenge verbinden. Da sie in einer anderen Ehe geboren war, sah sie sich fast fremd in der Familie und nur durch die Macht ihrer Zuvorkommenheit und Bescheidenheit hatte sie das Herz ihrer Stiefmutter erobert. Doch war sie dahin auch viel auf Kosten Kathinka's gelangt, deren Fehler sich immer mehr entwickelten und daß sie, die edelste der Frauen, diesem leichten und egoistischen Mädchen stets nachgab. Aber sie beklagte sich nicht darüber, sie liebte ungeachtet Allem dieses tolle und oft schlechte Kind, das unter ihren Augen groß geworden war. Sie liebte sie trotz aller Verschiedenheit ihrer Charaktere, vielleicht nur wegen dieser Verschiedenheiten. Kathinka war übrigens sehr geschickt darin, den schlechten Eindruck eines ihr im Zorne entschlüpften Wortes schnell wieder zu verwischen. Sie hatte dann solche unwiderstehbare Ausbrüche von Liebe und Hingebung, wußte mit einem Wort Alles vergessen zu machen und beherrschte auf diese Weise ihren Vater, ihre Mutter und Johanna. Nur Adalbert ließ sich durch diese trefflich gespielten Szenen nicht täuschen, er liebte nicht das wunderliche Betragen des jungen Mädchens und da er sie mit einem ganz anderen Blick betrachtete, fühlte er besser die Trockenheit ihres Herzens unter den lebhaften Schmeicheleien, die sie ohne Unterhalt verschwendete. Er führte oft Reden gegen sie, die an Bitterkeit grenzten und woraus dann stets hitzige Reden entstanden; doch was Adalbert dabei am meisten ärgerte, war: daß Johanna immer ihre Schwester unterstützte.

Doch geschah dies nur an Abenden wo sie allein waren, denn die Empfangsabende, die in jeder Woche ein oder zweimal stattfanden, wurden ernsteren Dingen gewidmet. An diesen Tagen las man häufig den Brief irgend eines Verbannten vor, namentlich die der französischen Kolonie, denn Frankreich, ungeachtet Allem, ungeachtet der vielen Beweise von

Gleichgiltigkeit, ist es doch Frankreich, wo sich die Morgenröthe der Freiheit für Polen erhebt. Aber diese Briefe waren nicht die trostlosesten; sie kamen aus Sibirien und aus dem Kaukasus. Es war einer und derselbe Styl, dieselben Klagen und dennoch war das Interesse stets neu und lebhaft. Oft aber ließ sich ein schmerzhafterer Schrei, ein rührenderer Aufruf hören, welcher diese edlen und niedergedrückten Seelen bis ins Innerste bewegte.

Johanna las eines Abends den Brief eines israelitischen Knabens von 12 Jahren vor, der seiner Familie, um militärisch erzogen zu werden, entrissen war. Man verfuhr mit den Juden allgemein so, da ihnen der militärische Dienst, wenn sie erwachsen vom heimatlichen Herde fortgeführt wurden, an den sie durch ihre Religion und ihre Sitten mehr als jeder andere gebunden waren, viel schwerer wurde. Hier ist der Text dieses Briefes:

Mein theurer, inniggeliebter Vater!

„Endlich finde ich eine Gelegenheit Ihnen Nachrichten von mir zu geben, und ich glaube es wird Sie dies freuen. Ich bin genöthigt schnell im Geheimen zu schreiben, und deßwegen verzeihen Sie mir meine Fehler und meine schlechte Schrift. Es hat mir große Mühe gekostet, bis ich Papier und eine Feder finden konnte, aber ein Herr, der hier neben uns wohnt und der sich für mich interessirt, hat mir gegeben was ich zum Schreiben nöthig hatte; wenn man wüßte was ich thue, würde ich bestraft werden, denn der Sergeant, der uns kommandirt, ist sehr böse und ich habe große Furcht vor ihm . . . Aber es schadet nichts, ich kann nicht so leben ohne Euch zu sagen, was aus mir geworden ist. Mama ist gewiß sehr traurig, Sie selbst, und dann Sarah, meine Schwester! . . O ich bin unendlich traurig, wenn ich daran denke, daß ich Euch Alle vielleicht niemals wieder sehen darf! Wie viel Beschwerden haben wir ausgestanden bis wir hierhergekommen sind! Marschiren, immer Marschiren, in der Kälte, im Regen, im Schnee, und wir mußten täglich, ich weiß nicht mehr wie

viel Werste zurücklegen! . . . Wir hatten zerrissene Füsse, oft konnten wir nicht mehr gehen, wir fielen nieder! . . . Dann aber schlug uns der Sergeant mit seinem Stocke bis wir uns wieder erhoben. Mehrere Kameraden wurden auf dem Wege krank, und wir haben seitdem nichts mehr von ihnen gehört; sie sind ohne Zweifel todt. Hier haben wir es ein wenig besser, obgleich wir nur schwarzes Brod essen und Wasser trinken. Hie und da gibt mir der Herr, von dem ich schon gesprochen, etwas weißes Brod und einen Tropfen Branntwein, das erwärmt mich, denn es ist hier sehr kalt! . . . Wir wohnen in einem großen Gebäude, welches neben der Kaserne liegt, und leben wie Soldaten. Man übt uns zweimal am Tage im Exerziren und außerdem haben wir Unterricht; da aber der Lehrer immer betrunken ist, so können wir nichts lernen. Was mich betrübt, ist, daß man niemals vom guten Gott mit uns spricht, den Mama und Sie mich so lieben gelehrt habt, man macht im Gegentheil Alles, damit wir ihn vergessen sollen. Ich verrichte aber nichtsdestoweniger meine Gebete, nur muß es im Geheimen geschehen um nicht die Neckereien und schlechten Worte des Sergeanten auf mich zu ziehen.

Auf Wiedersehen, mein guter Vater, meine theure Mutter, vergeßt mich nicht, ich weine oft, wenn ich an Euch denke. Ich umarme auch meine gute kleine Sarah und alle Freunde. Schreiben Sie mir unter der Adresse des Herrn Alexis Tabanowitz, Holzhändler in Archangel; dies ist der Herr von dem ich Euch gesprochen habe, er wird diesen Brief absenden und mir die Antwort zustellen."

Euer Euch innigliebender Sohn,
Isak Marewski.

Eines Abends als sich zahlreiche Gesellschaft beim Grafen befand, trat Wladislaw mit verstörtem und bleichem Antlitz hinein.

„Podiewiez ist todt," sagte er mit düsterer Stimme, „gemordet von ihnen!"

Podiewicz war ein junger Dichter von kaum fünf und zwanzig Jahren und schon der Ruhm seines Vaterlandes, als er für einige zu heiße Gedichte verurtheilt wurde zur kaukasischen Armee abzureisen. Er war von allen geliebt, ausgezeichnet durch die edelsten Frauen, und seine Abreise verbreitete große Trauer, deren Eindruck sich jetzt nach zwei Jahren noch nicht verwischt hatte.

„Ja, wiederholte Wladislaw, er ist todt, er ist von ihnen gemordet worden! . . . Seht . . .“

Und er warf einen durch begierige und zitternde Hände zerdrückten Brief auf den Tisch. Nachdem der erste Augenblick der Betäubung vorüber war, nahm er den Brief zurück und las ihn mit bewegter Stimme. Er war an ihn, von einem anderen Freunde der gleichfalls das Opfer seiner Ergebenheit für das Vaterland war, geschrieben worden.

Mein theurer Wladislaw!

Noch unter dem Eindrucke eines gräßlichen Schauspiels schreibe ich Dir diese Zeilen. Podiewicz ist nicht mehr! . . . Dieser Freund, auf den wir so stolz waren, ist soeben den Streichen der scheußlichen Tyrannei, die uns bedrückt, erlegen. Seine schöne Seele ist in dem Schooße Gottes, sein Körper ist hier, blutend, zerrissen, so wie er aus den Händen seiner niederträchtigen Henker gekommen ist! . . . Armer Miecyslas! . . So für einige satyrische Strophen behandelt zu werden! . . . Für einen Schmerzensschrei, für ein Wort des Bedauerns um das verlorene Vaterland! Man überschreitet hier selbst die Grenzen, die der Grausamkeit erlaubt sind! Ich für meinen Theil hasse den Rest des Lebens, welchen man uns hier noch gewährt, ich weiß, daß ich mein Leben auf's Spiel setze, indem ich diese Worte schreibe, aber es schadet nichts, ich möchte lieber als Märtyrer sterben, als mich noch länger vor diesen Ungeheuern, die sich unsere Herren nennen, zu beugen, oder eines Tages durch die Kugel eines Bruders zu fallen. Denn muß ich diesen Namen nicht denjenigen geben, gegen die wir kämpfen? . . . Welche Schande für polnische Söhne, gezwun-

gen zu sein gegen Leute zu kämpfen, die so tapfer ihren heimatlichen Boden vertheidigen! . . . Aber kommen wir zu Podiewicz zurück. Das Unglück konnte ihn nicht niederdrücken. Seine ebenso starke wie liebenswürdige und einfache Seele hatte sein Los mit überraschender Heiterkeit aufgenommen. Vorausgesetzt, daß er siegen konnte, hatte das Leben für ihn überall etwas entzückendes, und während wir uns mit vergeblichen Klagen und unnützem Bedauern verzehrten, brachte er seine Stunden damit hin, bewunderungswürdige Verse zu dichten. Am Abend, wenn im Bivouac Alles schlief, sagte er uns mit seiner sanften Stimme seine um so mehr bewunderten Oden, da sie für uns nur ein göttliches Echo unserer innersten und geheimsten Gedanken waren. Oft fand er dabei seine ganze Heiterkeit wieder, er dichtete aus dem Stegreif die heftigsten Satyren und sein Erfolg wurde noch allgemeiner. Aber er mußte sehr vorsichtig sein, und ungeachtet er sich wenig um jede Gefahr kümmerte, schrieb er doch nichts nieder, denn schon einmal war er wegen einer Elegie, in der sich nichts als tiefes Bedauern über die Abwesenheit vom Vaterland aussprach, hart gestraft worden. Und denke Dir ein Freund, einer seiner größten Verehrer, verrieth ihn. Dieser fürchtete nämlich solch herrliche Meisterwerke könnten verloren gehen, und der Unkluge schrieb sie aus dem Gedächtniß nieder und verbarg die Kopien in einer Tasche seines Tornisters. Der Unglückliche wurde getödtet und alles war entdeckt. Uebrigens läugnete Miechslas keineswegs sein Werk, er war im Gegentheil stolz darauf. Einige Stücke waren voll der schrecklichsten Verachtung gegen die Tyrannen, andere schienen Verschwörungspläne zu enthalten. Man war über die Dichtung so erbittert, daß unser armer Freund verurtheilt wurde zweitausend Ruthenstreiche zu erhalten! Heute Morgen richtete ihn sein eigenes Bataillon, und ich sah mich schon auf dem Punkte zu seinen Henkern gehören zu müssen; . . . Jedoch ließ man die Polen austreten, denn man hatte kein rechtes Vertrauen zu ihnen. Aber wir mußten als Zuschauer dableiben. Ich hatte niemals dieser

Strafe beigewohnt, die hier ein ganz gewöhnliches Schauspiel ist, und bei meinem besten Freunde mußte ich die schrecklichen Folgen derselben kennen lernen. Podiewicz wurde geknebelt herbeigeführt und man rieß ihm die Kleider herunter, so daß er bis zum Gürtel nackt war. Da es unmöglich war einen Priester zu erhalten (denn hier findet man keine), bat er um einige Minuten Frist um zu beten und einem Kameraden zu beichten.

„Was sind das für Dummheiten da?“ schrie der Offizier der die Exekution kommandirte; „hast Du Furcht wie ein Hund zu sterben, der Du doch bist? Nichts dergleichen, möge Deine schwarze Seele zum Teufel gehen, sammt Deinem Papst und seinem Anhang! . . .“

Darauf rangirte er seine Mannschaft und der traurige Gang begann. . . . Ich zittere, indem ich Dir dieses schreibe! Der Unglückliche ging mit über der Brust gekreuzten Armen durch die Reihen der Soldaten, welche ihm fürchterliche Schläge aufhieben. Ich sah wie sich bald sein Rücken und Schultern mit langen rothen Streifen marmorirte. Sie schwollen schrecklich an und dann löste sich die Haut in herunterhängenden Fetzen auf. Er fing an bei jedem neuen Hieb dumpf zu stöhnen. Endlich fiel er zusammen. Dreimal hob man ihn auf und hieß ihn weiter gehen. Dann als er halbtodt war, setzte man ihn auf einen niedrigen Karren, der mit seiner traurigen Bürde zwischen den Gliedern so lange seinen traurigen Lauf fortsetzte, bis die Zahl der Hiebe vollzählig war!

„Sieh, Wladislaw, so macht man es hier mit der Elite unserer Nation! . . . Armes Polen! . . . Aber das wird bald ein Ende haben, denn es gibt ja einen Gott im Himmel! . . . Betet für Miecyslas, meine Freunde, und ihr, die ihr dort unten noch eine Freiheit genießt, rächet ihn, rächt das Vaterland, welches sein würdigstes Kind beweint! . .“

X.

In den Salons des Fürsten Stanislaus Torlocki herrschte große Heiterkeit, man tanzte hier gewöhnlich und spielte auch bei Gelegenheit lustige Gesellschaftsspiele. Man fand hier alle diejenigen, die mit der Regierung zufrieden waren, also nur sehr wenig Polen, aber um so mehr Russen, die hier ihre Triumphe feierten und entzückt darüber waren, sich von einem Polen von guter und edler Race empfangen zu sehen.

Adalbert empfand gegen diese Gesellschaft den äußersten Abscheu und es kostete ihm große Ueberwindung dort hin zu gehen, doch gab er den Bitten seiner Mutter nach und auch um den Prinzen zu schonen, von dem sie alle abhingen. Doch wohnte er den Gesellschaften seines Onkels oft bei, ohne auch nur ein Wort zu sprechen und begnügte sich damit, die Gesichter dieser Männer, denen er Allen lieber Beleidigungen zugefügt hätte, zu beobachten.

Er bemerkte unter so vielen lächerlichen Figuren einen jungen Kosakenoffizier, dessen offenes und sanftes Aeußere ihn vor seiner Umgebung hervorthat. Was auch die Aufmerksamkeit Adalberts auf sich zog, war, daß dieser junge Mann so wie er die lustigen Gruppen zu vermeiden schien. Alle beide gingen von einen Salon in den anderen und so traf es sich, daß sie sich hie und da allein in einem einsamen Boudoir oder in der Bibliothek, in irgend einem Album blätternd, um sich die Langweile zu vertreiben, zusammenfanden. Dann beobachten sie sich von Zeit zu Zeit ohne miteinander zu reden. Doch ergriff eines Tages der Russe zuerst das Wort und sagte:

„Das Geräusch der Gesellschaft scheint uns beiden nicht zu behagen, mein Herr, vielleicht gelingt es uns einen angenehmen Augenblick miteinander zu verleben?"

Ungeachtet seiner Abneignug wurde Adalbert durch die Höflichkeit dieser Worte besiegt. Das Eis schmolz, sie unterhielten sich und trennten sich erst nach einer Stunde, Einer vom Andern sehr befriedigt. Der Graf Ivan Borizoff war ein wissenschaftlich gebildeter Mann, liebenswürdig und der vollkommenste Ausdruck der Bildung, von der sich die hohe Klasse seiner Nation so gut den Anstrich geben konnte. Vielleicht war er jedoch wirklich ein wenig weiter in der wahren Bildung vorgedrungen als viele seinesgleichen, denn man bemerkte in seinem Geiste Spuren von Freiheitsgedanken und in seinem Herzen tiefe Zeichen von Güte und Menschlichkeit, welches bei diesen Leuten die, um richtig zu sprechen, nur die Schale der Bildung besitzen, etwas sehr seltenes ist.

In dieser ersten Unterhaltung hielt sie ein gemeinsames Gefühl ab von der Politik zu sprechen. Sie unterhielten sich von der Literatur, von der Philosophie und von den schönen Künsten. An den folgenden Tagen machten sie es ebenso, aber es wurde ihnen doch sehr schwer diesen Weg inne zu halten, und beide hatten schon Meisterstücke in der Geschicklichkeit die Politik nicht zu berühren vollbracht, denn dieses Thema liegt einem Russen sehr am Herzen und das ganze Leben jedes Polen koncentrirt sich in ihr. Sie fingen an sich beengt zu fühlen und Adalbert empfand oft Gewissensbisse darüber einem Feinde ein gutes Gesicht zu machen. Was würden seine alten Kameraden dazu sagen? Würde sich ihr Argwohn nicht in Gewißheit verwandeln? Verachtet von ihnen, mußte er sich auch auf der Seite der Zuneigung eines Freundes berauben, zu dem er sich so sehr hingezogen fühlte? ... Adalbert widerstand derselben indessen und zeigte sich kalter gegen Borizoff. Ein- oder zweimal grüßten sie sich nur ohne die Unterhaltung wieder anzuknüpfen, aber Ivan begnügte sich nicht damit.

„Zwischen uns steht die verschiedene Farbe unserer Fahnen,“ sagte er, „und es ist dies ein großes Hinderniß, ich gebe es zu, aber dennoch würden wir gut zusammenpassen, gestehen Sie es.“

Adalbert war überrascht, antwortete nichts, sondern begnügte sich damit die Hand des jungen Mannes fest zu drücken. Borizoff hierdurch aufgemuntert, fuhr fort:

„Wenn auch unsere Ueberzeugungen in einem Punkte weit auseinander gehen, so sind sie doch in jeder anderen Beziehung unendlich sympathisch, sollen wir uns wegen dieses einzigen Gedankens einer Zuneigung berauben, die, ich wage es zu sagen, für uns beide kostbar sein würde. Warum sollen wir uns nicht diese Verschiedenheit der Meinung gefallen lassen, wie man sich einen Fehler, eine Unvollkommenheit bei dem gefallen läßt, den man liebt? ... Sprechen wir nicht von Politik, bewahren wir unsere Gedanken wie unseren religiösen Glauben und seien wir Freunde! ...“

„Sie sind ein edles Herz und ich schätze Sie hoch, antwortete Adalbert, „aber einen Polen als Freund eines Russen sehen ... nein, das ist unmöglich! ..“

„Warum? ... Sehen wir nicht genug andere Beispiele? ... und das Haupt Ihrer Familie? ...“

„Halten Sie ein, Herr Graf, die Ideen meines Onkels sind nicht die meinigen!“

„Was hoffen Sie denn durch Ihre Widerspenstigkeit zu finden?“ sagte Borizoff. „Diese fortgesetzten Beweise von Haß entmuthigen uns nicht, nur zwingen sie uns, unerbittlich zu sein. Glauben Sie denn, es mache uns ein Vergnügen, diese Listen von Proscribirten zu schreiben, die Euch dezimiren? ... Ihr seid es selbst, die sie uns diktiren. Wir wünschen nichts mehr, als Euch gut zu behandeln, als uns Euch zu nähern. Also machen auch Sie eine Anstrengung in diesem Sinne und demüthigen Sie uns nicht durch vorgesetzten Haß. Und in diesem Augenblick selbst, bin ich es nicht, der Sie anfleht?“

„Herr Graf, wenn Ihnen alle Russen ähnelten, so würden Sie jetzt keineswegs in Warschau sein, und dennoch beweisen mir Ihre Epauletten, daß Sie mit den Handlungen, die gegen uns vollbracht werden, einverstanden sind, und daß das Verbrechen, uns unterjocht zu haben ...“

„Es ist dies schon seit so lange eine vollendete Thatsache . . . .“

„Ich protestire, nichts ist vollendet. Das Opfer ist zwar zur Erde geworfen, aber es lebt noch, es wird noch kämpfen und sich an seinen Mördern rächen!“

„Ihre Sprache ist hart!“

„Sie ist nur wahr, fragen Sie selbst Ihr Gewissen, sind wir nicht auf die schändlichste und unwürdigste Art behandelt worden?“

„Einige Uebergriffe sind bei ähnlichen Zusammenstößen nicht zu vermeiden, ich erkenne an, daß man es hätte besser machen können, aber es ist viel leichter, die Handlungen unserer Väter zu richten, als es ihnen vielleicht leicht war, einige Fehler zu vermeiden. Und ganz aufrichtig gesagt, waret Ihr denn noch ein Volk zur Zeit der Theilungen?“

„Ob wir noch ein Volk waren! Herr Graf . . . .“

„Ihr waret unfähig, Euch zu regieren.“

„Und Euch hatten wir es zu verdanken, Euren Intriguen, Eurem Golde, mit dem Ihr die Anarchie herbeiführtet, um Euch dann des Landes zu bemächtigen! O! dies Verbrechen war lange vorbereitet gewesen!“

Borizoff blieb einen Augenblick nachdenkend, dann sagte er:

„Wozu dient es denn jetzt, die Vergangenheit zu beschuldigen? Wir können nichts dafür, weder die Einen, noch die Anderen . . . . Ich sehe jetzt nur eine Sache, nämlich, daß wir in Polen sind, und daß uns die Ehre gebietet, dort zu bleiben!“

„Die Pflicht und die Gerechtigkeit ist mehr noch wie die Ehre, doch, was sage ich, es gibt keine Ehre ohne diese beiden Dinge.“

„Das sind nur Worte, sehr schöne Worte, aber die Frage wird dadurch nicht geändert, denn Rußland wird niemals seine Eroberung herausgeben, es würde es nicht können, ohne von dem Range, den es unter den Nationen einnimmt, herabzusinken; man muß sich also darin fügen und Vortheil aus die-

ser schwierigen Lage zu ziehen suchen. Die Leidenschaften werden sich beruhigen, was man auch dagegen sagen möge, und es wird der Tag kommen, wo wir nur noch ein Volk bilden werden, wie wir Alle von derselben Völkerabstammung sind. Welch großer Gedanke ist diese Vereinigung aller Slaven!.. Liegt darin nicht Manches, um viel Unrecht vergessen zu machen?.... Sehen Sie, was die Russen allein Alles in einem Jahrhundert gethan haben! Würden sie, mit ihren Brüdern vereint, nicht die Herren der Welt sein?.... Welche Erbschaft!... O Ihr trotzigen Kinder, die Ihr seid! Warum verleugnet Ihr Eure Familie in dem Augenblick, wo die Erbschaft getheilt werden könnte?..“

„Wir haben keineswegs so ehrgeizige Absichten, wir verlangen nur, Herren über uns selbst zu sein. Nehmt Euch in Acht, Ihr täuscht Euch sehr, wenn Ihr glaubt, daß wir Euch zur Eroberung des Weltalls behilflich sein werden. Wir sind eine Kugel an Euren Füßen, die Euch verhindern wird, es zu thun!.. Was Ihr auch thun möget bis an den Tag, wo Ihr uns unsere Unabhängigkeit wiedergeben werdet, werden wir stets auf der Seite Eurer Feinde stehen!... Man könnte Alles besser machen. Anstatt gegen uns Eure Kräfte zu verschwenden, anstatt uns durch ewige Grausamkeiten aufzureizen, könntet Ihr Euch aus uns einen Freund machen, einen aufrichtigen Verbündeten. Ihr hättet es schon lange thun können, indem Ihr uns in unsere Rechte wiedereinsetzt, uns unterstützt, unsere Regierung wiederherzustellen, wären wir durch die Gewalt der Dinge gezwungen, mit Euch gezogen, und müßten Eure Pläne unterstützen. Frei, hätten wir Euch gedient, geknechtet werden wir immer gegen Euch kämpfen!... O, Sie haben es selbst gesagt, welche Macht Ihr besößet, wenn Polen mit Euch aufrichtig verbunden wäre! Aber es liegt wie eine Binde vor Euren Augen, Ihr seht nicht, daß Eure wahre Größe in der Wiederherstellung der Nation liegt, die Ihr schon seit anderthalb Jahrhunderten verfolgt. Man hat Euren großen Männern zu viel geschmeichelt, und wenn es auch wohl

wahr ist, daß Peter und Katharina II. Rußland große Dienste geleistet haben, so ist doch in meinen Augen ihre Politik gegen Polen ein nicht gut zu machender Fehler, und das Schlechte, was daraus entstanden ist, überwiegt alle ihre guten Thaten. Die Zivilisation würde ihren Weg ohne sie gemacht haben, ohne sie würdet Ihr jetzt nicht eine Bürde auf Euch geladen haben, die Ihr über kurz oder lang unfähig zu tragen sein werdet! ....“

Borizoff hörte ihm mit Erstaunen zu. Er war erst seit kurzer Zeit in Polen und kannte schlecht den wahren Geist, der hier herrschte, welcher, Dank den Vorsichtsmaßregeln der russischen Politik, für alle Diejenigen ein Geheimniß bleibt, welche nie in Polen gelebt oder in anderen Ländern gereist sind. Er ergriff nichtsdestoweniger das Wort und vertheidigte mit großer Wärme alle Souveräne seines Landes von Peter dem Großen angefangen bis auf Nikolaus, namentlich aber den Letzten, der für die Russen ein wahrer Halbgott bleibt. Dennoch aber schien seine Rede, die sonst so leicht war, einer auswendig gelernten Lektion zu gleichen; er sprach nicht mehr mit dieser innigen Ueberzeugung der Seele, die sonst in seinen Worten lag, und nur schlecht widerlegte er die Meinung Adalbert's. Es schien, als ob er nicht mehr fest an seine alten Ueberzeugungen glaubte, und je mehr er sie zu Hilfe rief, je mehr verschwanden sie.

Das Gespräch wurde noch länger fortgesetzt, und trotz des ernsten Inhaltes befestigte sich die gegenseitige Sympathie der beiden jungen Männer noch mehr. Adalbert, der erkannte, daß er das Terrain gewonnen hatte, versuchte weiter in ihn zu dringen. Ivan fühlte sich unwillkürlich gegen diesen Unbekannten hingezogen, und die Liebe zur Freiheit, ein Gefühl, welches in jeder großen Seele schlummert, schien, durch die edle Sprache Adalbert's aufgeregt, in seinem Herzen wach zu werden.

Die Arbeit dieser Unterhaltung dauerte noch viele Tage und Ivan bot bald nur noch schwachen Widerstand gegen seinen Bekehrer, der ihn lebhaft von allen Seiten bestürmte.

„Sie wollen, daß ich Ihr Freund sei,“ sagte Adalbert, „ist es denn möglich? . . Sind Sie nicht für mich, wie für meine Brüder ein Spion, ein Kerkermeister? Und wenn wir aus dem schwierigen Wege, den Ihr uns vorzeichnet, heraustreten sollten, würden Sie nicht selbst, als Offizier der russischen Armee, Feuer gegen uns kommandiren?“

„Es ist wahr! . . es ist schrecklich! . .“ antwortete Ivan niedergeschlagen.

Adalbert sprach häufig mit ihm auf diese Art, und sein Erfolg war glänzend, denn die liebende und sanfte Seele Borizoff's wurde gänzlich bekehrt.

„Sehen Sie,“ sagte er eines Tages, „Ihre Worte haben mich dahin gebracht, daß ich meinen Stand jetzt hasse, und ich frage mich immer, ob ich nicht meinen Grad niederlegen soll. Wenn ich an die schrecklichen Folgen denke, möchte ich mir freiwillig meinen Degen zerbrechen! Und dennoch liebte ich mit Leidenschaft diese militärische Laufbahn. Ich habe in der Tartarei gekämpft, habe gegen die Chinesen am Amur gefochten, und diese fernen Kriege gefielen mir, hier aber ekelt mich meine Stellung an, ich bin gelangweilt, unruhig, unglücklich!“

Jetzt erst versprach Adalbert an Borizoff seine Freundschaft, mit der Bedingung jedoch, daß dieselbe unter ihnen ein Geheimniß bleiben müsse, so lange Ivan in der russischen Armee dienen würde, und da die russische Partei, so wie sie die Besucher der Salons des Prinzen Torlocki waren, so wurde es Adalbert leicht, ihm bei seinem Onkel einen angenehmen Empfang zu bereiten, aber er würde es nicht gewagt haben, Ivan zu besuchen, noch weniger aber hätte er sich mit ihm an einem Orte, wo er seine alten Freunde treffen konnte, gezeigt haben, denn mit ihnen war, trotz ihres Argwohns und, ihrer Verachtung, noch immer sein Herz, und ihre Sache blieb die seinige.

Nichtsdestoweniger empfand er das Gute dieser neuen Freundschaft, denn sie zerstreute ein wenig seine Leiden, die von Tag zu Tag größer wurden. Der Besuch des Hotels

Towinski, der Anblick und die Unterhaltung mit Johanna vergrößerten seine Liebe, und er konnte sich nicht mehr mit der brüderlichen Freundschaft, die ihm das Geschick gewährt hatte, begnügen. Eine Erklärung wurde nothwendig. Wladislaw fuhr fort, sich mit ihr auf solch freundschaftlichem Fuße zu stehen, daß ihm dieser Anblick unerträglich wurde, und er wollte endlich wissen, wer von ihnen Beiden sie besitzen würde.

Hedwig, welche die Aufregung ihres Sohnes wohl merkte, bat ihn, ihr sein ganzes Herz zu öffnen. Oft waren ihre Bitten vergeblich, aber eine Mutter wird nicht leicht entmuthigt.

„Warum," sagte sie, „bestehst Du darauf, eine Frau besitzen zu wollen, die Dich zurückstößt und verachtet, während so viele andere stolz und glücklich in Deinem Besitze wären? .. Wenn Du nur Deine Augen auf ihre Schwester werfen wolltest! Sie hat für Dich die lebhafteste Freundschaft, ich habe es sehr gut bemerkt, sie hat es auch ganz deutlich zu Barbara gesagt ... Ich gestehe Dir, daß ich sie Johanna vorziehen würde."

„Sie kennen Kathinka nicht," antwortete er, „es ist ein Kind ohne Herz, sie macht es mit mir so, wie mit zwanzig Anderen!"

Hedwig schwieg, aber Barbara kam wieder darauf zurück.

„Sie hat für Dich mehr Zuneigung, als Du Dir denkst, Du hast Unrecht."

Barbara zog Kathinka auch vor, weil sie dieselbe besser zu verstehen glaubte. Die strenge Haltung Johanna's flößte diesem naiven Herzen eher Furcht als Sympathie ein.

Ungeachtet aller Zureden vergingen einige Wochen ohne Veränderung. Adalbert verbrachte jeden zweiten oder dritten Tag einen Abend beim Grafen, und der Empfang, den man ihm immer bereitete, war so aufmerksam, daß er dadurch ermuthigt wurde. Aber der Gedanke, immer nur an der Seite Johanna's, die er schon seit so vielen Jahren liebte, als Bruder zu leben, wurde ihm gehässiger und unerträglicher, als der Gedanke an eine Trennung.

Er fing wieder an zu Johanna von seinen Leiden zu sprechen. Anfang ließ er nur ein Wort, einen Schrei seiner Seele hören, bald aber wurden seine Worte, trotz der Pein die sich jedesmal dann im Gesichte Johannas zeigte, dringender und heftiger. Sie erinnerte ihn freundschaftlich an ihr Uebereinkommen und nach einem energischen aber vergeblichen Anruf an seine Großmuth, zog sie sich ganz in sich zurück, entzog sich jeder neuen Erklärung und endete damit, nicht mehr im Salon zu erscheinen, wenn Adalbert dort war. Während vieler Tage noch bestürmte er sie mit allen möglichen Mitteln, ergriff jede Gelegenheit um sie zu überraschen, schrieb ihr lange Briefe in welche er seinen ganze Seele ausschüttete, aber sie floh ihn, wendete ihren Kopf ab um ihn nicht zu hören und schickte ihm seine Briefe uneröffnet zurück.

Dennoch aber nährte Adalbert eine unbestimmte Hoffnung. Ungeachtet dieser Beharrlichkeit mit der sie ihn zurückstieß, glaubte er Johanna weniger gleichgiltig als sie sich bemühte es zu scheinen. Es lag eine Verwirrung in der Festigkeit die sie ihm zeigte, sie floh ihn wie eine Gefahr von der sie fürchte bezaubert zu werden. Wenn er ihrem Blick begegnete schien er ihm feucht und schmachtend, und wenn er ihr unvorhergesehn erschien ersetzte eine verrätherische Röthe die gewöhnliche Bleiche ihres Gesichtes. Zweimal hatte er sie in der Paulinen Kirche überrascht als sie weinend und betend vor dem Bilde des heiligen Adalbert, dem Apostel Polens kniete und dieses Zusammentreffen war ihm auffällig.

Aber diese Anzeichen waren so gering und wurden durch die fortgesetzte Haltung Johannas bald widerlegt; indessen gaben sie doch Stoff zum Nachdenken, und Adalbert setzte seine Bemühungen fort indem er durch die Gewalt der Beharrlichkeit zu siegen hoffte. Aber in dem Augenblick, wo er jeden Widerstand überwunden zu haben glaubte, entzog sie sich ihm auf eine ganz unerwartete Art. Sie zog sich unter dem Vorwande einige Zeit nur der Religion zu leben, in das Kloster der Bernardinerinnen zurück. Zu gleicher Zeit ließ sie Adalbert

sagen, daß sie dieses Haus nicht eher verlassen würde bis er ihr versprochen hätte, sie in Ruhe leben zu lassen. Er war genöthigt nachzugeben und schrieb ihr, daß sie frei wäre, und daß er niemals wieder die Schwelle ihres Vaters betreten würde, daß er aber die Bewerbung um sie ganz aufgeben würde, davon erwähnte er nichts und versprach also einerseits zu wenig, andererseits aber mehr als sie verlangte. Indessen schien sich Johanna damit zu begnügen und verließ nach einigen Tagen das Kloster.

Adalbert fühlte sich jetzt unendlich verlassen und warf sich ganz auf die Freundschaft mit Borizoff zurück. Er hatte jetzt nicht mehr die Stunden zu zählen, die ihn vom Hotel Cowinski trennten und er erwartete mit Ungeduld die Empfangstage bei seinem Onkel. Unglücklicherweise hörten die elben aber bald auf da der Prinz in den ersten Tagen des Juli nach Makowicz zog, und die jungen Leute sahen sich einige Zeit nicht wieder.

Als er eines Tages zu Pferde in den benachbarten Waldern von Mondroiçow umherirrte, welcher Ort für ihn so süße Andenken hatte, begegnete er Ivan, der wie er, allein und zu Pferde war und in dieser Einsamkeit nach einer geheimnißvollen Sache zu suchen schien. Nachdem sie einige Worte der Ueberraschung und dem Vergnügen sich wieder zu sehen gewidmet hatten stiegen sie ab und setzten sich auf das Moos am Fuße einer Eiche, welche sie mit ihren dichten Zweigen beschattete nieder und ließen ihre Pferde unangebunden neben sich weiden. Dann fragten sie sich über die Ursache dieser sonderbaren Begegnung, und das naive Herz Ivans verrieth sich gleich beim antworten.

„Höre Adalbert," sagte er nach einigen verwirrten Worten, „ich kann nicht lügen und will mich vor Dir nicht verstellen. Ich kam hierher um mich an dem Anblicke einer Frau, die diese Orte hier bewohnt, zu entzücken, eine Frau . . . aber habe ich denn nothwendig Dir noch mehr zu sagen, Du kennst sie ja! . ."

„Johanna? . . .“

„Ja, Johanna! . . .“ „Dies erstaunt Dich, es erregt Mitleiden in Dir . . . aber was willst Du, ich liebe sie! . . .“

„Du liebst Johanna! . . .“ „Aber ich will es nicht! . . . Ich will es nicht!“

Das Gesicht Adalberts war entsetzlich niedergeschlagen und Borizoff betrachtete ihn mit einer Art von Furcht die mit lebhaftem Schmerz gemischt war.“

„Du liebst sie auch? . . .“ sagte er endlich seufzend mit milder Stimme, „o, ermuthige Dich, denn was hätte ich hoffen können? Kann denn ein Russe jemals Liebe von diesem Herzen da verlangen? Es wäre eine Beleidigung ihr nur ein Wort davon zu sagen und denke selbst nicht daran, sie hie und da zu sehen, sie sprechen zu hören, sieh, daß ist das ganze Glück wonach ich strebe; niemals wird sie die Leidenschaft kennen lernen, die mein Herz zerstört! . . .“

Ivan erzählte die Geschichte seiner Liebe; sie war kurz und einfach. Bis jetzt hatte er Johanna kaum zehn mal gesehen, noch nie hatte sie gesprochen. Er hatte sie nur einigemal auf der Straße und in der Kirche gesehen, ihre herrliche Figur und seltene Schönheit war ihm aufgefallen und er hatte sich in sie verliebt. Seit der Zeit brachte er seine Mußestunden damit hin, sie überall aufzusuchen, namentlich in den Straßen und Promenaden die sie öfters besuchte und selbst in dem Gehölze des Schlosses ihres Vaters, wo es ihm auch einigemal gelang sie zu sehen.

Bis vor einigen Tagen habe ich sie immer nur gesehen, fuhr Borizoff fort, da aber hatte ich das unverhoffte Glück sie zu hören. Ich wußte, daß der Graf Cowinski mit seiner Familie in den Garten des Königs gegangen sei und ich suchte dort lange nach Johanna. Endlich erblickte ich sie mit einigen Freunden unter dem Zelte des neapolitanischen Sorbathändlers. Ich setzte mich in ihre Nähe und ergriff ein Journal in das ich mich ganz zu vertiefen schien. Wir waren fast allein und eine vollständige Ruhe herrschte im Zelte, so daß ich kein

Wort ihrer Unterhaltung verlor. Welches Entzücken liegt in ihrer Stimme! Ihre Worte kamen mir vor wie eine himmlische Musik und ich habe sie noch alle in meinem Gedächtniß. Obgleich die Gegenstände von denen sie sprach nicht trauriger Art waren, beherrschte dennoch ihre Rede ein Gefühl von Melancholie, und man fühlte darin die Traurigkeit einer frommen und ergebenen Seele. In allen ihren Worten lebte ein tiefer Sinn und zeigte von rührender Ueberzeugung die mir das Herz abgewann. Häufig machte sie in kurzen Worten Anspielungen auf die Leiden ihres Vaterlandes und dabei gab sie dann ihrer Sprache eine Betonung die ich nie in meinem Leben vergessen werde. Wie oft verfluchte ich mich nicht eins der Werkzeuge zu sein, die dieses Land, das ja das ihrige ist, unterdrücken. Ich betrachtete mich als die Ursache ihrer Traurigkeit, ich, ich, der ich ihr gern die ganze Welt zu Füßen legen möchte. Was hätte ich nicht darum gegeben um sie zufrieden zu stellen! O! ich glaube in diesem Augenblick würde ich selbst mein Vaterland verrathen haben! Und warum? . . . um noch die Verachtung dem Hasse hinzuzufügen den ich ihr einflöße! O mein Freund, Du siehst es, ich mache, daß ich mir keine Hoffnungen mache, und daß ich sehr unglücklich bin! . . . Du hast Unrecht mich zu hassen, weil ich Johanna liebe, ich bin nicht zu fürchten! . . . Uebrigens aber ist diese Liebe zum Theil auch Dein Werk indem Du mich zu Deiner Sache bekehrtetest und mir mein Herz dafür öffnetest! . . . Ich bekenne Dir, daß ich jetzt kein wahrer Anhänger Rußlands mehr bin, und daß ich es mir vorwerfe, daß ich viel deßwegen leide! . . ."

Adalbert war bewegt und dachte nicht daran ihn anzuklagen, er war nicht mehr eifersüchtig auf ihn. Die Zartheit mit der Ivan seine Gefühle ausdrückte und das Bewußtsein, daß ein solcher Nebenbuhler nie die Hindernisse die sich zwischen ihm und Johanna aufthürmten übersteigen könnte, hatten ihn schnell beruhigt. Er sah in Borizoff nur einen unglücklichen Freund, der vielleicht noch unglücklicher war wie er selbst und

er fand darin fast eine Tröstung. Er erzählte jetzt seinem Freunde auch alle seine Leiden und Qualen, und Beide unterhielten sich lange über diesen unerschöpflichen Gegenstand. Die Offenbarungen Adalbert's ließen Johanna vor den Augen Ivan's in einem neuen Lichte erscheinen. Ohne sie besser zu verstehen, liebte er sie, als er erfuhr, daß Andere, die besser wie er ihr Herz erobern konnten, nicht glücklicher waren, als er, noch mehr, und dasselbe Gefühl, welches Adalbert verhinderte, eifersüchtig zu sein, verhinderte auch Ivan, Eifersucht zu haben. Seine Liebe war ohne Hoffnung, aber sie glich dem Enthusiasmus, den uns ein Held einflößt, sie glich der Ehrfurcht, die wir vor einem geheimnißvollen Gegenstande haben, den wir nicht berühren dürfen. Borizoff empfand fast eine geheime Freude, Johanna geliebt zu wissen, aber, obgleich er Adalbert beklagte, empfand er diese Freude vielleicht doch nur über die Genugthuung, Johanna für Alle unantastbar zu sehen. Die beiden jungen Leute verließen sich erst, nachdem sie sich ein Rendezvous für den folgenden Tag gegeben hatten, und während vieler Tage begegneten sie sich jetzt wie Liebende, die vor dem Auge eines feindlichen Beobachters fliehen.

Sie verließen einzeln die Stadt und kehrten, nachdem sie sich einige Stunden in dem Wäldchen oder in den einsamen Feldern ohne Mißtrauen über die Frau, die sie Beide liebten, unterhalten hatten, ebenso zurück.

XI.

Indessen suchte Adalbert immer nach der Ursache der Abneigung Johanna's. Die Erklärungen, die er sich darüber gab, waren alle mehr oder weniger unwahrscheinlich, und er sagte sich endlich, daß seine Kälte für die Interessen des Vaterlandes der Grund hievon sei.

Unter einer anscheinenden Ruhe war Polen sehr aufgeregt. Auf den Augenblick der Hoffnung, welche die Morgenröthe der

neuen Regierung ihnen eingeflößt hatte, war eine schnelle und grausame Enttäuschung gefolgt. Kurze Zeit nach der Amnestie und nach den gemachten Versprechungen sprach der neue Kaiser in einer Rede an den polnischen Adel eine Drohung aus, die niemals vergessen wurde. Die Herzen schlossen sich für jede Hingebung. Es wäre dem jungen Herrscher so leicht gewesen, sich nach den dreißig Regierungsjahren seines Vaters sehr beliebt zu machen! Aber er wollte es nicht und zog es vor, den Polen den Handschuh hinzuwerfen. Das Volk war noch nicht vorbereitet, aber man konnte für die Zukunft arge Stürme voraussehen. Tausend Anzeichen sprachen es aus, und Adalbert beschäftigte sich damit inmitten seiner Unruhe.

„Sie findet mich nicht mehr auf dem wahren Wege der Pflicht,“ wiederholte er, „warum aber dann diese Geheimnisse, dieses Stillschweigen? . . . Sie will mich beurtheilen! . . . Hat sie mir es nicht eines Tages selbst gesagt? — Zuerst das Vaterland, das Vaterland vor Allem! . . . Vielleicht hat sie Recht, man muß dem Vaterlande Alles zu opfern wissen! . . .“

Er zitterte bei diesem schrecklichen Gedanken, dann aber gewöhnte er sich daran.

„Ich bin vom Wege der Ehre abgewichen, ich werde aber auf ihn zurückkehren! . .“

Sofort ging er zu seinen alten Freunden, entschuldigte sich und bezeugte seine Absicht, wieder in das Komité einzutreten, aber Alle antworteten ihm, daß das Komité vollzählig sei, daß man sich aber über seinen Schritt freue und ihn, wenn man seiner brauchen würde, benachrichtigen werde. Michowski war der Einzige, den er nicht besuchte, diesem konnte er nicht verzeihen. Ungeachtet eines geheimen Gewissensbisses, dessen Stachel er nur mit Mühe von sich abwehren konnte, erheiterte seine That dennoch etwas seine Stirne. Er war mit seinen Freunden wieder in gute Beziehungen getreten und glaubte auch Johanna deswegen freundlicher zu sehen. Aber er täuschte sich. Mehrere Male begegnete er sie und jedesmal wandte sie ihren Kopf ab, um ihn nicht zu sehen.

Es war Mitte Juli. Stanislaus Torlocki gab zu Ehren seines Bruders im Schlosse von Makowiec ein großes Fest. Die Rückkehr des Grafen Andreas hatte so viel Aufregung hervorgerufen, daß der Prinz sich bewogen fühlte, ihn öffentlich zu ehren, da sich bei ihm ja Alles auf Verstellung beruhte. Daß er hiermit bis jetzt gezögert hatte, beruhte auf verschiedene Einflüsse. Hedwig, der weniger darum zu thun war, als ihrer Schwägerin auf einem Balle ihre verwelkten Schönheiten zu entfalten, suchte den Prinzen von seiner Absicht abzubringen, oder die Ausführung derselben durch mehrere Gründe wenigstens zu verschieben. Die schwächliche Gesundheit ihres Mannes, die Tanzstunde, die Barbara erst noch nehmen, und so viele andere Sachen, die sie noch zu erlernen hatte, um auf einen Ball erscheinen zu können, waren ihre Vorwände. Das arme Kind hatte viel zu leiden. Niedergeschlagen durch die vielen Winke und Ermahnungen, die sie den ganzen Tag erhielt, weinte sie, fand sich unglücklich und hörte zuletzt auf nichts mehr

„Barbara, halt dich doch gerade . . . Barbara, zieh Deine Handschuhe an . . . Barbara sprich nicht laut . . . Barbara, Deine Haare sind in Unordnung und die Locken sind schlecht aufgewickelt.“ Dies hörte sie den ganzen Tag von der Prinzessin, und Hedwig fühlte tiefen Schmerz darüber, daß ihr armes Kind so viel leiden mußte.

„Ist das das angenehme Leben, welches Du mir in Polen verhießest?“ sagte Barbara zu ihrer Mutter, und sie bedauerte, Nijni-Kolimsk verlassen zu haben.

Ohne Hilfe ihres Kammermädchens konnte sie sich nie ankleiden, da sie immer etwas von den hundert Gegenständen, welche die Toilette einer Frau bilden, vergaß. Als sie sich eines Tages allein angekleidet hatte, kam sie in einem so komischen Aufzuge in den Salon, daß sich Niemand enthalten konnte, laut aufzulachen, und ihre Mutter ihr helfen mußte, sich umzukleiden.

Kein Leiden war für sie größer, als Schuhe tragen zu müssen, und obgleich sie einen kleinen Fuß hatte, drückte sie dennoch jedes Stiefelchen, welches sie anzog. Ebenso ging es ihr mit den Handschuhen; ihr niedliches Händchen kam in keinen hinein, ohne ihn zu zerreißen, sie waren ihr niemals breit genug, und man mußte sie immer bitten, den Knopf zuzumachen, da sie dies nicht gern that, sondern, wie sie meinte, die Hand erst recht unbeweglich und ungeschickt dadurch würde. Was aber das Korset anbelangt, so war es unmöglich, sie zu bewegen, es anzuziehen.

„Wer hat denn diese dumme und grausame Maschine erfunden? . . rief sie böse aus, die Frauen sind hier toll! Ist man etwa niedlicher, wenn man des Athems beraubt ist und Einem das Blut in's Gesicht steigt? . . Ich werde es nicht tragen! . . .“

In der Zuneigung ihres Bruders suchte sie ihren ganzen Trost, doch Adalbert war selbst nichts weniger als aufgelegt, ihr Heiterkeit einzuflößen. Aber Barbara liebte ihn um so mehr, je mehr er zu leiden schien. Sie konnte sich nicht daran gewöhnen, ein gleichgiltiger Zuschauer bei den Leiden ihres Bruders, den sie so verehrte, zu bleiben. Nachdem sie ihn nicht bewegen konnte, auf seine Liebe zu verzichten und vergeblich für Kathinka gearbeitet hatte, entschied sie sich eines Tages, mit Johanna selbst über diese Angelegenheit zu sprechen, denn sie glaubte nicht, daß diese ihren Bitten widerstehen würde. Indessen zitterte sie vor diesem Gedanken und wußte nicht recht, wie sie es anstellen sollte, da Johanna sowohl mit ihr wie mit ihrer Mutter auf keinem zu guten Fuße stand und sie sich nicht der Furcht vor ihr erwehren konnte. Selten hatte sie Gelegenheit, allein mit ihr zu sprechen, doch als sie mit ihrer Mutter einmal den Grafen Cowinski besuchte, gelang es ihr, während eines Spazierganges im Garten sich mit Johanna von der übrigen Gesellschaft zu trennen. Sie zog sie in eine entlegene Laube, rief Thränen zu ihrer Hilfe herbei und weinte bitterlich.

„Was hast Du denn, mein Kind?“ sagte Johanna.

„O meine Kousine, ich bin sehr unglücklich!“

„Barbara, was ist es denn?“

„Ich bin sehr unglücklich, und es ist Deine Schuld, Kousine!“

„Meine Schuld?“

„Ja, denn warum willst Du meinen Brud r nicht lieb n?“

Johanna war auf einen Angriff dieser Art nicht vorbereitet, und diese einfachen Worte drangen in ihr Herz wie ein spitziger Pfeil. Ohne zu antworten, machte sie einige Schritte mit gesenkter Stirne und m.t zur Erde gerichtetem Blick.

„Warum willst Du meinen Bruder nicht lieben?“ wiederholte Barbara, ermuthigt durch den erzielten Erfolg; „er ist schön, so gut, so edelmüthig! ... Glaubst Du einen Besseren zu finden, der ihn übertrifft?“

„Meine theure Barbara,“ antwortete Johanna mit einer Stimme, in der es ihr nur schlecht gelang, ih e Bewegung zu unterdrücken, „ich kenne Adalbert, ich schätze seine Eigenschaften mehr als j de andere!“

„Warum stößt Du ihn denn zurück? Warum treibst Du ihn zur Verzweiflung? ... Mein armer Bruder!“

„Er verlangt von mir mehr, als ich ihm bewilligen kann.“

„Was er von Dir verlan t ist nur das Recht Dein Glück machen zu dürfen! Aber verdienst Du denn dieses Glück, Du der Du meinen Bruder wie den gewöhnlichsten Menschen behandelst?“

„Aber Barbara, ich habe ja für ihn die innigste Zuneigung, und wenn er wollte. . .“

„Er will, daß Du seine Frau wirst, warum verweigerst Du ihm das?“

„Ich kann mich nicht verheiraten, es ist dies nicht mein Beruf. . .“

„Was geht mich Dein Beruf an! ... Es handelt sich darum zu verhüten, daß Adalbert vor Kummer stirbt!“

„Er wird nicht sterben, er wird eine andere Frau finden die seiner würdiger ist."

„Ich an seiner Stelle würde mir auch eine andere suchen! Ich würde mich stolzer zeigen, ich! . . . Aber er will Dich um jeden Preis besitzen, Du weißt es gut und treibst Mißbrauch damit! . . . Nein, Barbara, glaube mir, ich leide ebenso viel wie er!"

„Du sprichst nicht die Wahrheit! Wenn Du so wie er littest, so wäre mit einem Worte die ganze Sache abgemacht! Aber nein, es gefällt Dir ihn unglücklich zu sehen! . . . Das ist sehr schlecht von Dir, Johanna, Du wirst einst dafür gestraft werden! . . . Was mich betrifft, ich hasse Dich, wenn ich an Alles denke!"

„Barbara, Du täuschest Dich; Du täuschest Dich, ich schwöre es Dir; liebe mich wie ich Dich liebe und wie wir ihn alle Beide lieben. . . Du wirst mir eines Tages Gerechtigkeit angedeihen lassen!"

„Ich verstehe nichts von diesen Räthseln. Bist Du bereit meinen Bruder glücklich zu machen?"

„Es ist unmöglich!"

„Nun, dann kann ich Dich nur hassen, lebe wohl!"

An demselben Abend aber sprach Barbara zu Adalbert:

„Ich will nicht mehr, daß Du sie liebst," sagte sie mit Feuer, Du mußt sie vergessen, sie verachten wie sie es verdient! Adalbert, mein armer Adalbert, siehst Du denn nicht, daß diese Frau ohne Herz ist? Du hast keine Hoffnung! . . Wie sehr ich Kathinka vorziehen würde! Du kennst sie nicht; sie ist so gut, sie liebt Dich so sehr! . . Wenn Du nur wüßtest wie sie von Dir zu mir spricht!"

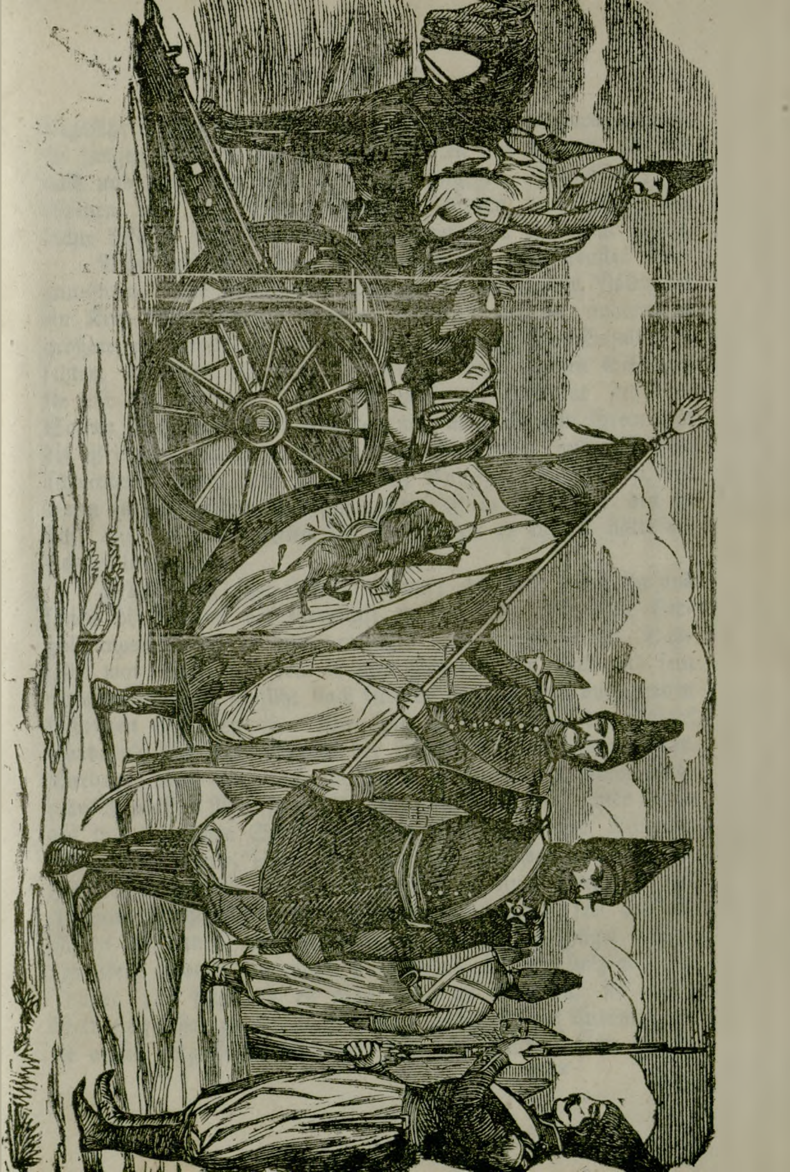
Kathinka war es gelungen, sich Barbara zu erobern und hatte sich in der kleinen Sibirerin, die, immer bereit Jedem zu dienen, nur aus Verzweiflung den Schritt bei Johanna versucht hatte, eine aufrichtige Bundesgenossin verschafft. Mit ihren Schmeicheleien beherrschte sie sogar Hedwig und den Grafen

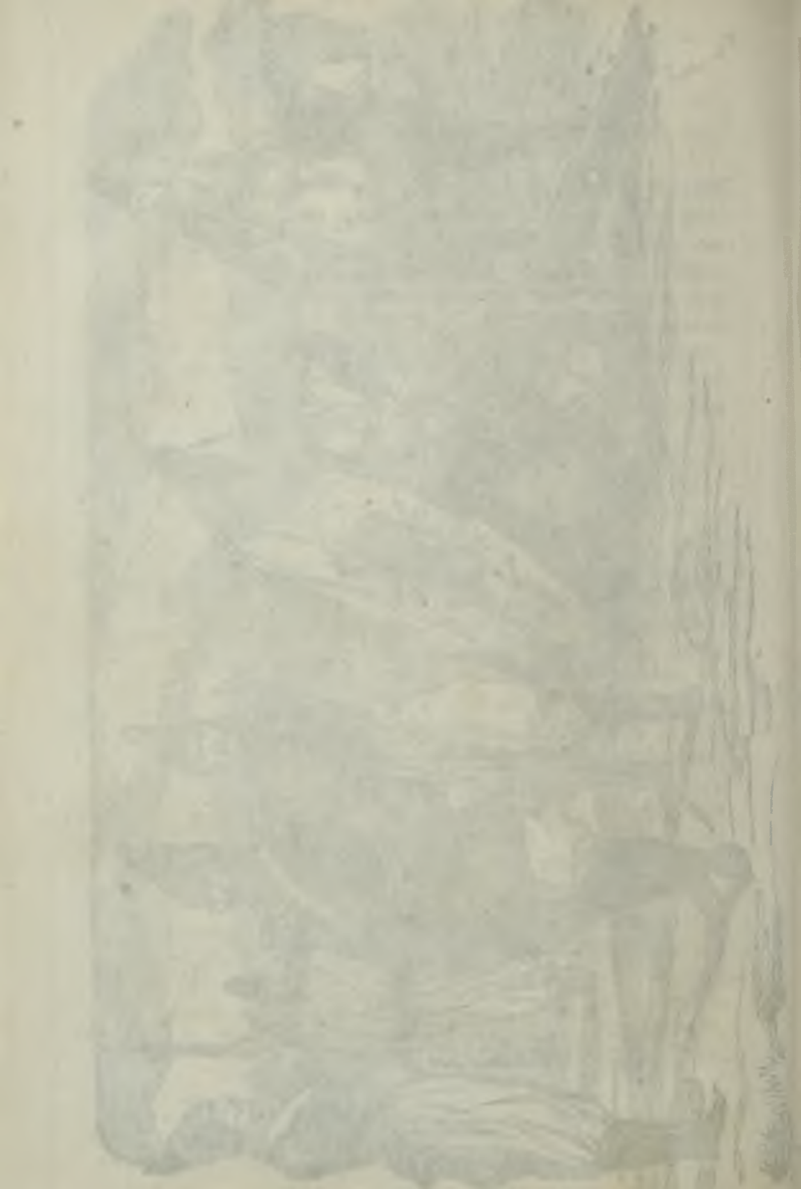
Andreas, die aber Beide Adalbert zu gut kannten um sich vergeblich anzustrengen, sie schwiegen daher.

Das Schloß Makowiec, in welchem Stanislaus sein Fest feiern wollte, lag von mehreren Dörfern umgeben kaum zwei Meilen von Warschau entfernt. Die Lage ist prächtig und der Park, dessen Bäume alle sehr groß und dicht stehen, ist einer der schönsten im ganzen Lande. Man hat vom Schlosse aus eine herrliche Aussicht auf den Fluß und die ihn umgebenden Felder, zu denen ausdehnte Wälder einen großartigen Hintergrund bilden. Ein Bach zieht sich schlangenartig durch den Park und ehe er sich in den Fluß ergießt, bildet er über Felsen fließend mehrere Wasserfälle und einen großen Teich.

Zu Makowiec waren große Arbeiten seit den letzten Empfangstagen gemacht worden. Man sprach von einem Ballsaal der nach den Zeichnungen eines französischen Architekten in London gearbeitet sei, und man erinnerte sich bei diesen Erzählungen an die orientalischen Märchen, wo der Ring der Feen, Pallaste von einem Ende der Welt zum andern brachten.

Der Tag des Festes erhob sich glänzend und strahlend; der Prinz fühlte sich unendlich glücklich. Gegen Mittag wurde den zuerst Angekommenen ein Frühstück unter den Bäumen der Terasse servirt, und dann schlug Stanislaus den jungen Leuten vor, einige Schüsse auf das Wildpret des Parkes zu versuchen. Man begab sich in den großen Waffensaal, dessen Wände ganz mit Hirschgeweihen bedeckt waren, an denen alle möglichen Jagdgeräthe hingen. Jeder suchte sich nach seinem Belieben aus und der Wirth ging während dieser Zeit von Gruppe zu Gruppe und drückte lächelnden Mundes und mit jener höflichen Leutseligkeit die nur der hohen Aristokratie eigen ist, allen die Hände. Während nun die Damen in heiteren Gruppen durch die Orangerien und Blumenbeete herumirrten, zerstreuten sich die jungen Leute in die Gebüsche wo sie einige Hasen und Fasanen, die der Prinz hier in großer Anzahl hielt, erlegten. Darauf wurde das Signal zur Versammlung am Teich geblasen, wo man die Vorbereitungen zu einer Regata getroffen hatte.





Ungefähr fünfzig leichte Barken, geschmückt mit Bändern, nahmen die jungen Leute in sich auf und schifften den Damen, die sich nach und nach dem Ufer näherten, entgegen. Die Seide, die Spitzen und die frischen Gesichter schienen von weiten, wie dichte Massen von Blumen, ausgestreut über die grüne Wiese.

Man lud die schönen Neugierigen ein, am Fenster theilzunehmen. Die Furchtlosen sprangen in die kleinen Jolen die ein Kind hätte bewegen können, während sich die anderen in größere, mit Teppichen und eleganten Sitzen versehene Schaluppen setzten, in denen die Segel, in Form eines großen Schirmes sie vor den Strahlen der noch hoch am Horizont stehenden Sonne schützten. Dort trohnte auch, umgeben von ihrem Hof die Prinzessin Torlocki, bedeckt mit Edelsteinen und fast verschwindend unter der Menge von Spitzen und Blumen, mit denen sie sich geschmückt hatte, unter einem Baldachin den sie sich, wie in alten Zeiten die Königinnen es thaten, hatte errichten lassen.

Hedwig saß sehr einfach, schwarz gekleidet neben ihr und schien die Statue der Vernunft vorzustellen. Alle diese Vergnügungen die sie so lange entbehrt hatte mißfielen ihr. Dasselbe war auch mit dem Grafen Andreas der Fall und sein niedergeschlagenes Gesicht stach seltsam von den ihm umgebenden lachenden Gestalten ab. Nur eine einzige Sache, der Anblick Barbara's rief einen Strahl der Freude in ihrer Seele hervor. Barbara war aber auch in That entzückend in ihrem jungfräulich weißem Mousselinkleid, ihre Haare fielen in dichten Locken auf ihre herrlichen Schultern. Sie saß auf einem Bänkchen neben ihrer Tante, einen Arm auf den glänzenden Thron der Herrscherin gestützt, die Hände gefaltet in einer Stellung voll eleganter Nachlässigkeit und ließ ihren Blick offen, frei und mit naiven Erstaunen über die Ebenen und grünen Hügel dahinschweifen. Hedwig betrachtete sie lächelnd, sie war stolz auf ihre Tochter und fing an es nicht mehr zu bedauern, sie in die Welt eingeführt zu haben. Dennoch seufzte sie im Andenken an die vielen vergossenen Thränen. Wie viel Mühen hatte es ge-

kostet, um diesen Erfolg zu erzielen! ... Das arme Kind hatte acht Tage fast fortwährend geweint und ihre Augen hätten gewiß arge Spuren des Kummers gezeigt, wenn die Augen eines Kindes, dessen Seele immer rein und vergessend ist, überhaupt den Eindruck des Schmerzes bewahren könnten.

Indessen begann die Regata bei den Klängen eines zahlreichen Orchesters das in einer Barke neben der der Prinzessin ihren Platz hatte. Unter den jungen Leuten fanden Wettfahrten statt, man war eifersüchtig auf die Kronen und kämpfte mit Hitze. Der See hatte Leben bekommen und tausende Rufe übertönten selbst die Klänge der Musik, trotzdem sie sich alle Mühe gab sich nicht überbieten zu lassen. Nachdem die Preise davongetragen waren, wurden einzelne Wetten veranstaltet und während hier ungeheure Summen gewagt wurden, zerstreute sich ein Theil der Flotille zwischen den Inseln und in die engen von Laubwerk beschatteten Kanäle. Einige überließen sich dem Zufall und setzten sich aber der Gefahr aus sich in den vielen kleinen Kanälen zu verlieren, andere legten sich in den Schatten der dichten Bäume und pflegten der Ruhe. Es gab da süße Augenblicke, fern vom Tumult der am See herrschte, und die Erinnerung davon blieb in mehr als einem Herzen noch lange Zeit. Welch glücklichen Augenblicke um die Gesellschaft eines Freundes oder in der Gegenwart einer geliebten Frau genießen zu können!

Aber was wurde aus Adalbert? Noch Niemand hatte ihn gesehen und man erstaunte darüber. Da er die Schwierigkeit sich in diesem großen Parke zu finden kannte, spähte er schon seit Stunden nach der Ankunft der Einzigen die er gern hätte sehen mögen. Er wartete, wartete immer, richtete seine begierigen Blicke in die Höfe, in die Zimmer und auf die Landstraße. Es kamen nur noch in langen Pausen einige verspätete Wagen an. Die Ruhe war allgemein, der Hauch eines sanften Windes ließ ihn von weitem die Klänge der heiteren Musik hören, die den Beginn des Balles anzeigten. Adalbert lehnte

sich weit aus dem geöffneten Fenster, verzehrt von Unruhe und Angst.

„Sie wird nicht kommen!“ wiederholte er von Minute zu Minute, „sie wird nicht kommen!“ Als es vollständig dunkel war, verließ er sein Zimmer und stellte sich am Einfahrtsthore auf. Da traf ein fernes Geräusch sein Ohr, er sah am Ende der Allee zwei glänzende Lichter und er glaubte die Pferde und Lakaien des Wagens zu erkennen den er erwartete. Er hatte sich nicht getäuscht, es war der Graf Cowinski, die Gräfin, Johanna und ihre Schwester, aber eine fünfte Person begleitete sie: Wladislaw Michowski.

Adalbert konnte sie, versteckt hinter einem Flügel des Thores, ohne gesehen zu werden, betrachten, er sah, daß die Damen einige Augenblicke stehen blieben um einige Falten aus ihren Kleidern zu entfernen, aber er fühlte sich durch die Gegenwart seines Nebenbuhlers gelähmt und wollte sich zuerst nicht zeigen, denn ihm war zu Muthe als ob ein heißes Eisen ihm in sein Herz gedrungen wäre. Doch änderte er plötzlich seinen Entschluß, trat vor, und ging schnell auf sie zu. Mit seinem eifersüchtigen Blick hatte er Johanna keinen Augenblick verlassen und sah sehr gut, daß sie als sie ihn erblickte eine Bewegung des Schreckens machte und sich an den Arm von Wladislaw klammerte als ob sie bei ihm eine Zuflucht suche. Sie grüßten sich dann mit einiger Verlegenheit.

„Verlieren wir hier nicht unsere Zeit,“ sagte Kathinka,“ „es wird uns sonst vom Feste gar nichts übrig bleiben.“

Dann hing sie sich an dem Arm Adalberts, zog ihn mit sich gegen die Gärten und zum Ballsaal hin, dessen herrlichen Kerzenschein man schon von weitem durch das Laubwerk schimmern sah.

„Wie unangenehm ist es doch, so spät anzukommen,“ fuhr Kathinka fort, „und es ist dies wieder eine Laune meiner Schwester, der wir es zu verdanken haben! Sie wollte erst nicht kommen und als mein Vater sie dazu bewegen wollte,

entdeckte sie einen Fehler an ihrem Kleide! Aber, ach wie schön ist es hier!“

Adalbert hörte gar nicht auf sie.

„Warum kommst Du denn gar nicht mehr zu uns,“ fragte das junge Mädchen weiter; „Du hast ein Streit mit Johanna gehabt, ich weiß es wohl; aber ist dies ein Grund um uns alle leiden zu lassen? Sie hat einen so schlechten Charakter! . . . Du mußt sie gehen lassen und Dich nicht über sie ärgern.“

„Woher kommt es, daß Wladislaw mit Euch hier anlangt?“ fragte Adalbert, ganz mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

„Es ist dies wieder eine andere Laune von ihr! . . . Sie haben schon den ganzen Tag miteinander zu verhandeln gehabt.“

„Will er sie vielleicht heirathen?“

„Johanna sich verheirathen? Diese Idee ist wirklich lächerlich! . . . Uebrigens ist es dennoch wohl möglich, sie sind Einer des Anderen würdig.“

XII.

Sie traten in den Ballsaal ein und der Glanz desselben war der Gegenstand jeder Unterhaltung. Der neue Saal der soeben geöffnet war, war in Wirklichkeit feenhaft schön. Es war ein großer runder Palast von Cristal und in Warschau hatte man noch nie etwas ähnliches gesehen. Im Mittelpunkt befand sich unter einer Domartigen Kuppel, die von zwölf herrlichen Säulen gestützt war, der Raum zum Tanzen. Der Rest des Saales aber war in einen Garten umgewandelt, in dem die herrlichsten exotischen Pflanzen prangten. Das Buffet war in herrlichen Grotten die der Natur getreu nachgebildet waren, und die mit dem Saal in Verbindung standen, aufgestellt. Johanna und ihre Schwester sahen sich bei ihrem

Eintritt gleich von Tänzern umringt, und indem Kathinka zugleich allem antwortete, rief sie ihrem Vetter zu:

„Ich hebe für Dich die Mazurka und die nächste Quadrille auf.“

Obgleich er sie gar nicht dazu aufgefordert hatte, rief ihn diese Ansprache doch wieder in die Wirklichkeit zurück und sich zu Johanna wendend, sagte er so, daß es auch ihre Mutter hören konnte:

„Ich hoffe, meine Cousine, daß Sie mich zu einem Tanze, den ich Ihrer Wahl überlasse, gütigst einschreiben werden?“

„Es wäre dies mit Vergnügen geschehen, antwortete sie, „aber Sie kommen zu spät und ich habe leider keinen Tanz mehr übrig.“

Adalbert zitterte vor Ungeduld; die Gräfin bemerkte es.

„Tanz mit Deinem Vetter,“ sagte sie zu Johanna mit leiser Stimme, „ich wünsche es.“

Diese Worte hatten den Ton eines Befehls. Johanna fügte sich ihm und versprach eine Quadrille.

Einige Augenblicke später winkte sie jedoch Adalbert mit ihrem Fächer, daß er zu ihr kommen möchte.

„Ich kann mit Ihnen diese Quadrille nicht tanzen,“ sagte sie, „Sie wissen warum, kommen Sie nicht um mich dazu abzuholen.“

„Johanna, ich bestehe im Gegentheil darauf, ich habe mit Ihnen zu sprechen!“

„Dies will ich eben vermeiden, und ich hoffe deshalb, daß Sie nicht darauf bestehen werden.“

„Ich muß selbst jetzt noch um den Tanz bitten.“

Die Unterhaltung wurde hier durch das Vorspiel zur Mazurka unterbrochen, und Kathinka kam selbst zu Adalbert um sich an seinen Arm, da sie ihn ja zur Mazurka aufgefordert hatte, zu hängen.

„Ich glaube Du bist im Begriff mich zu vergessen, Du böser Cousin?“ sagte sie mit einem bezaubernden Lächeln, „aber was für ein trauriges Gesicht machst Du denn? Du

streitest also noch immer mit meiner Schwester? Nun, um so besser! Gib ihr nur unter keiner Bedingung nach!"

Nachdem der Tanz vollendet war, irrte Adalbert, die Seele voller Kummer, im Saale umher, er sprach zu Niemanden, und sprach zu denen die zu ihm kamen, um ihm die Hand zu drücken, nur mit zerstreuter Miene. Die Leiden seiner Seele schmerzten ihn unendlich und außerdem befand er sich in dieser aus allen Parteien zusammengesetzten Gesellschaft, wo Polen und Russen gezwungen waren, sich gegenseitig freundliche Gesichter zu machen, nicht wohl. Ungeachtet seiner neuen Freundschaft mit Borizoff und trotz der vielen Beweggründe die er wegen der politischen Stellung seiner Eltern haben mußte, um sich mit russischen Parteien nicht zu entzweien, sah er doch nur mit Verachtung auf diejenigen Polen, deren Vorfahren ruhmreiche Thaten für's Vaterland vollbracht hatten, und die sich jetzt freundlich mit russischen Offizieren und ihren Frauen unterhielten. Er hatte es nicht gewagt mit Ivan in dieser Gesellschaft auch nur ein Wort zu sprechen. Mehrere Mal hatten sie sich schon begegnet, aber kaum hatten sie sich mit einem flüchtigen Blicke begrüßt, obgleich sie sich so viel zu sagen und so viele geheime Gedanken über diejenige auszutauschen hatten, auf die sich beider Blicke ohne Unterhalt richteten.

Worüber sich Adalbert inmitten seines Schmerzes am meisten freute war, daß das Gesicht Johanna's auch Traurigkeit und Abscheu ausdrückte. Sie bewegte langsam ihre Augen über die Menge und ihre Augenbraunen waren fortwährend zusammengezogen. Er hörte nicht auf sie zu betrachten, aber sie, als hätte sie eine geheime Eingebung geleitet, begegnete nie seinem so heißen Blick, der den ihrigen zu erhaschen suchte.

Das Fest dauerte ruhig fort und Niemand erinnerte sich, daß je in Warschau ein glänzenderes und vergnügteres Fest gegeben worden sei. Die Prinzessin Torlocki war strahlend vor Genugthuung, man brauchte sie nur anzusehen, um sich ein Lächeln von ihr zuzuziehen, wobei sie alle zweiunddreißig Zähne von einer Weiße zeigte, die einen zwanzigjährigen Mund zum

Verzweifeln hätten bringen können, wenn man nicht gewußt hatte, daß sie falsch waren. Sie hatte den Ball mit dem preußischen Gesandten, der nur ihr zu Gefallen sich auf seiner Durchreise nach Petersburg in Warschau aufgehalten hatte, eröffnet; dann setzte sie sich auf einen glänzenden Thron, von wo aus sie die Menge beherrschen und Alles sehen, Alles beobachten konnte.

„Der Prinz vernachlässigt seine hohen Gäste", sagte sie mit leiser Stimme, wenn sie von der Höhe ihres Thrones aus bemerkte, daß Stanislaus sich zu lange mit einer jungen und schönen Dame unterhielt. Dann schickte sie irgend Jemand zu ihn und ließ ihm sagen, daß der Gouverneur der Provinz oder der preußische Gesandte allein wären und sich zu langweilen schienen.

Ebenso hatte sie fortwähend ein Auge auf Barbara, die in ihrer Nähe saß. Leider gab das arme Kind ihr Gelegenheit zu vielen Bemerkungen. Den Kopf voll von den Empfehlungen und Vorschriften ihrer Tante, hatte sie sich anfangs sehr zurückgezogen gezeigt, aber nach und nach wurde sie von den vielen Vergnügungen und vom Tanze aufgeregter, und die boshaften Herausforderungen der jungen Leute versetzten sie wieder ganz in ihre naive Unwissenheit. Jeder fragte sie nach Belieben, sie antwortete mit Geist und Tapferkeit, aber ohne sich immer an die in der Gesellschaft gebräuchlichen Regeln zu halten, und das unglückliche Mädchen bemerkte es nicht, daß sie jeden Augenblick irgend etwas Absonderliches sagte, wodurch sie ihren Befragern die größte Freude machte. Fortwährend war ein ganzer Kreis um sie gebildet und die kleine Yatute, so nannte man sie, wurde als Ballkönigin ausgerufen. Nichtsdestoweniger litt ihre Mutter sehr über diesen Erfolg. Hedwig sah sehr gut ein, daß auf diese Weise nicht der Eintritt eines jungen Mädchens in die Gesellschaft geschehen könne. Sie versuchte sich in's Mittel zu legen; doch konnte sie ihr kaum einige Worte mit leiser Stimme sagen, an welche sich aber Barbara in ihrer Aufregung nicht kümmerte. Die Gräfin fügte sich darein, indem sie einsah,

daß diesem Resultate, welches sie so wohl vorausgesehen hatte, jetzt nicht mehr abgeholfen werden könne. Die Prinzessin aber legte viel weniger Verschwiegenheit an den Tag.

„Diese kleine Wilde läßt mich wirklich erröthen! Ihre Mutter hat nicht einmal den Takt sie zum Schweigen zu bewegen, also werde ich es thun!“

Sie brach sich durch die Menge der Verehrer der jungen Sibirerin hindurch und sagte mit ihrer spitzigen und schleppenden Stimme:

„Sprich doch weniger laut mein Kind, man hört Dich ja am anderen Ende des Saales! . . . Hält sich auf diese Weise ein Mädchen aus guter Familie? Ich sehe fortwährend Deine Hände in der Luft und Dein Kopf bewegt sich hin und her, wie die Wetterfahne des Schloßes. Sieh! Deine Haare sind auch schon ganz in Unordnung!“

Vollkommenes Stillschweigen herrschte in dem lustigen Kreise, wie beim Anblick des Schulmeisters sich der Haufe sich prügelnder Schulkinder plötzlich versteinert. Dann als die Wolke weitergezogen war, erheiterten sich schnell wieder die Stirnen und das lustige Lachen begann von Neuem. Als die Prinzessin auf ihren Platz zurückgekehrt war, fing sie wieder zu beobachten an und als sie Barbara wieder laut sprechen und auf's schönste die Arme bewegen sah, zog sie wüthend ihre Augenbraunen zusammen und zitterte vor Ungeduld.

Indessen mußte Stanislaus die schöne Gräfin Kranowska verlassen, mit der er sich schon über eine Stunde unterhalten hatte, um den preußischen Gesandten zu unterhalten, da man ihm gesagt hatte, dieser wäre durch seine Vernachläßigung beleidigt, man sah sie dann sich unterhaltend im Saale auf und abgehen.

„Sie können sehr stolz sein, mein Prinz,“ sagte der Gesandte mit einer diplomatischen Verbeugung, „sie können sehr stolz sein auf den Erfolg den sie erzielt haben! Ihnen mein Prinz gebührt der Ruhm, eine Vereinigung des polnischen mit russischem Volke herbeigeführt zu haben, und Dank Ihrer ver-

ständigen Anstrengungen und der Art, mit der Sie Ihre hohen Pflichten erfüllen, werden die alten Zwistigkeiten bald nur noch als eine längst verflössene Sache in dem Gedächtniß der Männer bleiben. Ich werde dem Czar erzählen welch' rührendes Bild der Eintracht ich hier bei Ihnen gesehen habe. Diese freundschaftliche Mischung, diese Verbrüderung der beiden Nationen ist wahrhaft bewunderungswürdig. Ich sehe hier unter dem leichten Aeußeren des Vergnügens, mit dem Sie uns überhäufen, für Sie den höchsten Ruhm, den man sich nur wünschen kann, den, den Frieden wieder hergestellt zu haben und wieder Liebe und Freundschaft unter entzweiten Brüdern herbeigeführt zu haben!"

„Ich bin sehr glücklich, Excellenz, von der Meinung die Sie über meine Dienste haben. In der That aber war auch mein ganzes Leben nur eine Anstrengung, um den Frieden im Lande herbeizuführen, und ich schmeichle mir einigen Erfolg erzielt zu haben. Indessen habe ich noch zu kämpfen, gegen große Widerstände, zu kämpfen und die erhaltenen Erfolge sind noch fern von meinen Wünschen."

Eine Gruppe vornehmer Personen hatte sich um den Prinzen und den Gesandten gebildet. Alle beklaschten ihre Worte mit Geberden und Lächeln, schmeichelten und ermuthigten hiedurch den Redner. Der Graf Andreas kam auch hinzu und warf auf die Gruppe einen Blick voller Verachtung.

„Sie sind zu bescheiden oder zu ehrgeizig, mein Prinz," fuhr der Gesandte fort, „Sie lassen sich nicht genug Gerechtigkeit angedeihen oder Sie wollen vielleicht zu weit gehen, um auf diesem Wege den Oelbaum mit eigenen Händen zu pflanzen. Ich sehe um uns herum nur ein einmüthiges Zusammenleben und die Zeichen desselben Vertrauens in allen Herzen.

„Es ist wohl wahr, aber es liegt in meinem Charakter nicht so leicht zufrieden gestellt zu werden. Ich bekümmere mich um das kleinste Hinderniß und ich sehe immer noch einige Verbesserungen zu machen. Es gibt noch immer Unzufriedene, ich

weiß es wohl, und dieser Gedanke vergiftet mir die Freude die ich sonst empfinden könnte. Aber diese Menschen sind sehr strafbar, Exzellenz, und sie werden es einst vor Gott zu verantworten haben. Wenn man sich anstrengt, sich glücklich zu glauben, wird man es gewiß werden! So mache ich es, und noch niemals hatte ich mich über mein Los zu beklagen. O, wenn man mir doch nachahmen möchte, daß ganz Polen sich für zufrieden halten möchte, und sein Glück wäre gesichert! .."

„Zuvor aber" unterbrach ihn der Graf Andreas, „handelt es sich nur darum, dem schwarzen Negersklaven zu beweisen, daß es eine Freude ist, die er unter der Peitsche seines Aufsehers empfindet!"

Der Gesandte und der Prinz wendeten ihren Ohren ab und machten giftige Gesichter. Die Umstehenden drehten sich um, betrachteten verlegen den Mosaikfußboden und nach und nach zerstreute sich der ganze Kreis.

„Der Graf ist sehr unklug," sagte der Gesandte nach einer langen Pause.

Und auch sehr frech und unverschämt" fügte Stanislaus bleich vor Zorn hinzu; „aber was kann ich dagegen thun? er ist verrückt!"

Der Prinz zuckte die Achseln mit einem Blicke der Verachtung. Nichtsdestoweniger fand die Unterhaltung ihre frühere Lebhaftigkeit nicht wieder, und die beiden hohen Personen ergriffen den ersten Vorwand um sich zu trennen.

In diesem Augenblick ertönte das Vorspiel der Quadrille die Adalbert von Johanna verlangt hatte. Da es aber gerade Mitternacht schlug, um welche Zeit das Feuerwerk abgebrannt werden sollte, wurde der Ball unterbrochen. Adalbert wollte Johanna dort hinführen, aber Wladislaw war ihm zuvorgekommen, und vergeblich bittet er um ihre Gesellschaft; Johanna unterstützt seinen Nebenbuhler und geht mit ihm, wie die übrige Gesellschaft in dem herrlich beleuchteten Park Sie verschwanden bald vor Adalberts Augen, aber er hatte geschworen noch an diesem Tage die Wahrheit zu erfahren und begab sich auf

die Verfolgung der Flüchtigen. Er bemerkte zitternd, daß sie anstatt sich zum Feuerwerk zu begeben, ihre Schritte gegen die dichten Gebüsche richten und mit leiser Stimme miteinander sprechen. Er störte sie nicht aber er verschlang sie mit seinen wüthenden Blicken, er wollte den Schleier seiner Zukunft bis auf die letzte Falte aufheben. Ihr Gespräch schien mehr und mehr inniger zu werden. Das schwache Licht der an den Bäumen aufgehängten Laternen, genügte nicht um genau zu beobachten, aber blendende Raketen die hoch in die Lüfte stiegen und langanhaltende bengalische Flammen kamen ihm zur Hilfe.

Als sich das Feuerwerk seinem Ende nahte, führte Michowski das junge Mädchen langsam gegen die besuchteren Orte zurück, sie begegneten mehreren anderen Gruppen und die Promenade wurde auf eine minder geheimnißvolle Weise fortgesetzt. Plötzlich ließen sich vielfache Schreie hören.

„Er ist nur leicht verwundet,“ sagte eine Stimme.

„Wer ist verwundet?“

„Josef Michowski.“

„Mein Bruder,“ rief Wladislaw, „ich laufe zu ihm!“

Dann wandte er sich an einem der Vorübergehenden:

„Kasimir, ich bitte Dich, Fräulein Cowinska zurückzuführen.“

Und er verschwand. Aber bevor noch der junge Mann Zeit hatte sich zu nähern, hatte sich Adalbert schon des Armes von Johanna bemächtigt.

„Das Fräulein ist meine Verwandte,“ sagte er. Einige Minuten später waren sie allein in einer dunkeln Allee.

„Gott hat es so gewollt, Johanna, Sie müssen mich jetzt hören!“

„Sei es denn,“ sagte sie, und schien mehr erschreckt als abgeneigt zu sein, „sprechen Sie, sprechen Sie schnell!“

„Sie hatten am Arme Wladislaws weniger Eile.“

„Was geht das Sie an? Was wissen Sie darüber? .. Sie folgten uns also? . . .“

„Johanna, Sie lieben Wladislaw?"

„Muß ich Sie denn zum Vertrauten in dieser Angelegenheit haben? ... Bin ich nicht frei? ..."

„Frei! O ja! Sie sind vollständig frei und ich weiß jetzt genug. Es bleibt mir nur noch eine Sache übrig Ihnen zu sagen, daß mein Herz nämlich für immer verwundet ist, daß ich mein Vaterland verlassen und fern von den Meinigen um Ihretwegen sterben werde!"

Einen Augenblick waren beide still. Johanna schien sehr bewegt, Adalbert sah es.

„Sie haben Mitleid, Johanna, gestehen Sie es, öffnen Sie mir Ihr Herz."

„Ihre Worte machen mich unwohl, warum sprechen Sie von Verbannung, vom Tod? ... Haben Ihre armen Eltern noch nicht genug gelitten?"

„Sie haben viel gelitten, es ist wahr, ich aber leide jetzt mehr als sie. Ich bin in dem gedemüthigt was dem Menschen das theuerste auf der Welt ist, in meiner Ehre und in meiner Liebe!"

Sie senkte den Kopf und antwortete nicht.

O! Johanna, wenn Sie mich wahrhaft bemitleiden könnten! ... Ich suche nur eine Zufluchtsstätte, ein Freundesherz, eine unterstützende Hand, aber alles zieht sich von mir zurück!

„Sie sind ein Undankbarer! ... Haben Sie nicht einen Vater, eine Mutter, eine Schwester die Sie verehren? Haben Sie nicht eine Freundin, die sich Ihnen offen angetragen hat, aber deren schwesterliche Liebe Sie verabscheuen? ..."

„Die Liebe einer Schwester? die will ich nicht! .. Diese banale Freundschaft bietet man nur denjenigen an, die uns gleichgiltig sind!"

„Sie sind grausam, Adalbert, grausam und ungerecht!"

„Nein, ich bin wahnsinnig vor Schmerz! ... Sie haben sich an Wladislaw versprochen ... und ich werde niemals einen untergeordneten Platz an seiner Seite annehmen!"

„Wladislaw ist für mich nur ein Freund!"

„Warum dann diese Geheimnisse? Ich kann es Ihnen nicht glauben,"

„Ich schwöre es Ihnen; und die Zuneigung die ich für ihn habe, biete ich Ihnen noch jetzt an."

„Das was ich haben will, Johanna, das ist Ihre Liebe! Wenn es wahr ist, daß Sie noch frei sind, o so lieben Sie mich! ... Ich will es! ... O Johanna haben Sie Mitleid mit einem Unglücklichen! ... retten Sie mich vom Abgrunde .. reichen Sie mir Ihre Hand! ... Johanna, willigen Sie ein meine Gattin zu werden und ich schwöre Ihnen, daß ich mein ganzes Leben zu Ihren Füssen zubringen will, daß ich alles für Ihr Glück opfern werde! ... Johanna! ... Johanna! .. sagen Sie dieses gesegnete Ja, und seien Sie selbst für ewig dafür gesegnet!"

Johanna antwortete nicht. Ihr Gesicht gewöhnlich so stolz, hatte sich auf ihren Busen gesenkt, stille Thränen rollten über ihre Wangen und fielen wie Perlen in das üppige Gras.

„O Sie lieben mich Johanna, gestehen Sie es!" Das junge Mädchen erhob ihren Kopf und richtete ihre noch feuchten Augen gegen Himmel und ein Gebet schien sich auf ihren Lippen zu bewegen. So blieb sie einige Augenblicke, dann aber zeigte eine Bewegung ihrer schwarzen Wimper eine Rückkehr zur Energie an."

„Nein," sagte sie, „es ist unmöglich!"

„Johanna! ..."

„Es ist unmöglich, Adalbert hören Sie mich; ich kann nicht heiraten, ich werde mich niemals verheiraten! Schon seit langer Zeit, und Sie wissen es selbst, habe ich mich einem heiligen Beruf gewidmet, dem, dem Vaterland zu dienen! ... Seit meiner Kindheit wurde ich durch eine übermenschliche Gewalt darauf hingewiesen, ich war oft die Beute einer eigenthümlichen Entzückung, häufige Visionen erschienen mir. Wie die heilige Tochter von Domremy, meiner Patronin, glaubte ich mich vom Finger Gottes berührt! Heute haben diese Erscheinungen menschlichere Formen angenommen, und ich bin

vielleicht närrisch, aber ich habe die Ueberzeugung, daß ich dem großen Werke unserer Befreiung beiwohnen werde und daß dies mein Werk sein wird! ... Ich habe das Gelübde gethan, mich diesem hohen Werke ohne Vorbehalt zu opfern, selbst mein Leben für dasselbe hinzugeben, wenn es nöthig ist, oder wenigstens das, was das Glück anderer Frauen ausmacht, die Heirat und das Glück, Mutter zu sein!"

„Aber wozu dieses Opfer? Nähern wir uns im Gegentheil, vereinigen wir unsere Kräfte, leben wir zusammen für das Glück des Vaterlands!"

„Man muß frei sein, um sich so edlen Arbeiten hingeben zu können! Glauben Sie, daß eine Mutter noch daran denken kann? Nein! Das Vaterland, eifersüchtig wie Gott selbst, auf die Verehrung, die man ihm widmet, will, daß seine Priesterinnen Jungfrauen seien, wie die Töchter Jesu Christi!"

„Ich werde also warten," sagte Adalbert nach einer Pause; „ich werde an dieser ruhmvollen Arbeit mit Ihnen arbeiten, es ist gleichgiltig, unter welchem Titel. Schwören Sie mir aber, mir nach vollbrachtem Werke anzugehören!"

Johanna zitterte und antwortete nicht.

„Schwören Sie mir, mir nach vollbrachtem Werke anzugehören! ... Ich bedarf dieses Schwures, um es zu glauben ... um die Kraft zum Leben in mir erhalten zu können! ..."

„Warum diesen Schwur? ... Wissen wir, ob wir dann noch leben werden?"

„Es ist nur ein Tag nothwendig, um die Freiheit glänzen zu sehen!"

„Nein ... ich will nicht, daß sich ein irdischer Gedanke mit meinem himmlischen Berufe mischen soll."

„Ihr Beruf wird ebenso rein bleiben, Johanna, ich will ja gern warten, aber Sie müssen vor Gott meine Braut sein! ... Sagen Sie es, werden Sie, wenn wir Sieger sein werden, mir gehören, ja oder nein?"

„Adalbert! ..."

„Antworten Sie mir, antworten Sie mir! ..."

„Sie zwingen mich dazu . . . nun wohl! Nein!“

„Nein? . . . .“ sagte Adalbert, und stieß ein erschreckendes Gelächter aus, „habe ich recht gehört . . . nein? Ah, Johanna, Sie sind falsch, falscher, als die verdorbenste aller Frauen! . . . Ich glaube keine Silbe mehr von Ihren Worten, Sie haben mich belogen! . . . Warum haben Sie mir es nicht gestanden, daß Sie Wladislaw lieben? . . . Hätte ich Ihnen denn ein Verbrechen daraus gemacht? . . . Ich würde vor Schmerz daran gestorben sein, aber ich hätte nie aufgehört, Sie zu verehren . . . Warum zwingen Sie mich dazu, Sie zu verachten? . . O Johanna, Johanna, das ist zu viel! Leben Sie wohl, ich gehe . . . . Sie werden mich niemals wiedersehen!“

Und er warf sich in die Gebüsche und verschwand.

XIII.

Am Tage nach dem Feste von Makowiec verließ Adalbert Warschau, um sich den Qualen seiner Liebe in der Ferne zu entziehen. Aber anstatt daß dieselbe durch den Streit, den er mit Johanna gehabt hatte sich verminderte, vergrößerte sie sich noch mehr, und vergebens suchte er sich davon zu heilen, vergebens suchte er den Haß an ihrer Stelle in sein Herz einziehen zu lassen.

Er kam in den letzten Tagen des Juli in Paris an und wurde hier durch die Elite der polnischen Emigration empfangen. Aber er bekam den Spleen. Er wurde von dem Schatten Johanna's verfolgt, er fühlte sich noch zu nahe bei ihr und wollte noch weiter von ihr entfernt sein. Was sollte er thun? wohin sollte er gehen? . . . Er irrte eines Abends auf dem Boulevard umher und überlegte sich, ob er nicht nach Indien gehen sollte, mit dem Hintergedanken, um dort zu sterben, als er hinter sich die Stimme zweier Männer hörte. Es waren Landsleute von ihm.

„Das Dampfschiff geht am 8. nach Genua," sagte der Eine.

„Wir werden dann am 10. oder 11. spätestens in Messina sein," antwortete der Andere.

Es war dort gerade der Aufstand.

„Dorthin werde ich gehen, dort ist die beste Gelegenheit, sich des Lebens zu entledigen," dachte er.

„Meine Herren, Sie sind im Begriff, zu Garibaldi zu stoßen? Ich gehe mit Ihnen!"

Sie reisten noch in derselben Nacht ab, und in einer Woche später waren alle Drei unter den Mauern Messina's in die Legion des Generals Türr eingetreten. Bald überschritt die Armee von Freiwilligen, als ob sie sich zu einem Feste begeben wollte, die Meerenge von Messina, angesichts der englischen und neapolitanischen Schiffe, von denen die ersteren mit lauter Stimme, die ande n im Grunde ihres Herzens die kühne That dieser Handvoll verwegener Männer, die ohne Schwertstreich, nur durch den Ruf ihres Führers, Alles vor sich hertrieben, beklatschten. Aber bald sollten sie auch kämpfen, und mußten am festen Lande muthig ihr Leben vertheidigen. Adalbert war glücklich darüber; er verabscheute ihre bisherigen leichten Triumphe. Beim Sturme auf Reggio that er Wunder der Tapferkeit; hundertmal setzte er sein Leben auf's Spiel, wie alle Diejenigen thun, die sich entschlossen haben, nicht aus dem Gefechte zurückzukehren, und gerade diese Leute werden am meisten von den Kugeln und Bajonnetten verschont. Er war der Erste in der Bresche, wich nicht von seinem Platze, und dennoch trug er nicht die mindeste Verwundung davon.

„Es wird für ein anderes Mal sein!" sagte er zu sich, als er sich des Abends zur Ruhe begab.

Die Gelegenheit hierzu zeigte sich aber nicht sobald. Erst einen Monat später, nach dem Einmarsch in Neapel, in dem Augenblick, als die Eroberung des Landes fast vollendet war, fing das Blut an den Ufern des Volturno wieder an zu fließen, denn hier hatte sich der Rest der königlichen Armee

konzentrirt. Drei Tage lang dauerte der schreckliche Kampf. Adalbert rief von Neuem den Tod herbei, dieser aber wollte nichts von ihm wissen. Er kam mit seiner halb vernichteten Legion nach Neapel zurück, er fühlte sich entmuthigt, und das schwere Handwerk gefiel ihm nicht mehr, denn es gewährte ihm nicht einmal den einzigen Vortheil, den er daraus ziehen wollte. Außerdem aber fing er die Sache, die er vertheidigte, an zu bezweifeln. Man erfuhr die Einnahme der Marken und Umbriens, die Schlacht von Castelfidardo, und sein Herz, das wahrhaft katholisch war, empörte sich gegen diese Thaten, da ihm selbst das politische Interesse ungenügend erschien, um sie zu rechtfertigen. Doch zur Ehre seiner Fahne blieb er nichtsdestoweniger an seinem Posten. Aber er fing an, sich seine Freiheit zurückzuwünschen, und als bei der Ankunft des Königs Viktor Emanuel in Neapel das Schicksal der Freiwilligen geregelt wurde, benutzte er die Gelegenheit und nahm seinen Abschied.

Als er der Müßigkeit wieder hingegeben war, verzehrte ihn die Langeweile, er wünschte sich in den Schoß seiner Familie zurück, er sehnte sich nach der Gegenwart seines Vaters, nach dem Blick seiner Mutter, nach dem Lächeln Barbara's und nach diesen tausend Nichts, die uns an den Boden des Vaterlandes fesseln, Schätze, die ohne Werth für Den sind, der sie besitzt, aber dessen Verlust uns blutige Thränen entreißt. Sein Herz, das durch diese neuen Schmerzen erweicht wurde, war dem Zorne jetzt weniger zugänglich. Er erinnerte sich der Führung Johanna's, er erkannte, daß wenn auch ihr Widerspruch mehrere ihrer Thaten verdächtig erscheinen ließ, er sich doch an ebenso viele günstige Anzeichen erinnern müsse, und daß er damals Unrecht hatte, sie nicht ihrem wahren Werthe nach beurtheilt zu haben. Alles drängte in ihm zu einer Umkehr nach weniger außerordentlichen Gefühlen. Seine Mutter beschwor ihn in unwiderstehbaren Bitten, zurückzukommen, und Borizoff schrieb ihm lange Briefe, in denen er Johanna wie einen Engel der Reinheit ausmalte.

„Du verstehst sie nicht,“ sagte Ivan, „aber verstehen wir überhaupt das, was göttlich ist? . . . Denken wir etwa daran, Gott zu beargwohnen, weil seine Existenz und seine Thaten für uns voll der unergründlichsten Geheimnisse sind? . . . Sie ist nicht schuldig, weil sie es nicht sein kann! Es wird ein Tag kommen, an dem auch Du ihre Geheimnisse kennen lernen wirst, und Du wirst erröthen über das Unrecht, das Du ihr angethan hast.“

Adalbert war gezwungen, so wie sein Freund zu denken, und Johanna erschien ihm von Neuem in ihrer ganzen Glorie. Er erinnerte sich der süßen Augenblicke seiner Jugend in Mondroiçow, so vieler glücklichen Tage, die er auch noch nach seiner Rückkehr aus Sibirien gefunden hatte, der Szene in der Kirche der Paulinen und der Thränen, die sie am Tage des Festes in Makoviec vergossen hatte.

„Ich war ungerecht, wahnsinnig! Warum habe ich die Freundschaft, die sie mir anbot, nicht angenommen? . . . Ob sie mir dieselbe wohl noch heute zurückgeben wird?“

Er schrieb an sie, um ihre Verzeihung zu erflehen, er erzählte ihr genau sein Leben seit ihrer Trennung, er drückte ihr seinen Schmerz aus, die verzweifelte Länge der bitteren Stunden, die er verlebt hatte und den Wunsch, seinem Leben ein Ende zu machen, daß er aber endlich in der Hoffnung auf eine Rückkehr wieder Trost gefunden hätte. Er endigte so: „Ich war wahnsinnig, Johanna, ich habe mir selbst mein Glück zerstört, verzeihen Sie mir, lassen Sie mich zu Ihnen zurückkehren, sei es unter welcher Bedingung immer; ich verspreche Ihre Ruhe fernerhin nicht zu stören.“

Kurze Zeit darauf, nachdem er nach Paris zurückgekehrt war, erhielt er von ihr eine ermuthigende Antwort.

„Kommen Sie zurück,“ sagte sie, „das Herz Ihrer Schwester ist keineswegs für Sie verschlossen. Sie will gern die Vergangenheit vergessen, aber vergessen auch Sie nicht das Versprechen, das Sie ihr gemacht haben!“

Sein Glück war unendlich, er reiste augenblicklich ab und nahm sich, in Warschau angekommen, kaum Zeit um seine Familie zu umarmen, sondern eilte gleich zum Grafen Cowinski.

Man führte ihn in den Salon. Aber was sah er dort? Johanna, allein mit Wladislaw Michowski! Alle beide machten, bevor sie ihn erkannten eine Bewegung, wie Leute die man stört. Nach der Röthe ihrer Wangen zu urtheilen, mußte ihr Gespräch sehr lebhaft gewesen sein. Adalbert blieb stehen, er war vernichtet, es war ihm als ob ein Schleier vor seinen Augen zerriß, um ihn sein ganzes Unglück sehen zu lassen. Als er endlich seinen Namen aussprach, erröthete Johanna noch mehr und ging ihm entgegen.

„Seien Sie willkommen," sagte sie und reichte ihm ihre Hand; „ich war sehr glücklich, Adalbert, als Sie mir Ihren Entschluß zurückzukehren, mittheilten."

Er ergriff ihre Hand, aber drückte sie nur schwach und konnte kaum einige kalte Worte hervorbringen. Die Gegenwart von Wladislaw hatte ihn bis in's Herz erkältet. Er hatte, seitdem ihm die Gestalt Johanna's wieder anfing rein zu erscheinen, an diesen Nebenbuhler gar nicht mehr gedacht, aber dieser einzige Augenblick stürzte ihn in alle seine Zweifel zurück. Einige Minuten verflossen so und erst bei der Ankunft des Grafen, seiner Frau und Kathinka's wurde diese verlegene Scene abgebrochen. Namentlich die lebhaften Freudenbezeugungen der Letzteren halfen jede Spur von Zwang zu entfernen.

„Du böser Vetter," wiederholte sie, „bist Du denn vernünftig so in den Kampf zu gehen und sein Leben für Andere auf's Spiel zu setzen?"

„Kathinka," sagte ihre Mutter, „wenn Du Deinen Vetter liebst, so schweige davon!"

„Ja," fügte der Graf hinzu, „man weiß hier nichts von diesem unüberlegten Streich, und es ist klug ihn auch zu verbergen."

Adalbert verlängerte wenig seinen Besuch. Er kehrte verwirrt, niedergeschlagen und wie ein betrunkener Mensch wankend

in seine Wohnung zurück. Kaum war er seit einigen Stunden angelangt und schon hatte er alle seine schönen Hoffnungen verloren. Er hatte die Absicht augenblicklich wieder abzureisen und er blieb nur den Wünschen seiner Mutter nachgebend, da.

„Ich habe zu viel gelitten," sagte sie, „und was hast Du durch Deine Abwesenheit gewonnen?"

Nach Allem was bisher vorgegangen war, verlangte er auch vielleicht nichts Besseres als bleiben zu können. Er machte eine Anstrengung und nahm die Stellung zu Johanna an, die sie ihm angeboten hatte. Ihre Beziehungen wurden wieder so wie sie in der Vergangenheit waren, nur zeigte sich Wladislaw seltener und sprach mit Johanna in der Gegenwart Adalberts weniger, aber gerade diese Zurückhaltung schien ihm jetzt verdächtig und sein Argwohn erreichte den höchsten Grad, als er erfuhr, daß Wladislaw häufig vom Grafen empfangen wurde und daß er mit Johanna geheimnißvolle Unterredungen hätte.

„Was macht denn Wladislaw eigentlich bei Euch," fragte er eines Abends Kathinka, „warum wird er nicht zu denselben Stunden empfangen wie die Anderen?"

„Beunruhigst Du Dich noch über die Handlungen meiner Schwester? . . . Warum bekümmerst Du Dich darum? . . . Denkst Du etwa noch an sie? . . Mein armer Vetter!"

Sie lachte wie närrisch, aber ihr Lachen war nervös und gezwungen.

„Schweig doch, Kathinka, sprechen wir vernünftig."

„Vernünftig sprechen? . . Ich muß Dir zuerst sagen, daß Du nicht recht bei Sinnen bist, wenn Du noch an sie denkst! Ich glaubte Du hättest diese Dummheiten vergessen! . . Glaubst Du denn daß Johanna fähig ist, sich so weit herabzulassen, einen Mann glücklich zu machen? . . . Pfui doch! . . . Diese Frauen sind Priesterinnen, Musen, verlange von ihnen nichts irdisches!"

Adalbert hörte ihr vernichtet zu; sie fuhr fort:

„Johanna lieben? . . . Aber das ist ja Wahnsinn! . . . Weißt Du nicht was meine Schwester ist? . . . Sie ist von

Marmor, sie ist die Statue der Tugenden, aber sie hat kein Herz und es wird Dir niemals gelingen sie zu rühren!"

„Aber Wladislaw, Wladislaw macht ihr den Hof, und sie scheint ihn anzuhören."

„Man könnte es fast glauben, da er das Recht hat, jede Stunde zu ihr kommen zu dürfen, aber trotzdem ist dabei wenig Liebe im Spiele, es ist kaum ein Laune . . . so lieben Frauen mit Charakter; im Grunde ihres Herzens verachten sie dennoch alle Männer!"

Und Kathinka lachte von Neuem laut auf. Adalbert hörte auf sie zu befragen, er verließ sie, weil er nichts mehr hören wollte. Er war zugleich empört durch die Unverschämtheit dieser Schwester, als auch durch die schrecklichen Worte: „Wladislaw hat das Recht jede Stunde zu ihr kommen zu dürfen!" zu Boden geschmettert. Er machte unglaubliche Anstrengungen, um diesen Gedanken von sich fern zu halten, aber es war vergeblich, er verließ ihn nicht mehr. Tausend kleine Umstände die ihm auffielen, trugen dazu bei, ihn in seinen Glauben zu lassen. Indessen heilte sich sein Herz dennoch nicht, die Eifersucht regte seine Leidenschaft noch mehr auf und in seinen Träumen und in seinem Geiste sah er immer Johanna noch rein und unschuldig, so wie er sie sich wünschte.

Verwirrt durch die Verzweiflung entschloß er sich seinen Nebenbuhler selbst zur Rede zu stellen.

„Du liebst Johanna, und Du wirst von ihr geliebt," sagte er ihm eines Tages, heftig vor ihn tretend, „es ist unnütz Dich zu vertheidigen, ich weiß es!"

Michowski war so überrascht, daß er einige Minuten wortlos blieb, dann aber lächelte er und sagte:

„Nun wohl! . . . Wenn dem nun so wäre. . . .

„Aber ich liebe sie auch, ich bin eifersüchtig auf sie . . . ich werde es nicht dulden. . . ."

„Du liebst sie, Du bist eifersüchtig auf sie. . . Hast Du denn Rechte auf sie geltend zu machen?"

„Ich habe das Recht eines Unglücklichen der seinen Leiden überdrüssig ist!“

„Solche Rechte scheinen mir nicht unangreifbar zu sein! Aber hören wir auf solche Sachen über eine Frau zu sprechen, von der es nur erlaubt sein sollte auf den Knieen zu reden! Ich habe Dir nur etwas zu sagen: Liebe ein wenig weniger, und achte mehr Diejenige von der Du sprichst!“

Adalbert zog sich verwirrt zurück, unaufgeklärter wie jemals. Am folgenden Tage erhielt er von Johanna ein Billet in dem sie ihm ersuchte, zu ihr zu kommen, da sie mit ihm zu sprechen hätte.

„Was für eine lächerliche Scene haben Sie mit Herrn Michowski gehabt!“ sagte sie und warf ihm einen zornigen Blick zu, „halten Sie auf diese Weise Ihr Wort? . . . Dem Himmel sei Dank, daß Sie sich an einen Freund gewendet haben; aber daß sich dergleichen Auftritte nicht wiederholen!“

„Es wird nicht mehr geschehen,“ antwortete Adalbert mit einem verachtenden Lächeln.

Das Gesicht Johanna's, das einige Augenblicke durch den Zorn aufgeregt war, erhielt seinen gewöhnlichen milden Ausdruck zurück.

„Adalbert,“ sagte sie, „Sie mißtrauen mir, aber Sie haben Unrecht. Wenn ich irgend eine Verbindung mit Wladislaw hätte, warum sollte ich es denn nicht gestehen?“

Sie näherte sich ihm und reichte ihm ihre Hand; Adalbert zögerte sie zu nehmen, er schien noch nicht befriedigt zu sein.

„Sie haben nichts an Wladislaw versprochen, sei es, ich will es Ihnen glauben; aber warum diese Besuche, diese geheimnißvollen Unterredungen, während Sie sich bemühen in meiner Gegenwart nicht mit ihm zu sprechen? . . . O, ich weiß Alles sehr gut! . . .“

Bei diesen Worten erröthete Johanna.

„Antworten Sie mir doch,“ sagte Adalbert.

„Herr Michowski hat mit uns Geschafte.“

„Sie täuschen mich!“

„Ich versichere es Ihnen!... Es handelt sich um die Interessen unseres armen Landes.“

Adalbert war einige Augenblicke die Beute eines lebhaften Erstaunens, dann aber kam er auf seinen ersten Gedanken zurück.

„Sie täuschen mich, sage ich Ihnen, aber Sie können nicht lügen!... Warum diese Verlegenheit, diese Röthe, die Ihre Stirne bedeckt?.. Nein, Johanna, ich glaube Ihnen nichts mehr!“

Sie bedeckte sich ihr Gesicht, als ob sie durch die Schande niedergedrückt wäre. Adalbert fühlte dabei einen schmerzhaften Triumph, er war stumm, und das Herz bebte ihm heftig. Johanna fand jedoch ihren Stolz bald wieder, sie richtete sich hoch auf und sagte mit bleicher Stirne und zitternden Lippen:

„Lassen Sie mich, bilden Sie sich ein, was Sie wollen, ich bin frei nach Allem, was jetzt vorgefallen!“

XIV.

Während der Zeit, wo Adalbert am Volturno kampfte, war zum größten Erstaunen Aller der Abbé Kraowski nach Warschau zurückgekommen. Die Gründe, die ihn mit Gewalt gezwungen hatten, seinen heiligen Entschluß aufzugeben, waren folgende:

In Nijni-Kolimsk gab es keine Regierung; der mächtige Arm Rußlands erstreckt sich kaum in diese fernen Gegenden, und seine Herrschaft zeigt er nur durch die Hinschickung Verbannter an, und Schwärme von Kosaken durchreiten das Land, um einen Tribut von Lebensmitteln einzufordern. Als ein solcher Zug kurze Zeit nach der Abreise des Grafen und seiner Familie auch durch Nijni-Kolimsk kam, erkundigte man sich nach den Ursachen, weßwegen der Abbé ihnen nicht gefolgt

wäre. Der Umstand war schwerer Art; arme Unwissende in die Vorurtheile der römischen Irrlehre zu unterrichten! ..... Nach einem summarischen Verhöre wurde der Greis gefesselt mit fortgeführt. Während Wochen und Monate mußte er zu Fuß den Kosaken folgen, und durch die schlechte Behandlung, die ihm zu Theil wurde, starb er fast. Er war der Nahrung beraubt, seine Kleider hingen nur noch in Fetzen an seinem Leibe, und dennoch mußte er, ohne selbst von den Stricken befreit zu werden, weiter marschiren. So durchlief er ungeheure Strecken Weges, und als es ihm endlich gelang, seinen Peinigern zu entgehen, machte er zweihundert Meilen durch Kamtschatka, ohne auch nur einem Menschen zu begegnen, er schlief im Schnee und nährte sich von Moos und Flechten. Er langte, sterbend vor Hunger und Ermüdung, endlich in dem Hafen von Pietropolowsk an, und entkam glücklich auf ein englisches Schiff. Er fuhr dann mit seinen Wirthen nach China und Indien, wobei er sich sehr glücklich schätzte, die Gunst derselben durch Verrichtung der Kochgeschäfte auf dem Schiffe zu erhalten. Nach einer Fahrt von achtzehn Monaten kam er endlich nach London, und da er sich von seinem Gehalte eine kleine Summe erspart hatte, kam er nach Warschau zurück, wo er, trotzdem seine Fahrten bekannt wurden, ruhig auf seinem Posten als Kanonikus in der Kathedrale, den ihm seine Freunde verschafft hatten, blieb.

Einige Monate später kam auch Lowshonn in seine Geburtsstadt zurück, wo er mit Hilfe von Geldunterstützungen, die ihm der Graf Andreas angedeihen ließ, einen Pelzhandel begann.

Die kleine Kolonie aus Nijni-Kolimsk befand sich also jetzt wieder vollzählig an den Ufern der Weichsel, im Schooße des Vaterlands und dem Anscheine nach in recht glücklichen Verhältnissen, aber fast allen Mitgliedern fehlte etwas, was sie in der Wüste hatten; sie waren nicht glücklich! ... Der Abbé war über seine Gemeinde beunruhigt, die jetzt wieder verlassen war; der Graf beweinte noch immer seine Unterwerfung; Bar-

bara sehnte sich nach dem fernen Lande zurück, welches sie ihr Vaterland nannte; Hedwig hörte nicht auf, über den Kummer ihres Sohnes zu seufzen, und sie litt um so mehr, je weniger er sich darüber beklagte. Nur Lowshonn hatte inmitten der Geschäfte, deren Geräusch seine Kindheit schon eingewiegt hatte, sein früheres zufriedenes Leben wiedergefunden.

Eine ganze Woche war schon seit der letzten Szene verflossen, ohne daß Adalbert wieder das Hotel Cowinski besucht hatte. Er war voll Zorn, und glaubte endlich von Johanna das Geständniß ihrer Doppelseitigkeit erlangt zu haben. Aber ebenso wie sein Argwohn in der Gegenwart Johanna's durch das Zusammentreffen verschiedener Umstände zunahm, wuchs seine Zärtlichkeit, wenn er von ihr entfernt war. In diesem letzten Falle ließ sich auch der Einfluß Borizoff's fühlen. Die beiden Freunde hatten sich in den Salons des Prinzen wiedergefunden und außerdem, trotz der kalten Witterung, ihre geheimnißvollen Zusammenkünfte wieder begonnen. Sie trafen sich jetzt in der verlassenen Hütte eines Holzhauers, tief im Walde, fast jeden Tag, und unterhielten sich an einem Feuer, das sie sich selbst anzündeten. Obgleich Adalbert nicht mehr so voller Glauben war, wie früher, und seine Furcht ihm begründeter zu sein schien, obgleich er es nicht wagte, Ivan zu sagen, bis zu welchem Punkte er sie anklagte, fand er doch einen Trost in diesen Unterhaltungen und kehrte jedesmal gestärkt zurück. Unter diesem Einfluß ging er eines Abends zum Grafen, wo er sich, nachdem man gegenseitig Entschuldigungen und Bedauern ausgesprochen hatte, in die früheren Verhältnisse wieder fügte. Aber sein unruhiger Geist bemerkte bald etwas, was ihm Kummer bereitete. Michowski zeigte sich nicht mehr, warum? . . . Adalbert wußte aus guter Quelle, daß die geheimen Zusammenkünfte seit seinem letzten Streite mit Johanna aufgehört hatten. Aber diese Thatsache, anstatt ihn zu beruhigen, verdoppelte seinen Argwohn.

„Sie haben Furcht vor mir," sagte er sich.

Dazu kam noch ein neuer Kummer. Seine Expedition in Italien war durch das öffentliche Gerücht verbreitet und zu Ohren der Behörden gedrungen. Er erhielt von der hohen Polizei eine strenge Warnung, man drückte dieses Mal noch aus Rücksicht für seinen Onkel die Augen zu, aber man benachrichtigte ihn, daß eine nächste Unklugheit mit Strenge geahndet würde, und daß sein Vater in seiner Eigenschaft als begnadigter Sibirier wie er gestraft werden würde. Viele Nächte wurde sein Schlaf durch diesen Gedanken, seinen Vater für sich leiden zu sehen, gestört, später dachte er weniger daran, denn er fühlte auch gar nicht den Wunsch, sich zu den Verschwörern zu gesellen. Die Schmerzen, die er für sein Vaterland hatte, wichen denen seiner Seele.

Der Graf Cowinski begab sich häufig nach Mondroiçow, wohin ihn seine Frau und Tochter gewöhnlich begleiteten, und Adalbert hatte sich nie darüber beunruhigt, indessen kam ihm seit einiger Zeit Alles verdächtig vor. Er erkundigte sich und erfuhr, daß Wladislaw dort einige Male unter dem Vorwande, auf die Jagd zu gehen, empfangen worden sei. An demselben Abend sprach er von der Jagd und fragte den Grafen, wann die nächste in den Wäldern von Mondroiçow stattfinden würde.

„Ich würde diesem Vergnügen mit vieler Lust einmal beiwohnen,“ fügte er hinzu.

„Es sei,“ antwortete der Graf, „so wie sich eine Gelegenheit darbieten wird, werde ich Sie davon verständigen.“

Bis dahin hatte Johanna gleichgiltig auf ihre Stickerei gesehen, aber bei diesen Worten erhob sie ihr Haupt und warf einen lebhaften Blick auf Adalbert und den Grafen. Kathinka und ihre Mutter hatten auch ihre Augen erhoben. Seit einer Viertelstunde überlegte Adalbert sich dieses neue Anzeichen, als er während des Thees fühlte, wie eine Hand sich auf die seinige stützte: es war Kathinka.

„Man jagt morgen in Mondroiçow,“ sagte sie mit leiser Stimme, „komm auch dorthin. Ein Eber ist im Walde erblickt

worden, es wird gewiß sehr interessant sein, ihn jagen zu sehen.“

„Ihr Vater hat mich nicht dazu eingeladen.“

„Ich werde mit ihm sprechen.“

Sie wollte jetzt ihre Hände, die sie in die des jungen Mannes gelegt hatte, losmachen, er aber hielt sie zurück.

„Sagen Sie nichts, ich werde so kommen.“

„So ist's recht,“ erwiederte sie entzückt, „um 10 Uhr wird gefrühstückt.“

Am andern Morgen ritt Adalbert nach Mondroiçow. Er kam dort mit Absicht ein wenig spät an, erzwang sich trotz der Einreden des Dieners den Eintritt, und fand einige zwanzig Personen mit dem Grafen und den Damen bei der Tafel. Der Abbé Kraowski und Wladislaw Michowski waren darunter, die meisten aber waren ihm unbekannt.

„Verzeihen Sie, mein Vetter, daß ich Sie störe, aber als ich heute Morgens meinen Spazierritt in diese Gegend machte, erfuhr ich, daß auch Sie hier angekommen waren.“

Der Graf stammelte einen sehr wenig herzlichen Gruß, als Johanna das Wort ergriff:

„Sie machen uns ein großes Vergnügen, Adalbert, wir waren hierher gekommen, um einige Anordnungen im Hause zu treffen, als uns diese Herren hier benachrichtigten, daß sich ein Eber in unseren Gehölzen aufhalte. Sie kommen gerade zur rechten Zeit.“

Auf einigen Stirnen bemerkte man Zeichen des Mißvergnügens, aber ein Blick von Johanna ließ diese Wolke schnell vorüberziehen. Adalbert setzte sich zu Tisch, und die Unterhaltung wurde ruhig fortgeführt. Man sprach vom Eber und von den verschiedenen Mitteln, dieses schon so seltene Wild fortpflanzen zu können. Die Unterhaltung schien Adalbert, obgleich sie ganz natürlich war, doch gezwungen, und vor allen Dingen war er unglücklich darüber, Johanna bei einer Lüge ertappt zu haben.

Als das Mahl beendet war, begaben sich einige vierzig Personen, eben so viel Jäger als Diener, auf den Weg, und Alles war so geordnet, daß es nichts weniger als improvisirt aussah. Adalbert wußte übrigens, an was er sich in diesem Punkte zu halten hatte.

Obgleich man im Jänner war, hatte man prächtiges Wetter, und der Himmel strahlte i vollem Glanze. Ein Schleier frischgefallenen Schnees bedeckte die Ebene, welche von tausend Feuern zu strahlen schien. Das verworrene Geschrei der lustigen Treiber mischte sich mit der Ruhe der Atmosphäre, mit dem Wiehern der Pferde und dem Bellen der Meute.

Die Damen begleiteten die Jagd, und Johanna zeigte sich in dieser ungewohnten Umgebung im ganzen Glanze ihrer strahlenden urd doch so ernsten Schönheit. Sie trug ein dunkles Reitkleid und einen kleinen runden Hut mit breiten Rändern, von welch m ihr Gesicht einen sanften Schatten erhielt, sie ritt einen schwarzen Hengst, fein wie eine Gazelle, dessen herrliche Gliedmaßen unter dem Glanze des Schnees noch mehr hervortraten, und ihre Geschicklichkeit, das Pferd zu regieren, war so groß, daß sie mit demselben nur einen Körper zu bilden schien, und alle ihre Bewegungen wurden mit der größten Eleganz ausgeführt. Sie ritt ruhig und stolz einher, und ließ dabei langsam ihre geheimnißvollen Blicke umherschweifen, sie war mit einem Worte wie die Göttin der Nacht.

Bei Kathinka war im Gegentheil Alles heiter und strahlend, ihre Kleidung vereinigte alle lebhaften Farben, und herausfordernde Lächeln schwebten unaufhörlich auf ihren purpurnen Lippen. Sie machte häufig Gebrauch von der Peitsche und der Stimme, und zwang auf diese Weise ihre Isabella zu fortwährenden Sprüngen, dann sprengte sie wieder im Galopp daher, mehr fliegend als reitend. Man konnte fast an einen Wettstreit zwischen den beiden Schwestern glauben, aber Johanna erschien Adalbert so schön, namentlich durch die einfache

Strenge in ihrer Haltung, daß er eine neue Drohung in dieser Zurückhaltung selbst zu sehen glaubte.

Bald trat man nun in den Wald ein. Der Anblick war großartig und ergreifend. Der herrliche Duft der verschiedenen Bäume und die mannigfaltigen pittoresken Stellungen derselben, der Glanz des Schnees auf ihren Zweigen bezauberte Alle.

Nach einer Stunde des Suchens ungefähr zeigte sich der Eber inmitten eines dichten Gestrüppes. Ein leichter Schauer durchlief die Linie der Jäger, denn nur eine geringe Anzahl von ihnen war dem furchtbaren Thiere erst gegenübergestanden. Was das Ungeheuer anbetrifft, so stand es unbeweglich inmitten des Gestrüpps. Seine ungeheure Masse, gleich dem des stärksten Auerochsen, zeigte sich in seiner ganzen Majestät und Wildheit. Er zeigte seinen Feinden die Flanke und betrachtete sie mit verächtlichem Blick.

Man umzingelte schnell das Gestrüpp, noch ehe er sich gerührt hatte. Einige Reiter blieben zu Pferde, um die Damen zu vertheidigen, die anderen stiegen ab und wählten sich jeder einen passenden Baum, um sich dahinter zu schützen. Dann wurde die Meute losgelassen, und die Piqueurs hetzten das Thier mit rothen Fähnchen und brennenden Fackeln. Dieses wurde auch bald wüthend und stürzte sich schnaubend auf seine Feinde, wobei es mehrere der Hunde, die auf seinen Rücken gesprungen waren, niedertrat, aufschlitzte oder gegen die Bäume schleuderte. Nun begann der Kampf mit den Menschen, welche hinter dem Stumpfe eines Baumes gesichert, sich immer je dem Angriffe des Thieres herumdrehten und ihm tüchtige Hiebe versetzten, wodurch die Wuth desselben auf's Aeußerste gesteigert wurde. Schäumend, bedeckt von Schweiß, ließ es seine Wuth gegen die Bäume aus, zerriß sie mit der Spitze seiner Hauer und die Stücke der Rinden wirbelten umher, wie der Schnee, den es mit seinen Füßen aufstöberte. Wenn der angegriffene Jäger ermüdet war, lockte ein anderer den Angriff durch das

Wehen mit rothen Fähnchen auf sich, und derselbe Kampf begann von Neuem.

Adalbert hatte sich trotz seiner Unerfahrenheit in erster Reihe, gerade Wladislaw gegenüber und in der Nähe der Damen aufgestellt, und hoffte durch besondern Muth die Aufmerksamkeit der letzteren auf sich zu ziehen. Er wartete also, bis sich der Eber im höchsten Grade der Wuth auf Michowski stürzte, der nur durch ein Uebermaß von Muth und Geschicklichkeit dem fürchterlichen Angriffe entging. Er manövrirte mit seltener Gewandtheit und brachte dem Thiere so tüchtige Hiebe bei, daß man ihn schon für den Sieger ansah, als Adalbert, beseelt von dem Wunsche, ihm den Sieg zu entreißen, sich bemühte, den Angriff auf sich zu lenken, was ihm auch zum größten Aerger seines Nebenbuhlers gelang. Der Kampf schien anfangs zu seinen Gunsten ausfallen zu wollen, als sich sein Fuß in die Wurzel eines Gestrüpps verwickelte und er niederfiel. Der Eber stürzte über ihn und verfolgte den Feind, den er nicht mehr sah.

Ein Schrei drang aus jeder Brust, und in der Verwirrung, im allgemeinen Schrecken gelang es nicht, die Aufmerksamkeit des Thieres, welches fortwährend gegen einen Gegenstand wüthete, den man nicht genau in dem Wirbel von Schnee und trockenen Blattern, die er um sich her fliegen ließ, erkennen konnte.

Mehrere Schüsse wurden vergeblich auf ihn abgefeuert, die Bewegung aber verdunkelte den Blick Aller, und die Unordnung erreichte unter den Jägern schon ihren Gipfel, als plötzlich ein Schatten mit der Schnelligkeit des Blitzes unter ihnen erscheint und sich gegen den Eber stürzt, der mit seinen Hauern die Erde aufwühlte. Eine Pistole wurde auf die Stirne des Thieres gesetzt, ein Knall ließ sich vernehmen, und das Ungeheuer rollte ohne Bewegung und ohne Leben zu den Füßen der überraschten Jäger.

Es war Johanna! .... Darauf stürzte sie sich auf den am Boden liegenden jungen Mann.

„Adalbert! Adalbert! Du bist doch nicht verwundet?“

Ihre Haltung, ihre Stirne und ihr Blick drückten dabei die höchste Angst aus.

„Du bist doch nicht verwundet?“ wiederholte sie, als sich der junge Mann mit Hilfe einiger Freunde schwer erhob und von diesen auf einen Baumstamm gesetzt wurde.

„Nein ... ich glaube nicht ... es wird nichts sein,“ antwortete er, „O! Johanna, danke! ... danke!“

Er ergriff ihre Hände und küßte dieselben mit Begeisterung und blickte sie mit seinen brennenden Augen voller Zärtlichkeit lange an.

„Dank, Johanna! ... Dank!“ wiederholte er.

Mit gesenkter Stirne, erröthend, hörte sie den Beweis seiner Dankbarkeit an, aber plötzlich, als ob sie bei einer bösen That ertappt worden wäre, sprang sie auf, zog ihre Hände zurück und sprach kein Wort mehr. Die jungen Leute umringten jetzt den Verwundeten, untersuchten ihm die Glieder und erkannten, daß er durch ein wahres Wunder mit einigen leichten Quetschungen davon gekommen sei. Der Schrecken und die Unruhe machte darauf der lärmendsten Freude Platz. Jeder beglückwünschte auf seine Art das junge Mädchen über ihre kühne That, über die man sich im ersten Augenblick kaum Rechenschaft geben konnte. Hierauf kamen nun alle möglichen Fragen. Was hatte ihr diesen Muth eingeflößt? Wie kam es, daß sie zuerst zu seiner Hilfe anlangte? Wie kam die tödtliche Waffe in ihre Hände? ...

Sie antwortete auf alle Fragen, aber ihre Aufregung war so sichtbar, daß es schien, als ob der Schrecken erst nach der kühnen That zum Vorschein käme.

„Hattest Du Furcht?“ fragte sie ihr Vater, indem er sie in seine Arme drückte.

„Nein ... nein ...“ sagte sie; aber sie war dennoch erschrecklich bleich und zitterte an allen Gliedern.

Kurze Zeit darauf kehrte die Jagd zum Schloße zurück. Die Piquere trugen den todten Eber auf einer Bahre aus

Zweigen, den Verwundeten aber hatte man in den Sattel gehoben und kam ohne neuen Unfall in der Wohnung an. Der Graf bestand darauf, daß er während der Nacht in Mondroiçow bleiben müsse und schickte einen Boten an seine Familie, um sie davon zu benachrichtigen, und um einen Arzt zu holen. Dieser kam um 9 Uhr an, verschrieb einen beruhigenden Trank und versicherte Allen, daß einige Ruhestunden den jungen Mann vollständig herstellen würden. Aber diese Ruhe war schwer für ihn zu finden, trotz aller angewandten Sorgfalt. Nach einem ersten und kurzen Schlummer der durch die Ermattung herbeigeführt war, erwachte er, um die Augen während des Restes der Nacht nicht mehr zu schließen. Er hatte Fieber, aber nicht etwa als Folge der unbedeutenden Schrammen, sondern der Zustand seiner Seele verursachte ihm dasselbe, es war der Schrei Johanna's: „Adalbert, Du bist doch nicht verwundet!“, es war das Entzücken welches er gehabt hatte, als er ihr die Hände küßte die sie ihm überlassen hatte, aber es war auch der kalte Blick und die Gleichgiltigkeit die darauf gefolgt war, was ihm den Schlaf raubte. Der Graf, seine Frau, Kathinka und alle Gefährten waren zu ihm gekommen, um sich nach seinen Zustand zu erkundigen, Johanna allein war nicht erschienen.

Sein Kopf brannte ihm und seine Brust bewegte sich heftig. Er erhob sich, ging im Zimmer auf und ab und blickte auf den vom Monde beleuchteten Hof und auf die Zufahrt zum Schlosse, bis ihn die Kälte ergriff und er sich in sein Bett zurücklegte. Etwas nach drei Uhr, welche Stunde soeben die Thurmuhr geschlagen hatte, glaubte er das Krachen der Treppe zu vernehmen. Unruhig über Alles springt er von seinem Lager und hört wie sich die Thüre des Hauses, die gerade unter seinem Fenster ist, öffnet. Er läuft an's Fenster und sieht einen Mann über den Hof schreiten, sich zu dem Stall begeben, dort ein schon fertig gesatteltes Pferd herausziehen und im Galopp davon reiten. Eine tödtliche Angst ergriff ihn: er hatte Wladislaw erkannt! Unwillkürlich will er ihm nacheilen, will die

Thüre öffnen, — aber man hatte ihn eingesperrt! ... In diesem Augenblicke vernahm er in dem Korridor vor seinem Zimmer das Rauschen eines Seidenkleides, was gerade vor seiner Thüre eben aufhörte, als ob man bei ihm lauschen wollte.

„Johanna! ... Johanna! ...“ rief er ganz betäubt; aber nichts antwortete ihm als dasselbe Rauschen der Seide und der Wiederhall eines leichten davonfliehenden Schrittes. Er wollte rufen, schreien; aber kein Ton drang aus seiner, wie von einer eisernen Hand zugeschnürten Kehle. Er machte einige Schritte gegen das Bett, aber ehe er dasselbe erreichte, stürzte er ohnmächtig zu Boden.

Es war fast Tag als er wieder zu sich kam. Aber welches Erwachen! ... Johanna war schuldig, er konnte nicht mehr daran zweifeln: er hatte es ja gesehen!

XV.

Er hatte es gesehen und dennoch zweifelte er noch daran.

„Ich würde es glauben, wenn ich sie miteinander überrascht hätte“, sagte er sich.

Nach einigen Tagen ist er von Neuem sehr gut unterrichtet, daß Wladislaw nur an den öffentlichen Empfangstagen beim Grafen Cowinski erscheint, daß sich aber in Mondroiçow die Schuldigen häufig sehen und dort will er sie auch überraschen.

Adalbert zeigte durchaus keine Unruhe. Mehreremal hat er schon den Grafen besucht, obgleich Johanna noch abstoßender wie früher gegen ihn war, worüber er jedoch durchaus kein Erstaunen äußert.

„Ich möchte gern wissen, wann wieder in Mondroiçow gejagt wird“, sagte er zu Kathinka.

„Warum das? . . . Willst Du Dir diesesmal vielleicht ganz Deine Gliedmaßen zerreißen lassen? Ich werde mich nicht dazu hergeben."

Kathinka schien über die letzte Jagd und was sich dabei zugetragen hatte, ärgerlich zu sein.

„Ich habe eine lächerliche Rolle gespielt", antwortete Adalbert, „ich will diese Ungeschicklichkeit wieder gut machen."

„Aber ich, ich will es nicht; wenn ich wenigstens irgend eine Belohnung für meine Gefälligkeit zu hoffen hätte. . . ."

„Alles was Du willst, meine theure Kathinka!"

Es waren noch keine vierzehn Tage verflossen, als Adalbert wieder die Jäger in dem Augenblick als sie sich in den Wald begaben, überraschte. Er war einen Augenblick darüber erstaunt, wieder den Abbé Kraowski und zwei oder drei andere Persönlichkeiten, die nicht am allgemeinen Vergnügen theilnahmen, im Schlosse anzutreffen. Aber diese Sache hörte bald auf seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

„Sie zweifeln alle wahrscheinlich sehr an meiner Geschicklichkeit, meine Herren," sagte er mit trockener Lustigkeit, „und deßwegen vermeiden sie auch wahrscheinlich mit so großer Sorgfalt mich von ihren Ausflügen zu benachrichtigen. Aber seien sie versichert, daß das zu viel Vorsicht ist, ich hoffe ihnen heute zu zeigen, daß man nicht immer unglücklich zu sein braucht."

Der Kampf begann, aber dieses Mal kam nichts besonderes vor und derselbe war bald beendet. Gegen Abend kam man im Schlosse wieder an und speiste dort froh und ungezwungen zu Mittag. Als die Tafel beendet war, ritt einer nach dem andern der Gäste fort, außer Wladislaw, der sich nicht rührte. Adalbert machte es ebenso, ohne eine argwöhnische Miene zu zeigen. Gegen zehn Uhr sagte Johanna ein Wort in das Ohr von Wladislaw, welcher sich darauf erhob und zu Adalbert sagte:

„Kehrst Du nicht nach Warschau zurück, wir könnten dann den Weg zusammen machen."

„Sei es“, erwiderte Letzterer, „gehen wir.“

Der Schlitten von Wladislaw und das Pferd Adalberts wurden an den Fuß des Perrons geführt. Sie nahmen ihre Pelze und empfahlen sich. Trotz aller gebrauchten Vorsichtsmaßregeln, fing Adalbert doch noch einen Blick des Einverständnisses auf. Es war zwar nur ein Blitz, aber dennoch eine Welt von Gedanken für einen eifersüchtigen Nebenbuhler; ihre Stimme hätte für ihn nicht deutlicher sagen können: „Komm' zurück, ich erwarte Dich!“ Ein anderer Blick, ein Versprechen hatte darauf geantwortet.

Sie begaben sich auf den Weg. Adalbert ritt voran, Wladislaw folgte ihm im Schritte nach.

„Setzen wir unsere Pferde in eine etwas lebhaftere Bewegung“, sagte Adalbert.

„Mein Pferd ist zwar sehr ermüdet . . . aber versuchen wir's dennoch.“

Sie setzten einige Zeit den Weg im Trab fort, bald aber fiel Wladislaw wieder in Schritt, sein Gefährte machte es ebenso. Ungefähr eine halbe Stunde gingen sie so neben einher und Adalbert machte es große Freude die Ungeduld Wladislaw zu vergrößern. Nachdem er von diesem bitteren Vergnügen genugsam gekostet hatte, sagte er:

„Ich friere und werde allein weiter reiten. Gute Nacht!“

„Gute Nacht“, antwortete Wladislaw.

Er ritt im Galopp fort, aber nach einigen Minuten hielt er hinter einem Gebüsch von Pinien, welches die Straße beschattete an, drang in dasselbe ein und wartete. Eine Viertelstunde verging, Niemand kam. Er war jetzt überzeugt, daß Wladislaw nach Mondroiçow zurückgekehrt sei und auch er kehrt denselben Weg mit fieberhafter Schnelligkeit zurück, und mäßigt den Lauf seines Roßes nicht eher, als er den Schlitten von Wladislaw dicht vor sich hatte. Er sieht wie Wladislaw ins Schloß durch die Gitterthüre des Perrons eintritt, schnell springt er vom Pferd, klettert über das Gitter und war bereit sich für alle erlittenen Qualen blutig zu rächen.

Indessen war das Thor des Schlosses, welches er unter den Händen Wladislaws hatte weichen sehen, jetzt geschlossen. Er wollte schon wüthende Schläge gegen dasselbe thun, als er sich noch zur rechten Zeit die Folgen überlegte, und es unterließ. Er ging um das Gebäude herum und fand noch einen Eingang, der der Dienerschaft diente, offen. Er ging durch einen Gang an dem Zimmer vorüber, in welchem die Mägde lachend die Geschirre und Teller putzten. Endlich war er in dem großen Vorsaal, und hier hielt er überlegend an. Zum ersten Male fragte er sich, was er eigentlich thun wollte und was er jedem Andern außer Johanna und Wladislaw sagen würde. Aber der Zorn und die Aufregung in ihm behielten die Oberhand, und er ging in den Salon. Hier herrschte vollkommene Finsterniß. Er lauschte, aber kein Geräusch ließ sich vernehmen. Er geht hierauf durch mehrere Zimmer, findet aber Niemand. Er weiß mit Bestimmtheit, daß er bereits alle Zimmer des Parterre durchsucht hat, also muß Johanna Wladislaw in ihrem Zimmer empfangen haben! . . . . Er wagt zwar nicht daran zu denken, aber dieser Gedanke lag wie eine glühende Kohle in seinem Gehirn. Er zittert, indem er glaubt vielleicht zu viel zu erfahren, er fängt an zu wünschen, nichts mehr zu wissen, aber mit diesem Wunsche kehrte auch der Zweifel zurück. „Es ist unmöglich! . . . Es ist hier ein Geheimniß, aber sie ist rein! . . . Ich muß es, ich will es wissen! . .“

Er denkt schon nicht mehr an Wladislaw, und die Schande, einer Frau, die er vergöttert, eine ähnliche Beleidigung angethan zu haben, drückt ihn schmerzlich zu Boden. Er entschloß sich zu fliehen und suchte den Ausgang, durch den er eingetreten war, wieder auf, aber es war vergebens. Die Dienerschaft hatte sich zurückgezogen, alle Thüren waren geschlossen und alle Fenster mit starken Eisenstangen versehen. Was sollte er thun? Er dachte daran, sich einem der Diener anzuvertrauen, dessen Schweigen er erkaufen würde. Aber wohin sollte er sich wenden? An welche Thüre sollte er pochen? . . . Und dann, wäre dies nicht eine Entehrung seiner Cousinen? . . . Er kam

von diesem Plane zurück und versteckte sich in eine dunkle Ecke, entschlossen hier zu warten, bis sich eine Gelegenheit zur Flucht ergeben würde, oder am Morgen im Dämmerlichte zu entkommen. In seiner Aufregung blieb er aber kaum einige Minuten. Er zürnte mit sich selbst, konnte es aber dennoch nicht verhindern, daß sein Argwohn nach und nach zurückkehrte.

„Sie selbst soll mir öffnen, ich werde sie aufsuchen und ihr alles gestehen!“

Er weiß wo das Zimmer Johanna's ist und geht entschlossen bis an die Thüre, hier aber wurde er unruhig, denn das Heiligthum einer Jungfrau hat für einen ehrenhaften Mann bei der Nacht etwas geheiligtes. Dieser geheimnißvolle Aufenthalt der Unschuld imponirt ihm, denn es herrscht dort eine Luft, die Jedem, der sie einathmet, einen frommen Respekt einflößt. Er betrachtete lange die Thüre und schien sie mit seinen Blicken durchbohren zu wollen. Er nähert sich ihr noch mehr, lehnt sein Ohr an dieselbe und lauscht, aber kein Ton dringt zu seinen Ohren als das monotone Geräusch der antiken Wanduhr. Er kratzte jetzt an die Thüre aber sehr furchtsam. Nichts antwortet. Zitternd vor Ungeduld und Angst fürchtet er dennoch endlich die Stimme Johanna's zu hören. Er klopft starker . . . noch stärker . . . . aber noch immer antwortet nichts! . . . . Der Schlüssel steckt in der Thür, er dreht ihn um, zitternd über das Geräusch, was dabei verursacht wird; er öffnet . . . das Zimmer ist dunkel.

Man sah nur in die Nähe des Fensters, das durch den Glanz des Schnees und die Sterne des Himmels etwas erleuchtet war.

„Johanna! . . .“ sagte er mit so leiser Stimme, daß man es kaum auf sechs Schritte hören konnte: „Johanna! . . Johanna! . .“

Immer dasselbe Stillschweigen. Eine neue Furcht ergreift ihn, er nähert sich dem Bett, Niemand scheint darin zu liegen. Er greift mit zitternder Hand hinein . . . Johanna ist nicht

darin!.. Es war dies ein Dolchstoß in sein Herz, und das Gespenst Wladislaws richtete sich wieder vor seinen Augen auf.

„Ich verstehe jetzt," sagte er zu sich, „sie hat es nicht gewagt, ihn so nahe bei seiner Mutter zu empfangen!... Aber wo sind sie?.."

Er läuft auf's Geradwohl aus einem Zimmer in's andere, ohne auch nur das Geräusch seiner Schritte zu dämpfen. Als er endlich in dem entfernteren Flügel des Schlosses angelangt ist, horcht er und hofft die Schuldigen zu überraschen. Er öffnet ein Zimmer nach dem andern, untersucht es genau, und geht nicht eher daraus fort, bis er sich überzeugt hat, daß sie leer sind. Am Ende des Ganges wäre er aber beinahe über einen schwarzen Gegenstand gefallen, es war ein dort sitzender Mensch. Er hält an. Das Geräusch des Athemholens zeigt ihm aber an, daß er schläft. Adalbert hebt den Vorhang eines Fensters ein wenig auf und bei dem schwachen Lichte der Sterne erkennt er Peter, den Heiduken Johanna's.

„Das ist doch zu viel," rief er voller Abscheu aus, „diejenige, die der Abgott meines ganzen Lebens war, läßt den Ort ihrer Zusammenkünfte durch ihren Lakaien bewachen!"

Er wußte jetzt genug, und wollte sich eben entfernen, als er eine Stimme vernahm, eine Stimme, die ihn durchdrang und ihn bis in das Mark seiner Knochen erzittern ließ. Sie schien aus einem großen Saale, der das Ende des Schlosses bildete, zu kommen. Durch einen unwiderstehbaren Instinkt getrieben, läuft er dorthin. Eine doppelte Thür, auf beiden Seiten ausgepolstert, schloß hermetisch den Eingang. Er öffnete die erste derselben, und plötzlich hörte er die Stimme Johanna's so deutlich, als ob er sich mit ihr in demselben Zimmer befunden hätte.

XVI.

Adalbert hielt auf der Schwelle dieser Thüre an, und er war so die Beute einer Ueberraschung, daß er anfangs nichts

verstand. Er glaubte nur hie und da einzelne Liebesworte zu vernehmem aber er hörte sie mit der klaren und vollen Stimme eines Redners sprechen. Er erkannte sehr bald die feste und doch so sanfte Stimme Johanna's, er erkannte es schon an dem ungestümen Pochen seines Herzens. Er hört nur Worte von Vaterlandsliebe und von Freiheit; er glaubte zu träumen. Ist Johanna den närrisch? Uebt sie sich bei der Nacht in schwierigen Rede halten?

Dann aber dachte er wieder an Wladislaw und tausend neue Gedanken stiegen in ihm auf. Er wollte eindringen und in einem Augenblick den ganzen Umfang des Geheimnisses kennen lernen. Ohne zu wissen was im Zimmer vorging war es ihm doch bewußt, daß er eine wichtigere Entdeckung machen würde, er verhielt sich daher noch ruhig und daran that er auch sehr klug. Er hörte mit mehr Kaltblütigkeit zu und nach und nach versteht er erst die von Johanna ausgedrückten Gedanken. Als sie endlich aufhörte zu sprechen, hörte er ein Gemurmel als ob eine ganze Versammlung ihren Beifall zu erkennen gäbe. Jetzt sprachen bald auch andere Redner deren Stimmen Adalbert erkannte. Endlich fiel der Schleier von seinen Augen, er war Zeuge einer Verschwörung! . . . Alles erklärt sich ihm jetzt, die häufigen Besuche von Wladislaw und die geheimen Unterredungen, die ihm so sehr gepeinigt hatten. Eine unendliche Freude ergreift sein Herz, denn Johanna ist ja nicht schuldig, er versteht ihre Rückhaltung, ihr Widersprüche und das Geheimnißvolle in ihrer Aufführung, das Geheimniß, daß sie mit ihren Verbündeten hatte, mußte allen, selbst ihm verborgen bleiben. Hatte er namentlich sich nicht freiwillig aus diesen Versammlungen zurückgezogen? Hatte er sich später, als er sich dessen schämte, ernstlich darum bemüht wieder aufgenommen zu werden? . . . Nur seine eigene Schwäche hatte er also all sein Unglück zu verdanken, selbst den Verlust der Liebe Johanna's!

Die Debatte unter deu Verschworenen wurde indeß fortgesetzt. Man sprach ernstlich von einer Erhebung mit den

Waffen in der Hand. Wladislaw hatte das Wort erhalten: „Auf was wartet ihr noch?“ sagte er, nachdem er grell den Zustand des Landes geschildert hatte, hat unser Märthyrerthum noch nicht lange genug gedauert? Seht Brüder, das letzte Jahrhundert hat Polen durch Hinrichtungen und Verbannungen decimirt, wollt ihr warten bis sich kein Polenarm mehr den Tausenden des Feindes entgegenstellen kann? Wollt ihr so lange warten bis unsere Kinder verweichlicht und geschwächt sind, daß sie nicht mehr den Muth haben zum sterben? . . .“

„Doch nein, Dank dem Himmel wir sind noch nicht so weit herabgekommen; aber sollen wir die Geduld des Himmels, der uns unsern Muth trotz so vieler harten Proben erhalten hat, ermüden? Was müssen wir also thun? Den Untergang des Colosses der uns unterdrückt, herbeizuführen suchen. Greifet ihn an mit euren guten Waffen und ihr werdet seine Schwäche, die eben gerade in seiner Größe besteht, bald zu zeigen wissen! Was fürchtet ihr denn? . . . den Tod? . . . Diese Vermuthung wäre zu beleidigend! Nein, ich weiß wohl, daß jeder von Euch zu sterben weiß, ich aber, ich verspreche euch das Leben, ein ruhiges und glückliches Leben im Schoße der Freiheit! . . . .“

Lauter Beifall ließ sich vernehmen und Adalbert's Herz war ganz gewonnen für diese edle Sache.

„Das Los ist geworfen, „sagte er zu sich,“ ich kehre in ihren Schoß zurück! . . .“

Schon wollte er die Schwelle der Thüre überschreiten, als er dachte:

„Mein Vater! . . . opfere ich nicht meinen Vater, meine Mutter, meine Schwester ihren unversöhnlichen Feinden?“

Er that einen Schritt zurück, er wollte fliehen. Fliehen! aber wohin, wie? Wenn er entdeckt wird, konnte er wohl den wahren Grund seiner Anwesenheit erzählen? . . . Und wenn er es wirklich gethan hätte, würde man es wohl geglaubt haben und ihn nicht für einen Spion gehalten haben? . . . Er mußte also zwischen seiner eigenen Ehre und dem Wohle seiner Familie wählen! . . . Er konnte weder vor noch zurück, aber es

war ihm auch unmöglich dort stehen zu bleiben. Es dunkelte ihm vor seinen Augen und er wäre zusammengestürzt, hätte er sich nicht an dem Griffe der Thüre festgehalten. Aber im Saale hatte man das Geräusch gehört, die Thür wurde von innen geöffnet und heller Kerzenstrahl blendete ihn fast. Der Abbé Kraowski stand vor ihm; Johanna, ihr Vater und alle Jagdgenossen befanden sich im Zimmer. Der Augenblick war feierlich, viel Muth war ihm nöthig, aber in weniger als einer Sekunde hatte er sich gesammelt.

„Meine Freunde, ich habe viel Unrecht gethan, vergeßt es; ich will zu euch zurückkehren; ich will entweder zu den Befreiern oder zu den Martyrern des Vaterlandes gezählt werden!

„Unglücklicher! ... und Ihr Vater?“ rief Johanna.

„Mein Vater opfert sich gern einer heiligen Sache, er hat es gezeigt, er wird mir Recht geben! ... Lassen Sie mich von Neuem Ihr Bruder sein, meine Herren. Ich habe zu viel gelitten, daß ich mich freiwillig von Euch zurückgezogen habe. Sie haben meine Gefühle verdächtigt, geben Sie mir Ihre Achtung zurück, denn ich habe einmal aufgehört dieselbe zu verdienen. Glaubt ihr daß sich mein Haß gemildert hat, weil man meinem Vater die Freiheit zurückgegeben hat? Die Gnade kam zu spat, denn kaum hat der arme Greis es vermocht, seinen schrecklichen Verbannungsort zu verlassen! Nein, nein, die Rache liegt fest in meinem Herzen, lebhafter und stärker als jemals, ich schwöre es Euch! An dem Tage wo ich meinen Eid breche, möge ich von Gott und von den Menschen verflucht werden!“

Ein zustimmendes Gemurmel antwortete auf die Worte Adalbert's. Johanna betrachtete ihn mit einem Blicke voller Genugthuung, voller Zärtlichkeit. Er wollte unter dem magischen Einfluß dieser Blicke fortfahren zu sprechen, als Wladislaw, welche der Präsident der Gesellschaft war, Folgendes sagte

„Ich will an die Aufrichtigkeit der Wo te, die wir soeben gehört haben, glauben, meine Herren, und ich glaube Herrn von Torlocki eine Probe unserer Sympathie und unseres Vertrauens zu geben, indem ich ihn einlade an der Befreiung

theilzunehmen, deren Geheimnisse er durch Zufall soeben erfahren hat. Es handelt sich hier aber um eine Sache von zu großer Wichtigkeit, als daß die Freundschaft die wir für ihn hegen irgend ein Gewicht hätte in der Wahl seiner Aufnahme, die ich für gefährlich halte. Diese Angelegenheit soll besonders und zwar in seiner Abwesenheit besprochen werden. Für heute drücken wir ihm die Hand, empfangen ihn als alten guten Freund und gehen dann zur Tagesordnung über.

Nach diesen Worten hätte sich Adalbert auf ehrenvolle Weise zurückziehen können und er hätte es auch gethan, wenn er nicht in dem Sinne der eben gehörten Worte eine Beleidigung zu hören gemeint hätte. Und in der That hatte auch Wladislaw gewissen Worten einen Ton von Beleidigung hinzufügt.

„Warum sollte ich gefährlich sein?“ fragte Adalbert; „glauben Sie, daß ich ein Verräther bin? . . .“

„Sie sind überwacht!“

„Nur am Tage nach einer Niederlage werde ich der russischen Polizei Rechenschaft zu geben brauchen, was schadet aber Euch das? und warum denkt ihr überhaupt an Träume? Haben wir nur Vertrauen und wir werden sicher siegen! Erheben wir uns alle und wenn wir auch nicht stärker sind, so werden wir doch alle den Märtyrertod zu sterben wissen. Wir müssen siegen und bei Gott, nur theilt Euch nicht, stosset nicht die Euch ergebenen Herzen, Eure besten, Eure kampfbegierigsten Streiter zurück!“

Laute Bravo's folgten auf diese begeisterten Worte, nichtsdestoweniger aber fügte man sich dem Ausspruche von Wladislaw, verschob die definitive Aufnahme Adalberts bis zur nächsten Versammlung und die Sitzung nahm ihren Fortgang.

Nach mehreren aufreizenden Reden erhob sich der Abbé Kraowski um den Rednern der Kriegführen wollenden Partei zu antworten.

„Ich bewundere Ihren Eifer und Ihren Muth, meine Herren, haben Sie aber auch Ihren inhaltsschweren Entschluß reiflich überlegt? Haben Sie nicht zu sehr die Prüfungen der

Vergangenheit vergessen? Erlauben Sie einem Opfer jener schrecklichen Vergangenheit Ihnen einige Fehler mitzutheilen, die damals begangen wurden, damit sie nicht etwa auch diesesmal wiederholt werden.“

Jetzt erzählte der Abbé in Kürze alle Erhebungen Polens und bewies, daß sie materiell zu schwach seien um mit Erfolg kämpfen zu können. Aber man fand an seiner Rede wenig Geschmack. Die Herzen Aller waren durch die vorangegangenen heißen Reden so elektrisirt, daß sie seine Behauptungen, trotzdem sie auf wahre Ziffern beruhten, nicht verstehen wollten, und zahlreiche Unterbrechungen zeigten von der Ungeduld einiger Mitglieder. Aber der Redner ließ sich nicht irre machen. Er begnügte sich damit in seiner Rede anzuhalten, wenn die Laute des Mißvergnügens seine Worte übertönten, dann aber sprach er mit Ruhe und Sicherheit weiter:

„Warum sollen wir immer wieder in die Irrthümer zurückfallen, die schon so oft unsere Sache verrathen haben? . . . Warum wollt ihr auf unser unglückliches Land die schrecklichen Folgen eines Krieges heraufbeschwören? Nur durch einen Sieg könnt ihr die Gemüther anregen, aber es gibt nichts Demoralisirenderes als eine Niederlage! Sprecht nicht eher von Kämpfen bis ihr die vollste Sicherheit habt vom Auslande unterstützt zu werden. Im Namen des Gottes des Friedens, der Menschlichkeit, der heiligen Milde, die Jesus Christus uns selbst durch seine Stimme gelehrt hat, vergißt kein Blut ohne des Sieges gewiß zu sein! . . . Füllet nicht die Augen Eurer Weiber und Kinder mit Thränen! Wartet auf Hilfe von Außen, . . . wartet, lernt dulden, der Tag der Befreiung wird nicht lange auf sich warten lassen!“

Eine zitternde Stimme ließ sich jetzt hören, die von Johanna. —

„Wir können etwas Besseres thun,“ rief sie mit einem von heiligem Feuer geröthetem Antlitz, „wir können Besseres thun, meine Herren. Bis heute habe auch ich immer geglaubt, daß

unsere einzige Rettung mit den Waffen in der Hand zu suchen sei, aber ich habe jetzt plötzlich eine neue Idee bekommen!“

Hier warf sie auf Adalbert einen unaussprechbaren Blick. Er sah darin eine ganze Welt von Glückseligkeit und glaubte daraus zu sehen, daß nur seine Gegenwart, diesen neuen Gedanken Johanna eingeflößt hatte. Sie fuhr fort:

„Ich will nicht mehr wie Ihr, daß Blut vergossen werden soll, haben wir denn nicht andere Hilfsquellen? . . . Können wir denn nicht mit andern Waffen, als wahre Kinder Christi den Sieg erringen? . . . Legen wir unser Geschick nicht in die grausamen Hände des Krieges, welcher heute den, morgen den begünstigt! . . . Diese Mittel, welche aus barbarischen Zeiten herstammen, sollten wir ganz verwerfen. Uebrigens sollte uns die Menschlichkeit allein davon zurückbeben lassen und obgleich die Heiligkeit unserer Sache uns erlauben würde uns der Waffen zu bedienen, so liegt doch in jedem Kriege etwas, was einer wahrhaft frommen und reinen Seele widerstößt. Nein, kein Kampf mehr! . . . Fordern wir unsere Feinde zu einem moralischen Streite heraus, und ihr werdet sehen, daß sie, die so stolz auf ihre Bajonette sind, uns unterliegen werden!“

„Ich erkläre mich näher: wir brauchen kein Blut, Gebete sollen uns erretten! . . . Wandelt im Namen Jesus Christi, am Tage und in Gegenwart Eurer Feinde. Kein Angriff, kein bewaffneter Wiederstand soll versucht werden. Weichet überall der Macht aus, aber beginnet jeden Tag von neuem Eure Demonstrationen. Versammelt Euch täglich in den Kirchen und betet dort laut für unsere Freiheit, singet dort patriotische und fromme Hymnen, feiert dort alle glorreichen Jahrestage der polnischen Geschichte, ohne dabei den mindesten Haß gegen unsere Unterdrücker zu zeigen; betet aber auch für sie, daß Gott sie endlich erleuchten möge und ihnen ihre wahren Interessen zeigen möge . . . Ihr werdet sehen wie sehr sie über diese neue Art der Schilderhebung erstaunt sein werden und welche Verlegenheit sie den Tyrannen bereiten wird! . . . Man strafe alle Männer, die mit den Waffen in der Hand gesehen werden.

„Was können uns unsere Feinde thun, wenn wir nur beten? Gibt es ein Gesetz oder eine Strafe gegen solche Handlungen? Euer Muth muß aber sein wie der der Märtyrer, empfangt die Kugeln, ohne sie zurückzuschicken, und lasset Eure Geduld nicht ermüden bis zu dem heißersehntem Tage wo Hilfe von auswärts uns erretten soll und auf die ich auch hoffe! .... Dann soll sich die ganze Nation bewaffnen; sie wird vorbereitet sein, wahrhaft stark! Unsere Krieger werden schnell bereit und mit dem Schwerte in der Hand dieses große Werk der Befreiung vollenden was die Priester, Greise und Frauen begonnen haben werden Dann wird sich ganz Polen zu seiner Wiedergeburt, wie ein Mann erheben!“

Johanna schwieg, alle Zuhörer waren von ihrer Rede gefesselt. Nach einer kurzen Berathschlagung und trotz einer sehr lebhaften Opposition, wurde über das Projekt abgestimmt und selbes angenommen.

„Wir werden also beten, statt zu kämpfen,“ sagte Wladislaw, dessen Erstaunen der Entmuthigung Platz machte, „so sei es denn, aber unsere Rolle ist ausgespielt, und die Weiber werden es, welche in erster Reihe glänzen werden! ...“

XVII.

Adalbert verließ ganz berauscht von Entzücken die Sitzung des geheimen Komite's. Aber kaum war er wieder zu Pferde gestiegen, allein in der kalten Nacht, so wurde er sehr nachdenklich. Als er in das Haus seines Vaters zurückgekehrt war, zitterte er als er an die Seinigen dachte, die jetzt in so großer Sicherheit und Ruhe schlummerten. Am anderen Tage als er sie alle wieder sah, war er sehr verlegen, erröthete unter dem Kuße seiner Mutter und wandte den Kopf ab, als Barbara ihm schmeichelte. Es gelang ihm aber bald diese bösen Bilder zu verscheuchen, die ihm seit gestern Abend fortwährend belästigten.

„Sie liebt mich!“ sagte er zu sich; „ich kenne jetzt das Hinderniß, es war mein Zaudern in der nationalen Sache, nun aber ist sie besiegt, ich las es in ihren Augen.“

Es drängte ihn sie bald wiederzusehen. Aber wie groß war sein Schmerz und sein Erstaunen als er Johanna ebenso kalt bei seinem Anblick, ebenso undurchdringbar wie sonst, noch sorgsamer seinen Blick vermied und ihn zu fliehen suchte. Er glaubte anfangs er hätte die erlebten Scenen in der verflossenen Nacht nur geträumt. Welch’ grausame Enttäuschung! . . .

Sollte er fruchtlos die Seinigen verrathen haben? Wird sie fortfahren ihn nach einem solchen Opfer noch länger zurückzustoßen?

Welch’ unergründetes Geheimniß ist doch das Herz einer Frau! Er bat den Grafen ihn einen Augenblick im Geheimen sprechen zu dürfen. Letzterer saß am Kamin und laß in einer Zeitung. Er legte diese gleichgiltig zusammen, erhob sich und nahm eine Lampe von Tisch und begab sich mit dem jungen Manne in ein anstossendes Kabinet.

„Darf ich mit Ihnen von Mondroiçow reden?“ sagte Adalbert mit leiser Stimme.

„Thun Sie es,“ sagte der Graf, indem er sich aber vorher die Versicherung verschafft hatte, daß alle Fenster und Thüren wohl verschlossen waren.

Adalbert überlegte sich einige Zeit was er sagen wollte, denn seine Gedanken waren sehr verworren von dem eben Erlebten.

„Ich denke mir, was Sie wollen,“ sagte der Graf, „Sie kommen Ihr gestern gegebenes Wort zurück zu verlangen, ist es nicht so?“

„Mein Wort zurückfordern! Ich habe vielleicht unüberlegt, unklug gehandelt, aber meinen Eid rückgängig machen, niemals!“

„Ihr Wort wird Ihnen aber mit Gewalt zurückgegeben werden, denn wenn Sie an unseren Arbeiten theilnehmen, werden Sie uns verderben!“

„Sie verderben? . . .“

„Nun ja, mit Ihnen selbst und mit den Ihrigen.“

Adalbert seufzte, er dachte an das Unglück was er seinen armen Angehörigen bringen könnte und an den Schmerz sich von den Sitzungen, die die Befreiung des Vaterlandes zum Ziel hatten, ausgeschlossen zu sehen.

„Ihre Lage ist jetzt sehr schlecht, „fuhr der Graf fort!“ schon beobachtet, haben Sie unverzeihlich leichtsinnige Streiche gemacht; außerdem findet man an Ihnen ein so geheimnißvolles Wesen, daß darüber alle Parteien erstaunen. Die Patrioten beklagen sich über die intime Freundschaft die Sie mit einen russischen Offizier unterhalten, was aber die Regierung anbelangt, so achtet sie sehr wenig darauf. Nehmen Sie sich in Acht, man hat überall die Augen auf Sie gerichtet und selbst die unschuldigste Handlung wäre geeignet Sie wieder in Ihr Unglück zurückzustürzen.

„Was kann ich thun?“ fragte Adalbert vernichtet.

„Geben Sie sich aus gar keinem Grunde ein solches Aeußere, welches Sie allen Parteien verdächtig macht, und verzichten Sie vor allen Dingen ganz auf die Politik ... Wollen Sie mir einen Rath erlauben? ... Heiraten Sie. Dies ist ein Mittel allen Argwohn zu zerstreuen, denn Verlobte und junge Eheleute sind niemals Verschworene.

„Mich verheiraten? ... Sie wissen ja recht gut, daß sie mich nicht will!

„Johanna will sich in der That nicht verheiraten, aber ist sie denn allein in der Welt, und würden nicht alle Mütter glücklich sein Sie zum Schwiegersohn zu haben?“

„Für mich ist sie allein auf der Welt! Entweder werde ich sie heiraten, oder ich werde es niemals thun!“

Der Graf wurde träumerisch und ging mit zu Boden gesenkten Augen einigemal im Zimmer auf und ab.

„Das ist ja sehr unglücklich,“ sagte er endlich mit leiser Stimme, „sehr unglücklich!“

Und er setzte seinrn Weg im Zimmer fort.

„Adalbert,“ sagte er dann nach kurzem Schweigen sehr

lebhaft, „Ihr thut ein schweres Unrecht, ich würde schon längst dieses Verhältniß abgebrochen haben, wenn es mir nicht bisher vollständig unbekannt gewesen wäre. Sie nähren einen unmöglichen Gedanken und ich bedaure durch meine Kurzsichtigkeit darzu beigetragen zu haben. Aber es ist noch Zeit dieses Unrecht wieder gut zu machen und es ist vor allen Dingen nothwendig, daß Sie Ihre Besuche bei uns einstellen.“

„Sie verbieten mir zu Ihnen zu kommen? Johanna wiederzusehen?“

„Mein Gewissen befiehlt es mir. Ich liebe Sie und würde sehr glücklich gewesen sein, hätte ich Sie meinem Sohn nennen dürfen . . . Ihre Zuneigung hat sich im Gegenstand geirrt. Wenn Sie Ihre Absichten nicht ändern können, wenn es Ihnen unmöglich ist Johanna wie eine Schwester zu betrachten, so beschwöre ich Sie, betreten Sie nicht mehr mein Haus!“

Adalbert zögerte nicht, er ergriff die Hände des Grafen und sagte:

„Leben Sie wohl, mein Vetter, Sie verlangen zu viel von mir!“

Er ging verzweifelt fort; endlich hatte er Alles verstanden. Kathinka liebte ihn und war fortwährend das Hinderniß zu seinem Glücke. Wie kam es nur daß er es nicht gemerkt hatte? Hatten doch seine Mutter und seine Schwester so oft zu ihm von ihren Gefühlen gesprochen. Und Kathinka hatte niemals vor ihm ihre Gefühle verborgen. Heute erst erkannte er plötzlich dies Alles, es war als ob ein Schleier vor seinen Augen zerrissen wäre. Aber wie hätte er auch glauben sollen, daß eine wahre Liebe in das Herz Kathinka's eingedrungen wäre in dem Herzen dieses leichtsinnigen Kindes, das ihm so oft so viel schlechte Seiten ihrer Seele gezeigt hatte? . . . Er war der Einzige mit dem sie niemals zürnte. Die Leidenschaft, die Eifersucht und der Zorn nahmen ihr jede Besinnung, zerstörten alle ihre Berechnungen und namentlich wurde ihre Leidenschaft noch mehr durch die Kaltblütigkeit Adalberts und seine Liebe zu Johanna genährt und die höchsten Opfer wären zu klein für sie gewesen, wenn sie sein Herz hätte erobern können.

Endlich also waren die Augen Adalberts geöffnet und wer den Charakter der beiden Schwester kannte, der wußte auch recht gut, daß für ihn nichts mehr zu hoffen war. Zurückgestossen von der die er liebte, ausgeschlossen aus der Versammlung der Vaterlandsvertheidiger sah er jetzt auch noch das Haus sich vor ihm schließen, in dem er trotz aller Schmerzen so viel Glückseligkeit empfunden hatte, was blieb ihm jetzt?

Er wird nothwendig sein etwas vollständiger die Vergangenheit zu erklären, um das Kommende verständlicher zu machen.

Seit ihrer Jugend hatte Johanna für Adalbert eine tiefe Freundschaft empfunden ein Gefühl welches durch nichts gestört wurde, eine heilige, starke Zuneigung wie die, welche ein enthusiastischer junger Mann für seinen besten Freund hegt. Die Liebe aber schien ihrer, durch so viele Kämpfe abgehärteten Seele fremd zu sein. Sie hatte auch niemals daran gedacht einmal von ihr ergriffen zu werden und mit dem Lächeln der Verachtung auf den Lippen betrachtete sie mit einem Auge voller Mitleid die Herzensverbindungen die um sie her entstanden und auch so oft bald darauf sich wieder auflösten.

Und dennoch sollte dieses Gefühl auch eines Tages in ihr Herz eindringen. Es war damals als sie mit ihrem Vater aus Italien nach Warschau, wo sich die Gräfin und Kathinka bereits befanden, zurückkehrte. Adalbert hatte nämlich schon vor ihrer Ankunft im Hotel Cowinski häufige Besuche abgestattet nnd selbstverständlich dabei ihrer jüngeren Schwester den Hof gemacht um sich mit derselben gut zu stehen, trotzdem hatte er bei alledem nur an Johanna gedacht. Kathinka hatte sich ganz den Eingebungen ihrer Liebe hingegeben und wenn es ihr auch durchaus nicht entging, daß er ihre Schwester vorzog, so hoffte sie doch den Sieg davonzutragen, namentlich da Johanna so oft versichert hatte, daß sie niemals heiraten würde.

Als sich nun die beiden Schwestern nach dreimonatlicher Trennung wiedersahen, erzählte Kathinka in wohlberechneten Ausdrücken von ihrer Liebe zu Adalbert und ihrer Hoffnung ihn zu heiraten. Johanna schien darüber glücklich zu sein. Der

Gedanke den Freund ihrer Kindheit als ihren Bruder zu sehen, wäre ihr sehr willkommen, sagte sie. Aber im Grunde ihres Herzens fühlte sie bei dieser Nachricht eine Bewegung über die sie selbst erstaunte. Noch niemals hatte sie daran gedacht, daß Adalbert jemals für sie ein Gemal sein könnte. Kaum erinnerte sie sich der leidenschaftlichen Kundgebungen Adalbert's vor ihrer Abreise. Warum verursachte ihr also das Geständniß Kathinka's einen Schmerz im Herzen? . . . Warum war ihr erster unwillkürlicher Gedanke der Wunsch, daß diese Verbindung nicht zu Stande kommen möge?

Sie dachte daran während einer ganzen schlaflosen Nacht und es gelang ihr dieses Gefühl zu besiegen, welches sie für schlecht hielt. Am folgenden Tage wurde der Gedanke Kathinka's von der ganzen Familie überlegt und Johanna versprach sogar ihrer Schwester sie zu unterstützen. Ihr Herz war indessen nicht ruhig und als Adalbert nach so langer Zeit der Abwesenheit leidenschaftlicher als jemals zu ihr zurückkam, war sie sehr bewegt und bedauerte das ihrer Schwester gegebene Versprechen. Der Gedanke, daß eine andere diese tiefe Zuneigung die er für sie hatte, empfinden sollte, wurde ihr schrecklich schmerzhaft. Ihr Herz, daß während ihrer Freundschaft sich so ruhig mit ihm unterhalten hatte wurde aufgeregt und eifersüchtig und endlich gestand sie sich selbst, daß die Liebe bei ihr eingekehrt sei.

Aber sie hatte ihrer Schwester das Versprechen gegeben und ihre Ehre war dabei im Spiele und sie war am wenigsten die Frau, die diesen Punkt außer Augen ließ. Sie drängte also mit Macht ihrer Gefühle in sich zurück und sie behandelte den, den sie liebte mit um so größerer Kälte und Strenge, je schwächer sie sich fühlte. Seine Kämpfe, die Verzweiflung Adalberts, seine edle Haltung in den verschiedensten schwierigen Verhältnissen, endlich seine Abreise nach Sibirien, wobei er so viel Muth entwickelt und auf so glänzende Weise seine kindliche Liebe bewiesen hatte, alles das trug dazu bei, ihre Gefühle zu verstärken.

Es fiel Kathinka nicht schwer, dies, trotz aller Anstrengungen, die ihre Schwester machte es zu verbergen, bald zu entdecken und an der Stelle daß sie jetzt hätte opfern sollen, that sie als ob sie gar nichts davon sähe, gebrauchte auch alle Vorsichtsmaßregeln damit ihre Eltern nichts davon merken sollten und nahm ohne Gewissensbisse das große Opfer von ihr an. Im Gegentheil war sie noch böse auf Johanna wegen dieser Liebe, und hegte im Innern ihres Herzens ebenso viel Haß gegen sie wie sie ihr äußerlich Hingebung zeigte.

Während der langen Abwesenheit Adalberts in Sibirien berührte man dieses Thema so wenig wie möglich und erst bei seiner Rückkehr stand Kathinka ihrer Schwester feindseliger wie jemals gegenüber. Johanna, die bei ihrem Entschlusse beharrte, zeigte sich ihm immer kalt, aber dennoch verrieth sie hie und da ein Schrei ihrer Seele und es gelang ihr nur schlecht ihre Liebe dem zu verbergen von dem sie angebetet wurde. Oft war sie ganz verzweifelt, auf dem Punkte sich ihm hinzugeben, aber ihre Tugend trug stets den Sieg davon und mit der Stärke eines reinen Gewissens wartete sie auf bessere Tage und fand einen Trost in den Gedanken, daß ihre Natur und ihr Charakter nicht recht für die Ruhe der Ehe gemacht sei.

Am Abende nach der Szene, die wir zuletzt erzählt hatten, war Kathinka die Beute der größten Verzweiflung als sie erfuhr, daß sie Adalbert bestimmt zurückweise und nicht wieder sehen wollte. Nach einem Anfalle von Zorn, den sie über ihre Ohnmacht ihm gegenüber empfand, beschloß sie das Aeußerste zu wagen und warf sich ganz in Thränen aufgelöst in die Arme Johanna's.

„Ach wie unglücklich bin ich doch!“ rief sie aus indem sie sich das Gesicht bedeckte, „ach wie unglücklich bin ich! .... Johanna! ... Mitleid!“

„Was fehlt Dir denn, Kathinka?“

„Es ist geschehen, mir bleibt nichts mehr übrig als zu sterben.

„Sterben! ... Was ist Dir denn geschehen?“

„Ja, ich will sterben, ich werde mich todten!“

„Erkläre Dich, aus Mitleid, Kathinka, meine arme Schwester!“

„Was soll ich Dir sagen? .. Du mußt es ja schon wissen; Du bist es die er liebt, mich aber stößt er zurück, verachtet er! ... Dich will er heiraten! ... Ich werde es aber nicht überleben! ...

„Verzweifle nicht so, Du kennst ja meine Gefühle.“

„Ist es wirklich wahr, daß Du ihn nicht willst? ... O Johanna meine theure Schwester Du bist so gut und wie liebe ich Dich! ... Ich bin zwar kindisch und launisch, aber ich habe ein Herz, Du mußt mir verzeihen. Ich weiß nicht wie ich mich ändern werde. ... Soeben noch habe ich Dich in meinem Schmerze angeklagt, ich wagte es zu mir zu sagen, daß Du Adalbert liebst und daß Du im Geheimen seine Liebe begünstigst, während Du doch immer die meinige mit so viel Güte ermuthigt hast. Verzeih mir; ich bin toll, der Schmerz verwirrt mich, ich weiß nicht mehr was ich sagen soll! ... O, verzeih mir, Johanna! ....“

„Kathinka, meine arme Freundin, beruhige Dich, noch ist ja nicht Alles verloren.“

„Es ist zu Ende; er wird nicht wiederkommen, denn man hat ihm den Eintritt in unser Haus untersagt! ...“

„Dieses Verbot ist nicht unwiederruflich!“

„Wie sollen wir aber den Vater dazu bewegen? ... wie namentlich aber das Herz Adalberts zu mir wenden?“

„Mit der Zeit wird er mich vergessen und dann ...“

„Ich will aber nicht warten, ich leide zu viel! ... Johanna Du kennst das nicht, in meinen Adern aber fließt schreckliches Feuer! ... Der Schmerz macht mich krank, trocknet mich aus, und dann, ich muß Dir das Geständniß noch einmal machen, ich bin eifersuchtig, eifersüchtig auf Dich! ... Ungeachtet Deiner Betheuerungen und des Glaubens, den ich auf Dein Wort setze, habe ich doch immer die schrecklichsten Gedanken ... ich glaube ich werde Dich noch hassen! ... Johanna, im Namen des Himmels, habe Mitleid mit mir, stehe mir bei!“

Johanna gelang es kaum die Bewegung des schrecklichen Kampfes der in ihrem Innern vorging, zu verbergen. Ihr Gesicht war sehr bleich und ihre Züge verzogen, so daß sie kaum mit schwacher Stimme hervorbringen konnte:

„Meine arme Schwester!“

Kathinka erwiederte:

„Du mußt mir zu Hilfe kommen, Johanna, Du kannst es, wenn Du mich ebenso liebst, wie ich Dich verehre! ... Johanna komm mir zu Hilfe!“

„Arme Kathinka ich bin zu allem bereit; sprich was willst Du?“

„Du mußt ihn sehen, mit ihm sprechen, Sage ihm: Daß Du ihn nicht liebst, daß Du ihm niemals angehören wirst ... befiehl ihm mich zu lieben ... er wird gehorchen!“

Die Gesichtszüge Johanna's verzogen sich noch mehr und sie stieß einen dumpfen Seufzer aus.

„Kathinka, was verlangst Du von mir?“

„Liebst Du ihn etwa?“

„Die Schicklichkeit erlaubt mir nicht es zu thun ...“

„Wenn Du ihn liebst, wenn Du mich betrogen hast, so gestehe es nur, Du thust am besten daran. Ich werde mich zu opfern wissen! ... Ich werde daran sterben, aber für Dich ...“

„Beargwöhnst Du meine Absichten?“

„Danke, Johanna! ... Aber sei muthiger; nichts darf Dich aufhalten, sage ihm, daß er auf Dich nicht zählen dürfe, weder heute noch morgen! ..“

„Ich habe es ihm wohl hundertmal gesagt.“

„Hast Du ihm aber gesagt, er solle mich lieben?“

„Nein.“

„Nun das ist es, was will ... was ich Dich bitte, meine Schwester, meine theure Johanna; ich beschwöre Dich, thue dies für mich; beweise mir, daß Du mich wahrhaft liebst.“

Johanna stieß einen tiefen Seufzer aus, dann aber betrachtete sie den Himmel mit einem Blicke in dem das großmüthigste Gelübde zu lesen war.

„Es ist möglich beide zu retten," sagte sie zu sich, „sie liebt ihn, ich sehe es wohl ... An mir ist es jetzt starken Muth zu haben!"

XVIII.

Am folgenden Tag erhielt Adalbert folgendes Wort von Johanna:

„Kommen Sie, ich erwarte Sie heute Morgens."

Er läuft schnell hin und trifft sie allein im Salon. Sie schien die Beute einer großen Aufregung zu sein. Ihre bleichen Wangen hatten sich mit einer fieberhaften Röthe überzogen, und ihre Augen warfen Feuerblicke.

„Adalbert, sagte sie, ich habe mit Ihnen über sehr ernste Sachen zu reden."

Er näherte sich schweigend und sie fuhr fort:

„Mein Vater hat Ihnen einen Vorschlag gemacht, ich habe ihn gebilligt. Ihre Lage ist nicht mehr erträglich. Adalbert sie müssen irgend etwas ergreifen."

Adalbert blieb stumm.

„Ich begreife, daß Sie sich nicht augenblicklich entschlossen haben ... aber ... haben Sie nicht darüber nachgedacht?"

„Nachgedacht ... über was?"

„Haben Sie denn nicht meinen Vater verstanden? ... Ich fürchtete es , .. es giebt Sachen die Männer nicht zu besprechen wissen ... darum wollte ich mich mit dieser zarten Angelegenheit befassen."

Adalbert lächelte verächtlich.

„Sie erstaunen darüber? ... Aber für das Glück meiner Schwester, um Ihnen ein erträgliches Leben zu verschaffen ... bin ich zu Allem bereit ... ich ..."

Sie verwirrte sich, Adalbert sah es wohl und diese Verwirrung, die so schmerzlich für sie war, entzückte ihn. Johanna

unterbrach sich hier, zeigte ihm einen Stuhl neben ihr und bat ihn sich zu setzen. Dann fuhr sie fort:

„Adalbert, warum verharren Sie bei Ihrem äußersten Entschluß? . . . Warum weisen Sie diesen tröstlichen Gedanken nur noch eine Familie zu bilden, zurück? Nehmen Sie es an, ich werde sehr glücklich darüber sein! . . .“

„Ihr Bruder werden? . . . Ich . . .“

„Ich beschwöre Sie darum. Denken Sie nicht länger an unmögliche Sachen; ich kann nicht Ihre Frau werden; Sie wissen es recht gut, warum wollen Sie nicht meine Schwester, die sich Ihnen anbietet, und die Ihnen eine Familie verschafft, derer Sie so nothwendig sind? . . .

„Johanna! Denken Sie bei einem solchen Vorschlag der Erniedrigung meiner Liebe denn gar nicht daran, daß Sie Ihrer Schwester dem Unglück preisgeben, niemals das Herz ihres Gemals zu besitzen? . . . Dieses Herz gehört einer Anderen, einer Anderen, die immer darin bleiben wird, zwischen mir und ihr! . . .“

„Sprechen Sie nicht so . . . Hören Sie auf mich; ich habe Ihnen so viel Dinge zu sagen. Adalbert, meine Schwester liebt Sie, verzweifelt! . . . Haben Sie Mitleid mit ihrem Schmerze und auch mit dem meinigen, denn ich leide stark darunter Sie Beide unglücklich zu sehen! . . . Adalbert, glauben Sie mir, ich schwöre Ihnen bei Allem was mir heilig ist, daß ich nicht zu Ihrer Hilfe kommen konnte, denn ich bin nicht dazu gemacht, Mutter und Gattin zu sein, zu viel fremde Gedanken über unseren armen Staat hausen in meinen Kopfe, Sie wissen es ja wohl . . . Adalbert, im Namen des Himmels, versprechen Sie mir, daß eine Andere, daß meine Schwester mich bei Ihnen ersetzen soll! . . .“

Heiße Thränen flossen aus ihren Augen. Adalbert der ihr gegenüber saß, betrachtete sie mit Entzücken. Als sie endlich aufgehört hatte zu sprechen, bog er sich zu ihr hinüber, ergriff ihre Hände, küßte sie und fühlte wie Johanna unter dieser Liebkosung am ganzen Körper erzitterte.

„Sie verlangen zu viel, Johanna,“ rief er leidenschaftlich,

„müßte ich sterben, sie auch, und selbst Sie Johanna . . . ich würde nicht meine Zustimmung geben! . . .“

Er warf sich vor ihr auf die Kniee und stützte seine brennende Stirn auf ihre Hände, welche sie fest in die seinigen gedrückt hatte. Nach dieser lebhaften Scene wollte er sich wieder erheben aber er fühlte, daß sie seine Hände drückte, als ob er zu ihren Füssen bleiben sollte. Dieser Druck bewegte ihn bis tief in sein Herz hinein. Er betrachtete einen Augenblick dieses ganz in Thranen gebadete Antlitz, diese großen gen Himmel gerichteten blauen Augen und er glaubte die Göttin der Liebe vor sich zu sehen.

„Johanna, noch ist es Zeit, warum wollen wir uns trennen, da wir uns doch lieben?“

Sie warf ihm einen unaussprechbaren Blick zu, dann zog sie ihn mit beiden Händen zu sich auf, drückte einen Kuß auf seine Lippen, ein Kuß brennend wie die der Träume in unserer Jugend, einen der Küsse die ewig denen auf der Lippe brennt, die davon gekostet und sei es auch nur einmal im ganzen Leben. Aber bald kam ihre Besinnung zurück und wie außer sich rief sie:

„Sie täuschen sich . . . Leben Sie wohl! . . . Gehen Sie . . . Ich will Sie niemals wiedersehen! . . .“

Sie ergriff die Flucht und Adalbert, betäubt von Allem Erlebten, trug sein erstes Andenken des Glückes von ihr fort.

Während der folgenden Tage lebte Adalbert nur in der Erinnerung und wahrhaft berauscht von diesen Andenken, welches seiner Seele genügte. Alle nur denkbaren Glückseligkeiten vereinigten sich für ihn in diesem Kuß, welcher wie Alles was göttlich ist zwar nicht mehr sichtbar war, aber fortfuhr auf seinen Lippen so sanft und doch so heiß zu brennen. Ueberall, bei Tag und bei Nacht, im Lärm und in der Ruhe, in der Menge oder in der Einsamkeit, sah er das Bild Johanna's wie sie vor ihm sah, wie ihr Gesicht in Thränen gebadet war und seine Hände fest hielt. Und dieses Bild war keine Einbildung, es war ja Wirklichkeit gewesen. Er fühlte fortwährend den Druck

ihrer Hände und mit einem Schauder des Glückes verspürte er zuweilen den Kuß, den er erhalten.

In diesem Paroxysmus war er ganz in sich gekehrt und es schien den Seinigen als ob er seine Vernunft verloren hätte. Dann aber kam wieder eine Zeit, in welcher er der ganzen Welt sein Glück erzählen wollte. Ivan Borizoff, dem er in der Zeit, wo er solch schmählichen Argwohn gegen sie hegte, so manches verschwiegen hatte, mußte die für ihn so grausame Genugthuung mit anhörer. Die beiden Freunde hatten sich in dem Walde von Mondroiçow, an derselben Stelle wo Johanna den Eber erlegt hatte, vereinigt und unterhiel'en sich anfangs über die Einzelnheit dieser Jagd, aber Adalbert war sehr zerstreut und antwortete oft ganz etwas anderes auf die Fragen seines Freundes. Sein Gesicht war trotzdem so lächelnd, so ausnahmsweise glücklich, daß Borizoff etwas besonderes vermuthete und ihn befrug.

„Ja, mein Freund," rief er und stürzte sich in die Arme Ivan's, „sie liebt mich! endlich liebt sie mich! . . .

Und, ohne Mitleid für das He:z seines Vertrauten erzählte er ihm seine ganze Geschichte mit solcher Freude, mit solchen Ueberströmen seines Herzens, daß kaum ein Anderer Alles in seiner Rede verstanden haben würde.

„Du bist also endlich glücklich, Du! . . ." sagte Borizoff seufzend, „um so besser! . . . ich bin keineswegs eifersüchtig . . . diese Glückseligkeit war mir ja nie beschieden."

Er seufzte noch und eine Thräne entrollte seinen Augen, aber Adalbert hörte nichts, sah nichts und fuhr fort zu erzählen. Er hatte vergessen, daß Ivan auch Johanna liebte.

Barbara empfing mit einem anderen Ton die Nachricht von ihrem Bruder.

„Sie liebt Dich! . . . Sie liebt Dich also endlich, welches Glück! . . . Wann wird die Hochzeit sein? . . ."

Diese Frage erschütterte den jungen Mann. Sein Entzücken war so groß gewesen, daß er hieran noch gar nicht gedacht hatte; er wußte sich geliebt; was konnte er noch mehr

wünschen? . . . Barbara aber hatte in ihrer Einfachheit mehr praktischen Sinn und ging allen Sachen auf den Grund; sie befragte ihn weiter und er mußte gestehen, daß von einer Hochzeit noch keine Rede gewesen sei.

„Sie liebt Dich und will Dich nicht heiraten? . . .“

„Sieh Dich vor, sie täuscht Dich noch! . . . Es ist dies nur eine Falle, Du wirst aber das Opfer sein!“

Adalbert versuchte vergebens ihr die ganze Lage der Dinge auseinanderzusetzen, Barbara hörte auf nichts.

„Was sind das Alles für Gründe da? Ihre Schwester hat sich nicht in diese Angelegenheit zu mischen, namentlich da Du sie nicht willst! . . . Drehe die Frage wie Du willst, es gibt doch kein Mittel alle Welt zufrieden zu stellen.“

„Ach, was geht das mich an! . ., Ich bin glücklich, Barbara, und ich sage Dir, daß sie mich liebt! . . .

„Du bist noch nicht weit vorgerückt! Mein armer Bruder! Ich fürchte Du wirst noch närrisch werden.“

Adalbert lebte einige Tage so fort, ohne das Ende seines Entzückens zu sehen. Aber bald schwand diese fieberhafte Freude und die Wirklichkeit trat in ihre Rechte zurück. Die entzückende Erscheinung verschwand nach und nach und war der Wahrheit nur noch so ähnlich, wie ein schlecht beleuchteter Gegenstand dessen Umrisse in der Finsterniß liegen. Aber dies war auch Alles. Die Erscheinung war lebhaft in ihm, aber wie so viele Erinnerungen, die uns bewegen ohne doch die Macht zu haben die fernern Wesen herbeischaffen zu können.

Während sich Adalbert seiner tollen Freude überließ, beweinte Johanna bitter das was sie ihren Fehler nannte. Daß sie ihre Verpflichtungen ihrer Schwester gegenüber gebrochen hatte, war ihr ein fortwährender Vorwurf. Stundenlang saß sie mit der Stirn auf ihre Hände gestützt da und erbat sich Licht und Kraft vom Himmel. Die lebhafte Zärtlichkeit, welche sie Adalbert bezeugt hatte schien ihrer heiligen Seele eine so große Schwäche, daß sie sich weniger berechtigt fand vom Himmel Heil für ihr Vaterland herabzuflehen. Hundertmal fing sie inbrünstig

an zu beten, aber bald betete sie nur noch mit den Lippen, ihr Herz war fern davon! . . . Unwillkürlich dachte Johanna an Adalbert und ließ sich hinreißen vor Entzücken, wenn sie an die letzte Scene dachte. Die von Liebe berauschte Gestalt ihres Geliebten verfolgte sie überall. Selbst ihm gegenüber fand sie sich schuldig. Wie würde sie sich jetzt in die Rolle als Freundin, die einzige, die ihr von Gott und von der Ehre erlaubt war, zurecht finden können? Die Entfernung, in welcher sich Adalbert während der ersten Tage hielt, war für sie eine große Hilfe. Endlich bewirkte ihr inbrünstiges Gebet und die Begeisterung, welche ihr ihr duldendes Vaterland einflößte, daß sie ihren Muth und ihre Tugend wiederfand.

In derselben Zeit aber wollte Adalbert der nach und nach seine entzückende Vision verloren hatte, Johanna um jeden Preis wiedersehen. Bis jetzt, wo ihr Bild ihm beständig vor Augen geschwebt war, hatte er das Bedürfniß nicht so sehr gefühlt. Er ging zum Grafen, aber Letzterer empfängt ihn allein, empfängt ihn mit Kälte und bittet ihn, nicht darauf zu bestehen die Damen wiedersehen zu wollen. Was sollte er thun? . . . So konnte er nicht leben. Da erinnerte er sich der Kirche in welche Johanna jeden Morgen ging um dort die Messe zu hören, diese Kirche war die der Paulaner, wo er sie eines Tages betend und weinend gefunden hatte. Er erinnert sich dieses Augenblickes als einen der glücklichsten seines Lebens und am folgenden Morgen, versteckte er sich sehr zeitig in einem finsteren Winkel der Kapelle. Er sieht sie ankommen, beten und wieder fortgehen; er war nicht erblickt worden.

Adalbert kehrt drei Tage immer um dieselbe Zeit in die Kirche ein und genießt jedesmal das Glück sie zu sehen. Aber kühner gemacht durch diesen Erfolg und unersättlich wie alle diejenigen denen das Glück im Zuge ist zuzulächeln, nähert er sich ihr mehr. Er will sich sättigen in ihrer Gegenwart, den Ausdruck ihres Gesichtes erforschen, will die Bewegung ihrer Lippen und die Richtung ihrer Augen sehen. Er will Alles, Alles sehen, denn für ihn hat Alles Interesse. Er nähert sich

ihr, er athmet ihren Parfüm ein, diesen so milden Parfüm einer geliebten Frau, welcher von ihrer Person, von ihrer Toilette, vom Handschuh den sie trägt, vom Papier auf welchen sie schreibt, überhaupt von Allem was sie berührt ausströmt. Es ist dies ein überirdischer Parfüm, entzückend, mild und uns dennoch stark durchdringend welches eine Welt von Erfindungen in uns wach ruft, woran sich Tausende von Erinnerungen knüpfen, und den wir in der Mitte der Nacht unter hundert anderen hervorfühlen würden. Er nähert sich ihr noch, es war ihm nicht genug daß er das Geräusch ihrer Seidenröcke hört, als er die Worte hörte die sie in ihrer Inbrunst an Gott richtete und als ihr Athem ihn fast berührte. Ihre Nähe machte ihn immer noch trunkener er nähert sich ihr, er nähert sich immer mehr. Endlich sieht sie ihn, dicht neben sich stehen.

Ohne Zorn zu bezeugen, betrachtet sie ihn mit einem sanften Blick des Vorwurfs, erröthet, versteckt ihr Gesicht in ihre Hände und kniet auf ihren Betstuhl nieder. So blieben sie lange Zeit; dann erhob sie sich, verließ ihren Platz indem sie ihm einen Abschiedsblick zugeworfen und verließ die Kirche ohne daß Adalbert ihren Rückweg gestört hätte.

Am Abend erhielt er folgendes Billet von ihr:

„Kommen Sie nicht wieder zu den Paulanern, rauben Sie mir nicht den letzten Trost dort beten zu können. Suchen Sie nicht mich zu sehen, ich werde Sie dafür vom Grunde meines Herzens segnen."

Er mußte sich fügen! er zögerte auch keinen Augenblick mit seiner Entscheidung. Das Opfer war diesesmal süß, denn er wußte sich ja geliebt! . . . . .

XIX.

Die Ereignisse schritten jetzt rasch vorwärts.

Ueberall wehte der Wind der Rache; das Volk bereitete

sich zum Kampfe vor und nur das Vertrauen zu ihren geheimnißvollen Führern hielt es von unklugen Schritten zurück. Es war dies keineswegs nur eine Partei, sondern die ganze Nation erhob sich. Die Bitterkeit lag tief in aller Herzen. Ein neues Zeichen der Verachtung von der Regierung war kürzlich den so vielen vorausgegangenen hinzugefügt, denn der Czar hatte Warschau, unter dem Vorwande von Conferenzen, dazu ausgewählt um den Fürsten die sich in Polen getheilt hatten, Feste zu geben.

Das war zu viel und der Schmerz der Unterdrückten, die man auf diese Weise beleidigte, machte sich Luft in Schreien der Seele. Man fing an in den Kirchen den Gesang Boze cos Polske und „Gib uns, o Herr, unser Vaterland und unsere Freiheit zurück! . . .“ zu singen. Aber, trotz des Echo's der Sympathie die sie überall erregten, waren diese Zeichen noch zu vereinzelt. Erst später im geheimen Comité gab Johanna den Ausschlag, daß diese Art und Weise der Rebellion zuerst versucht werden sollte.

Es wurde darauf beschloßen den Jahrestag der Schlacht bei Grochow, 25. Februar, durch eine religiöse Manifestation zu feiern. Dieß hieß aber ein schreckliches Andenken heraufbeschwören, den Untergang der Insurrektion von 1831 nämlich.

An den vorangehenden Tagen wurden an allen Ecken Warschau's Plakate angeschlagen. „Man versammelt sich auf dem Platze der „alten Provinzen“, war darauf gedruckt, von da wird man sich in die Kirchen begeben um für die, bei der Vertheidigung des Vaterlandes und der Freiheit gefallenen Brüder zu beten.“ Polizeiagenten rissen die Plakate herunter, aber unsichtbare Hände klebten andere dafür hin. Die Menge war beträchtlich und viele Fremde sah man in den dichtgedrängten Gruppen. Junge Leute aus allen Theilen des alten Polens waren zu der Versammlung erschienen, und selbst aus Warschau waren die, welch dort studirten herbeigekommen. Die Mehrzahl ging friedlich einher, wie Leute die ganz einfache Geschäfte zu verrichten haben, aber man erkannte sie an ihrer Kleidung oder

an anderen Zeichen. Man wußte aber warum sie gekommen waren und die Polizei wußte es ebenso gut, aber sie blieb unentschlossen. Ein Umstand trug dazu bei die Aufregung zu vermehren: die landwirthschaftliche Gesellschaft hielt Sitzung; zweitausend Herren berathschlagten hier, sie waren aus allen Theilen der Königreiches zusammengekommen und die Kühnheit ihrer Worte erhöhte die allgemeine Bewegung. Sie hatten die so wichtige Frage, betreff der Abtretung der Ländereien an die Bauern besprochen und man beantragte in der Versammlung eine Petition an den Czar zu richten in welcher um Wiederherstellung der Constitution von 1815 gebeten wurde.

Schon am Morgen des 25. verbreitete sich über die ganze Stadt eine ungeheuere Menge Volkes. Hie und da ertönte ein heiliger Gesang, tausend andere stimmten sogleich in denselben ein. Jeder hatte eine feste und ruhige Haltung, ohne Anschein von Leidenschaftlichkeit oder Haß. Die Spione der Polizei hörten nur Reden folgender Art:

„Hast Du keine Waffe? . . . .“

„Ich habe nur mein Messer.“

„Wirf es fort, und auch Deinen Stock, sie sind verboten.“

Um 4 Uhr bewegte sich die Masse auf den Platz der alten Stadt. War ein Gesang beendet, zog man einige Augenblicke im tiefstem Schweigen weiter. Viele trugen angezündete große Kerzen, welche, da es noch Nacht war, wie ebenso viele Sterne erglänzten. Einige hatten Banner mit dem Wappen Polens entfaltet und auf die enthusiastischen Zurufe des Volkes antwortete nur der Gesang: „Heiliger Gott, starker Gott, habe Mitleid mit uns! . . . Glorreiche Jungfrau Maria, heilige Königin von Polen, bete für uns! . . .“

Adalbert konnte der Versuchung sich in die Menge zu mischen, trotz des Zornes seines Onkels, trotz der Thränen seiner Mutter und des so viel sagenden traurigen Schweigens seines Vaters, der sich der Ereigniße seiner Jugend erinnerte, nicht widerstehen. Er kannte ja die Rolle die Johanna bei

diesem Werke hatte und wollte sich berauschen an ihrem Anblicke, leben wollte er einen Augenblick, in seinem Leben.

Er ging lange Zeit ohne Ziel einher, und ohne sich darüber Rechenschaft geben zu können, stand er plötzlich vor dem Hôtel des Grafen Cowinski. Alles war hier zum Zeichen der Trauer fest verschlossen. Während die Menge singend vorbeizog, betrachtete er unverwandt die dicht verhängten Fenster. Wie lange blieb er hier so stehen? Er wußte es sich selbst nicht zu sagen. Befangen wie von einem Traum, sah er nichts als einen Schleier vor seinen Augen. Aber plötzlich trat er in die Wirklichkeit, wie durch einen elektrischen Schlag berührt, zurück. Die Thür des Hotels hatte sich geöffnet, Johanna war herausgetreten, ganz allein, wie dies ihre Gewohnheit war. Einen Augenblick betrachtete sie den Zug mit zufriedener Miene, dann schloß sie sich ihm singend an. Adalbert folgte ihr bis auf den Platz der alten Provinzen und er sah sie in die Kirche der Paulaner eintreten wo man gerade die Todtenmesse celebrirte. Hier mußte er stehen bleiben, den der Eintritt in die Kirche war ihm untersagt und er wollte diesen für ihn so heiligen Befehl achten. Nachdem er einige Augenblicke zwischen den Gruppen, die fortwährend stärker und stärker wurden, herumgeirrt war, ging er auf die Freitreppe des Tempels, von wo aus man den ganzen Platz und das betende Volk übersehen konnte, zurück.

Schon ließen sich die Töne der Orgel und die Töne des Chores vernehmen und die zur Erde gebeugte Menge wiederholte dieselben.

Als die Messe zu Ende war, öffneten sich die Pforten der Kirche und der ganze Zug und die Geistlichkeit, die das Kreuz und das Banner Polens und Lithauens, den weißen Adler und den Ritter trugen, ging voraus. Dann trug man eine große Anzahl von Reliquien und die Statuen der heiligen Beschützer des Vaterlandes, die auf den Schultern von jungen Leuten ruhten. Ein enthusiastischer Schrei drang beim Anblick des Zuges aus wohl zwanzigtausend Kehlen:

„Polen und Lithauen! Lithauen! ... Polen! ...."

Aber eine zitternde Stimme, in der Mitte der Geistlichkeit, übertönte die Ausrufe indem sie das „Boze cos Polske" anstimmte. Es war die Stimme des Abbé Kraowski. Das ganze Volk schwieg um ihn zu hören, dann aber wiederholten Weiber, Kinder, Greise, alle auf ihren Knieen den frommen Gesang.

Adalbert betrachtete den sich langsam entwickelnden Zug. Er fühlte sich begeistert, mit fortgezogen durch dieses Schauspiel und wiederholte mit leiser Stimme mit der Menge die Gebete. Bald sah er auch Johanna, die das Bild der heiligen Jungfrau begleitete. Wie schön war sie in diesem Augenblick! ... Ihr Antlitz strahlte wie unter dem Feuer einer Morgenröthe!

Die Geistlichkeit richtete ihren Weg gegen die Straße Sanct Johann.

„Wohin gehen wir denn?" fragten einige.

„Zum königlichen Schloße," antworteten besser Unterrichtete; „dann zum Palast des Gouverneurs wo sich die landwirthschaftliche Gesellschaft in Sitzung befindet."

„Was wird man dort thun?"

„Diesen Deputirten der polnischen Provinzen zeigen, was die Brüder von Warschau sind!"

Die Menge war auf dem großen Platze Sanct Johann, als plötzlich die bewaffnete Macht erschien. Eine Escadron Gensdarmerie stellte sich in Schlachtordnung auf und verstellte dem unbewaffnetem Volke den Weg. Ein Zittern durchflog die gedrängten Massen, aber man hielt sich nicht auf, die Gesänge dauerten fort.

Als man indessen dicht vor den Pferden war, mußte man wohl aufhören weiterzugehen. Ein Offizier ließ das Zeichen zum Auseinandergehen blasen.

„Auf die Knie!" rief Abbé Kraowski mit starker Stimme, so daß man es bis am anderen Ende des Platzes hörte; dann stimmte er den Gesang an: „Swiety Boze," heiliger Gott, starker Gott, habe Mitleid mit uns!" die Geistlichkeit folgte

seinem Beispiel und die ganze Menge kniete singend nieder. Dreimal ließ der Offizier blasen, dann aber gab er den Befehl zum Angriff. Aber die beiden Parteien waren so nahe an einander, daß sich die Pferde weigerten vorzugehen. Der Offizier zog sich darauf etwas zurück um Platz zu gewinnen und stürzte sich dann mit seiner, ganz mit Eisen bedeckten Cavallerie, auf die Masse von Greisen, Frauen und Kindern. Alle hatten ohne zu weichen den Angriff erwartet. Dann aber kam die Unordnung und das Schreien der Verwundeten verbreitete unter dem Volk einen panischen Schrecken. Während einige flohen, versuchten es andere, trotz der Regel, sich zu vertheidigen. Sie wehrten die Säbelhiebe mit den Fahnen und Kerzen von sich ab. Bald aber, überließ man den Russen das Terrain und ließ auf dem Platze eine große Anzahl von Todten und Verwundeten zurück.

In dem allgemeinen Tumulte verlor Adalbert die Spuren Johanna's. Ein Zug Gensdarmerie hatte sich zwischen beide geworfen, die unbefleckte Fahne der Mutter des Heilands war in dem fürchterlichen Gedränge umgeworfen und als der Tumult zu Ende war, konnte er trotz allen Suchens die nicht wieder finden, die er so eifrig suchte. Er blieb der Letzte auf dem Platze die Beute der größten Angst und besah alle Todten und Verwundeten. Der Ort war jetzt einsam und verlassen, man hörte nur das Geschrei der Sterbenden um die sich noch Niemand bekümmert hatte. Er dachte nur an Johanna, berührt im Finsteren die hingestreckten Gestalten, fürchtend die zu finden welche er suchte. Zweimal berührte er das Seidenkleid einer Frau und jedesmal ergriff ihn die schrecklichste Angst, das Leben verließ ihn beinahe, aber beidemal hatte er sich getäuscht, sie war es nicht. Endlich erlangt er die Gewißheit daß sie nicht da ist.

„Gerettet!“ . . . rief er mit einem Ausbruch der Dankbarkeit gegen Gott, „sie ist gerettet!“

Dann dachte er auch an die, welche duldeten und empört darüber sie ohne Hilfe zu sehen, pochte er an mehrere Thüren.

„Laßt Ihr so Euere Brüder umkommen?“ fragte er. Man hört ihn und bald drängt sich Alles um die Verwundeten um sie in die Häuser zu schaffen. Als nur noch Todte da waren, dachte Adalbert erst wieder an Johanna. Die Unruhe ergriff ihn von Neuem, er wollte schnell zu ihr laufen um sich zu erkundigen, aber man beansprucht seinen Beistand und er hilft die Todten zum Lichte der Kerzen tragen, die man wieder angezündet hatte. Schon waren mehrere Leichen fortgeschafft, als er das Haupt eines Greises, dessen Gesicht fast ganz unter seinem weißen Barte verschwand, aufhob, und er erkannte Daniel Lowshonn, den Freund und Gefährten in der Verbannung seines Vaters.

„Dieser hier ist von meiner Familie,“ sagte er denen die ihn begleiteten, „ich will, daß er mir überlassen bleibt.“

Er läßt ihn sich auf seine Schultern laden und geht so auf einen Ausgang des Platzes zu.

„Wer da?“ rief ihn der Posten zu, welcher die Straße bewachte, man darf nicht vorüber!

„Ich trage meinen todten Bruder in seine Wohnung,“ erwiderte Adalbert keuchend unter seiner Last.

„Man darf nicht vorüber!“

„Laßt ihn vorbei,“ sagte der Lieutenant, „es wird dann in der Zahl einer weniger sein.“

Endlich war er frei und er wollte die Leiche von Lowshonn zu seinem Vater tragen, aber er mußte erst Neuigkeiten von Johanna haben. Nach einigen Schritten wurde er durch eine Gruppe junger Leute, die in höchster Aufregung waren, angehalten.

„Ein todter Bruder! . . . ein todter Bruder! . . . man muß ihn durch die Stadt tragen und zu den Waffen rufen!“

Sie bemächtigen sich mit Gewalt der Leiche, Adalbert will sich ihrer Absicht widersetzen, aber sie hören nicht auf ihn — —

„Es ist ein Verwandter von mir,“ rief er, „ein Freund des Grafen Cowinski! . . .“

Er sprach diesen popularen Namen aus, weil er es nicht wagte den seinigen zu nennen, der ja auch der seines Onkels war.

„Zum Grafen Cowinski!“ antworteten mehrere Stimmen, „zum Grafen Cowinski! . . .“

Man wendet sich nach seiner Wohnung; die Menge vergrößert sich und mehr als dreihundert Personen erzwingen sich den Eingang in's Hotel, laute Rufe nach Rache ausstossend. Der Graf erschien nach einigen Augenblicken.

„Sehet da, was man mit unseren Brüdern macht!“ sagte der Redner der Bande und zeigte auf den Leichnam; „man erwürgt sie, während Ihr mit unseren Henkern unterhandelt! . . Gebt uns Waffen! . . . Wir wollen gern sterben, aber kämpfend!“

„Zeigt mehr Geduld, meine Freunde,“ antwortete ruhig der Graf, „nur durch Märtyrerthum werden wir siegen! . . . Was den Körper dieses Gerechten anbelangt, vertraut ihn mir an, ich werde ihm die Ehren angedeihen lassen, die er verdient! . .“

Man legt den Leichnam auf den Tisch eines großen Vorzimmers und bald war dieses durch die jungen Leute mit Hilfe der Diener, in eine von Kerzen strahlende Kapelle verwandelt.

Adalbert war mit der Menge eingetreten. Nachdem er erfahren hatte, daß Johanna glücklich nach Hause gekommen sei, blieb er noch in der Hoffnung sie zu sehen, als der Graf ihn erblickte.

„Ist das nicht der arme Lowshonn?“ fragte er ihn.

„Er ist es.“

Und er erzählte mit wenigen Worten was sich zugetragen. Der Graf hörte ihn mit Theilnahme an.

„Kommen Sie,“ sagte er, als Adalbert fertig war, „ich habe oben viel Freunde, kommen Sie, vor dieser großen Trauer muß alles Uebrige vergessen sein!“

„Herr Graf, sehen Sie nur, ich bin ganz mit Blut bedeckt! . . .“

„Dies ist ein Schmuck an einem solchen Tage; kommen Sie.“

Es war viel Gesellschaft im Salon. Mehrere einflußreiche Mitglieder der landwirthschaftlichen Gesellschaft hatten sich nach der Sitzung, die durch das Geräusch der Katastrofe plötzlich unterbrochen war, hier versammelt. Man unterhielt sich mit Feuer und der Zorn war auf den meisten Gesichtern zu lesen. In einer Ecke saß der Abbé Kraowski, noch bekleidet mit seinem blutigen Priesterrock, und ließ sich von einem jungen Arzt seine schwere Kopfwunde verbinden. Johanna stand neben ihn und hielt ein Becken mit Wasser in ihren zitternden Händen.

„Die Elenden!" ... „wiederholte sie mit leiser Stimme von Augenblick zu Augenblick, „die Elenden! . . ."

„Beruhigen Sie sich, mein Kind," sagte der Abbé, „der Tag war besser für uns, als für sie!"

Als sie sich umwendete, erblickte sie den jungen Mann der sie furchtsam betrachtete.

„Adalbert!" rief sie und machte dabei eine solche Bewegung, daß ihr das Becken fast entfiel.

„Ich bin mit der Bewilligung Ihres Vaters hier, Johanna."

Sie bemerkte seine blutige Kleidung und fragte:

„Sie waren also auch dort?"

„Ich war dort."

„Unkluger!"

Johanna begleitete diesen Vorwurf jedoch mit einem so sanften und doch so strahlenden Blick, der ihre geheime Genugthuung darüber zu erkennen gab. Und als er ihr mit einfachen Worten erzählte, was er gethan hatte, da zeigte sie ihm dieselbe ganz offen.

„Die Elenden!" wiederholte sie, „nein ... die Unglücklichen!"

„Aber wir werden die Waffen ergreifen," sagte Adalbert mit Enthusiasmus, „sind wir denn noch Polen?" ...

„Durch unsere Ruhe und unsere Geduld, haben wir es heute bewiesen, daß wir es sind?"

Sie fuhr fort ihn zu betrachten, dann legte sie einen Finger auf den Arm Adalberts und sagte:

„Kommen Sie, ich bedarf Ihrer."

Ein Schreibzeug stand auf einem Arbeitstisch und sie winkte ihm, sich zu setzen.

„Schreiben Sie,“ sagte sie, „mir ist es in diesem Augenblick nicht möglich eine Feder zu halten.“

Mit leiser Stimme, inmitten des verworrenen Geräusches der Besprechungen, dictirte sie ihm folgende Zeilen:

„In der ganzen Ausdehnung des alten Polens soll man auf unbestimmte Zeit Trauer anlegen. Die Frauen sollen nur am Tage ihre Hochzeit weiße Kleider tragen. Ertragen wir mit Stolz das Unglück des Jahrhunderts und unsere stets blutenden Wunden. Vermeiden wir es unsere Unterdrücker zu reizen. Zeigen wir eine unbeugsame Geduld, zeigen wir, daß wir von der Nation der Opfer sind. Sehet, die Dornenkrone ist seit einem Jahrhundert unser Zeichen gewesen, sie soll auch morgen die Särge unsrer todten Brüder schmücken und versteht wohl die Bedeutung davon: Geduld im Schmerz, Opfer, Verzeihung und Erlösung. Daß jeder von Euch diesen Gedanken fest in sich aufnehmen möge, und daß er, was für eine Religion er auch besitze, diesen Grundsatz in alle Familien und in jedes Herz, was bei dem Gedanken an das theure Polen und an die Freiheit lauter schlägt, einpflanzen möge!“

Sie hielt an, ergriff das Papier und warf einen schnellen Blick darauf.

„Morgen,“ sagte sie, „wird ganz Polen hiervon Kenntniß haben.“

„Wie groß ist doch Ihre Seele,“ rief Adalbert mit ebensoviel Bedauern als Bewunderung.

„Keine Schmeicheleien,“ erwiderte sie, „meine Handlungen sind noch weit hinter meinen Wünschen zurück.“

XX.

Die Ordnung wurde am folgenden Tage nicht gestört, die Stadt war traurig, niedergeschlagen. Von Mittag an sah man nur schwarzgekleidete Frauen, die Männer in Trauer und diejenigen welche nicht die Mittel dazu hatten, trugen wenigstens einen Flor am Hut, alle waren durch Plakate, die auf geheimnißvolle Weise angeschlagen waren, in Kenntniß gesetzt.

Seit den 27. bereitete sich eine neue Manifestation vor. Ein Gottesdienst war bei den Karmelitern für die Opfer der nationalen Sache angesagt. Die Regierung war wüthend darüber und die Stadt hatte den Anschein als ob sie im Belagerungszustande sei, ohne daß jedoch das Volk davon benachrichtigt wäre. Beim Herausgehen aus der Kirche erblickte das Volk doppelte Reihen von Kosaken gegenüber der Thüre aufgestellt. Sofort wurde ein heiliger Gesang angestimmt, worauf die Reiter, ohne vorherige Aufforderung auseinanderzugehen in die Menge hineinsprengten und sie mit ihren Peitschen schlugen. Mehrere Personen wurden zu Boden geworfen, andere flohen in die Kirche, aber selbst hierher folgten ihnen die Kosaken nnter großem Lärm.

Dieselbe Scene spielte auch bei den Bernardinern. Ein Zug verließ die Kirche, man sagte es sei ein Todter vom 25. Die Kosaken sehen darin eine neue Empörung nnd werfen sich auf die Begleiter der Leiche. Der Körper wurde aus dem Sarge geworfen, das Kreuz in Stücke zerschlagen nnd ein Priester schwer verwundet.

Als eine Stunde später die Mitglieder der landwirthschaftlichen Gesellschaft ihre Sitzung verließen, wurden sie mit Schüssen von den Kosaken empfangen, obgleich Niemand mußte weß=

wegen dies: Maßregel ergriffen sei. Die Regierung schien so wüthend zu sein, daß sie die Vernunft verlor. Indessen bewahrte das Volk seine Ruhe, welche die Tyrannen noch mehr empörte. Gortschakoff erröthet über die Excesse deren er Zeuge war, und über die angewandte Sanftmuth die alle Mittel der Macht überflüßig für ihn machten. Nachdem er diese Verbrechen befohlen oder wenigstens hatte geschehen lassen, fühlte selbst dieser kalte und arrogante Mensch das Bedürfniß sich zu rechtfertigen. Er rief die edelsten Bürger zu sich und lehnt jede Verantwortlichkeit für alles was geschehen ist von sich ab. Mehrere Namen wurden ausgesprochen:

„Diese," sagte er, „werden sich vor ihren Richtern zu verantworten haben!"

Und, als man daran zweifelte, fügte er hinzu:

„Sie wollen andere Beweise? ... Die Stadt soll von heute an nicht mehr von den Truppen bewacht werden, wenn Sie mir für die Ruhe in derselben Garantie leisten."

Sie nahmen den Vertrag an und am selben Tage wurde eine Bürgerwehr improvisirt und ein Sicherheitscomité in Wirksamkeit gesetzt. Dann richtete man eine Adresse an den Czar und tausende von Unterschriften bezeugten die Einmüthigkeit der Gefühle. Der Enthusiasmus war allgemein, unbeschreibbar. Beamte, hohe Würdenträger, legen ihre Stelle nieder, um ihre Namen unter diesem Wunsche des ganzen Volkes setzen zu dürfen.

Am 2. März, unter der Regierung dieses provisorischen aber wahrhaft nationalen Komite's sollte die feierliche Beerdigung der Opfer stattfinden. Mehr als hunderttausend Personen folgten dem Zuge und was namentlich schön war, für diese glorreichen Todten, keine einzige russische Uniform zeigte sich dabei. Mehr die Schande, als ein Gefühl von Delikatesse oder Klugheit, hatte die Kommandanten bewogen die Truppen in den Kasernen zu behalten. Ein ungewohnter Prunk umgab dieses patriotische Leichenbegängniß, es sollte aber auch allen Geistern, durch die Majestät des Schauspiels, unvergeßlich gemacht

werden. Die Bürgerwehr, das Sicherheitskomité, die landwirthschaftliche Gesellschaft, die verschiedenen Geistlichkeiten zu einem Körper vereinigt, die öffentlichen Schulen, die Korporationen der Handwerker u. s. w. marschirten in schönster Ordnung hinter den dreißig und einigen Sargen her, deren schwarzes Holz mit silbernen Nägeln beschlagen einen finsteren Anblick gewährte. Dornenkronen und Olivenpalmen bedeckten alle und vereinigten einen so frommen und so süßen Gedanken miteinander.

Trotz des Schmerzes über diesen traurigen Anblick, strahlten alle Gesichter vor Stolz. Die Freude eines moralischen Triumphes begleitete den Trauerzug und dieses Gefühl wurde selbst von den Russen verstanden. Man sah Offiziere Thränen des Zornes vergießen und bei einer Deputation mehrerer von ihnen, drohte Borizoff dem Gouverneur eher seinen Degen zu zerbrechen, als noch einmal gegen unbewaffnetes Volk zu marschiren. Gortschakoff verbarg sich, sein Geist war wirr und es fehlten ihm Worte zum antworten. Als am Tage nach dem Begräbniß sich mehrere Mitglieder des geheimen Komite's bedankten, brach sein Zorn endlich heraus:

„Das kann so nicht fortdauern," sagte er, „wir müssen anders miteinander kämpfen!"

„Sie können uns ermorden lassen," erwiderte einer der Edelleute, „aber wir werden nicht kämpfen!"

„Wollen Sie Waffen? . . . Ich werde solche unter Ihnen austheilen lassen."

„Wir haben sie nicht nöthig um zu siegen!"

Die Sachen konnten aber in der That nicht so fortdauern. Das Geständniß der Ohnmacht war zu groß um dem Komité die Macht zu lassen, deren es sich so gut bediente. Die strengsten Befehle kamen aus Petersburg an, jedoch versteckt unter dem Schatten von Zugeständnissen. Man versprach den Bitten des Volkes Genugthuung, und unter dem Vorwande von neuen Institutionen, stürzte man alle noch bestehenden um. Das öffentliche Sicherheitskomité, die landwirthschaftliche Gesellschaft, alles wurde auseinandergejagt. Die Versprechungen waren alle nur

gemacht um die fremden Mächte zu täuschen, wie dies leider schon so oft geschehen war. Der edle Präsident der landeswirthschaftlichen Gesellschaft hatte den Muth ganz öffentlich zu Gortschakoff zu sagen:

„Polen glaubt keineswegs an die Aufrichtigkeit Ihrer Worte, aber es ist dazu ermächtigt, denn Ihre Regierung hat noch nie, auch nur ein einziges ihrer Versprechungen gehalten!"

Einen Monat nach den Ereignissen des Februar war die Aufregung noch viel größer geworden, und man weißsagte eine Zukunft voller Unglück. Die Gesänge und öffentlichen Gebete fingen wieder an. Am 7. April begab sich eine ungeheure Menschenmenge, beordert durch geheimnißvolle Winke, auf das Grab der für's Vaterland letzthin gefallenen Märtyrer. Auf dem Rückwege erhoben sich am Platze vor dem Palaste zahlreiche Rufe um die Wiederherstellung der landwirthschaftlichen Gesellschaft zu verlangen. Die Menge aber hatte ein so friedfertiges Aussehen, daß der Prinz Gouverneur sich nicht fürchtete unter sie zu begeben und sie zu befragen.

„Geben Sie uns unser Vaterland zurück!" antwortete man ihm von allen Seiten, „wir wollen ein Vaterland haben!"

Nichtsdestoweniger wurde an diesem Tage die Ordnung nicht gestört; die Menge zerstreute sich von selbst nach dem Rückzuge der Truppen, die den Platz besetzt hatten. Aber am folgenden Tage begann die Manifestation viel zahlreicher und es lag mehr Bitterkeit und Hartnäckigkeit in der Zurückforderung ihrer Rechte. Der Soldat zeigte auch eine größere Ungeduld, da diese langen Versammlungen ihn fortwährend im Dienste erhielt. Aufforderungen zum Auseinandergehen wurden daher an das Volk gerichtet.

„Tödtet uns," antwortete man, „aber wir werden nicht weichen!"

Indessen dachte Niemand daran der Manifestation einen feindlichen Charakter zu geben. Plötzlich fährt ein Postwagen über den Platz und der Postillon blies auf seinem Horn den Gesang der Legionen Dombrowski's: „Nein, Polen wird nicht

zu Grunde gehen!" Ein Schrei des Enthusiasmus antwortete darauf und die ganze Menge, wie mit einer Stimme, singt das patriotische Lied zu Ende. Da geschah eine jener unaussprechbaren Thaten, von denen Tausende Zeugen sind, ohne daß sich jedoch nur Einer davon hätte Rechenschaft geben können. Mehrere Schüsse ließen sich hören. War es ein unglücklicher Zufall, oder hatte man den Befehl überschritten? . . . Niemand wußte es, aber ein erschreckliches Blutbad folgte darauf. Eine Decharge nach der andern wurde in das Volk hineingeschleudert, ohne daß dieses nur einen Schritt zurückwich. Kaum ein Schrei, kaum eine Klage ertönte aus dieser Menge, trotzdem sich zahlreich Frauen darunter befanden. Man ließ sich niedermetzeln, erschießen und unter die Hufe der Rosse zertreten, ohne zu fliehen, ohne sich zu vertheidigen, ohne selbst daran zu denken auch nur einen Fluch gegen die Mörder auszustossen.

Johanna, die Seele dieser Kämpfe, hatte sich auch bei der Versammlung eingefunden. Kalt und stolz lächelte sie dem Tode entgegen, sie durchlief die Reihen der Märtyrer und ermuthigt sie mit Worten und Geberden zur Geduld.

„Kinder des wahren Gottes," rief sie so mit lauter Stimme, daß sie das Schießen übertönte, „empfanget die Palme die Jesus Christus Euch an diesem Tage anbietet! . . . Sterbet hier ohne Furcht, morgen werdet Ihr im Himmel aufwachen! . . ."

Sie fachte den Enthusiasmus der Starken an, gab Muth den Furchtsamen, Tröstungen den Verwundeten und Sterbenden. Sie bemühte sich, sich den ersten Reihen, wo der Tod am ärgsten wüthete zu nähern. Schön wie der Engel des Muthes schien sie kaum bei ihrem Weg über das Feld, welches mit ächzenden Opfern bedeckt war, den Boden zu berühren. Ein Stern schien auf ihrer Stirne zu glänzen und ihr Gesicht strahlte voll himmlischer Freude. Sie war mit diesem Volke, dem sie ihr ganzes Leben gewidmet hatte, zufrieden. Da gab es noch Helden wie aus der Zeit der Sagen, deren Erzählungen sie schon in ihrer Wiege gelauscht hatte. Es ist so schön sein Leben in der Trunkenheit des Kampfes zu lassen, aber es ist

eine übermenschliche Tugend, es ohne Vertheidigung hinzugeben. Aber es war so der Befehl und dieser wurde geachtet. Ein einziger Frevel wurde dagegen versucht und Johanna that dabei etwas, was nur sie auch hätte thun können. Als nämlich eine Abtheilung Kosaken angriff, klammert sich ein junger Mann an einen von ihnen, zieht ihn vom Pferde, entreißt ihm seinen Säbel und wollte sich eben desselben bedienen, als Johanna es sah und seinen Arm zurückhielt.

„Mein Herr," sagte sie, „wir kämpfen heute nicht mit den Waffen, geben Sie mir diesen Säbel!"

Der junge Mann gab ihn ihr. Sie ergriff ihn bei der Klinge und gab ihn dem erstaunten Kosaken zurück.

Auf der Seite der Russen warf ein tragisches Ereigniß Mißmuth in ihre eigenen Reihen.

Beim Beginn des Blutbades erhielt ein junger Kapitän der Kavallerie den Befehl anzugreifen. Dieser aber erklärte, daß er seinen Rang hiermit niederlege. Auf die Erwiderung des Obersten, daß er seine Entlassung nicht annehme und auch auf dem Schlachtfelde nicht angenommen werden könne, antwortete der junge Mann:

„Sie nennen dies hier eine Schlacht, wo sind denn Ihre Verwundeten, Ihre Todten? . . . Nichtsdestoweniger aber sollen Sie zufriedengestellt werden, obgleich ich nicht angreifen werde!"

Und indem er dies sagte, schoß er sich eine Pistolenkugel in die volle Brust. Es war Borizoff.

Indessen lichteten sich beim Volke die Reihen, der Platz war voll ausgestreckter Körper. Hie und da sah man noch eine Gruppe, aber jeden Augenblick wurden sie durch einige neue hinstürzende Opfer kleiner gemacht. Selbst Johanna fiel! . . . Man drängte sich um sie, aber sie duldete es nicht, daß man sie forttrüge. Sie ließ sich zu den Füßen des Bildes der heiligen Jungfrau niederlegen, wo viele der noch Lebenden auf ihren Knieen lagen, beteten und sangen. Sie saß auf der Erde, in Blut gebadet, und ließ sich durch zwei muthige Frauen aufrecht halten. Sie fuhr fort diejenigen, die noch da waren

aufzumuntern ruhig dem glücklichen Tode für's Vaterland entgegenzusehen.

Das Feuern hörte von selbst auf. Es war die Macht, welche wich. Die Pferde scheuten zurück vor den Haufen von Leichen; die Soldaten warfen ihre Munition fort und die Führer erkannten, leider zu spät, welche schreckliche Verantwortung sie auf sich geladen hatten. Die Truppe zog sich besiegt zurück und das Volk, Herr des Feldes, fing an seine Todten zusammenzusuchen, deren Menge noch Niemand kannte.

XXI.

Adalbert hatte sich nicht bei dem Blutbade eingefunden. Er war am 25. Februar von einem Polizeiagenten in der Menge erblickt worden und in seiner Eigenschaft als Ueberwachter davon benachrichtigt worden, aber ungeachtet des Zornes den er darüber empfand, versprach er, im Angedenken an seine Mutter, sich von ähnlichen Aufläufen fern zu halten. Am Morgen des trauigen Tages, als er Kunde von der bevorstehenden Manifestation erhalten hatte, hatte er sich, sein heißblütiges Naturell fürchtend, nach Makowiec zurückgezogen. Erst um ein Uhr Abends erfuhr er das begangene Attentat und die Verwundung Johanna's. Er läuft zum Grafen Cowinski, befragt die Diener; die Traurigkeit ihrer Gesichter macht ihn verweifeln, er fürchtet das Schrecklichste!

„Ich will sie sehen!“ rief er vernichtet aus, „ich muß sie sehen!“

Sein Schmerz ist so lebhaft, so tief, daß man ihm erlaubt Johanna zu sehen; ihr Vater selbst willigt darin ein, so sehr war er bewegt.

Er verlangt von Adalbert nur das Versprechen sich nicht zu erkennen zu geben, sie nur einen Augenblick stillschweigend zu betrachten. Johanna war eben verbunden worden, und sie

ist ruhig, ihre Wunde an der Schulter ist nicht gefährlich, obgleich das Fleisch in großer Ausdehnung zerrissen war.

Der Graf führt Adalbert selbst in das Zimmer, und machte seiner Frau nnd Kathinka, die sich auch dort befanden ein Zeichen, daß sie thun sollten, als ob er mit Adalbert gar nicht da wäre. Eine Minute geht vorüber. Adalbert ist so bewegt, der Anblick dieses Gesichtes, zusammengezogen vor Schmerz und durch die Feuer des Fiebers gerothet, bringt ihn in solche Aufregung, daß er das Schluchzen nicht verhindern konnte.

„Das bist Du, Adalbert,“ sagte sie, „ich danke Dir; komm, ich will Dich sehen.“

Schnell trat der Graf vor, um ihn zurückzuhalten und fortzuziehen, aber er hort nichts, er stürzt sich vor und wirft sich am Fuße des Bettes auf seine Kniee nieder.

„Ich danke Dir, daß Du gekommen bist,“ sagte sie, „ich glaube, daß ich sterben werde .... aber es schadet nichts, ich bin zufrieden, das Volk war erhaben!

„Johanna! ... Johanna!“ rief Adalbert mit von Thränen erstickter Stimme.

„Weine nicht, Adalbert,“ fuhr Johanna, die vollständig eine Beute des Deliriums war, fort: „ich bin glücklich ... Tröste Dich, es ist ja noch möglich, daß ich wieder gesund werde .... „Ja, ich will leben .... Aber ich bin verwundet, verwundet wie ein Soldat .... ich bin stolz darauf! .... Dies ist eine ruhmreiche Wunde wegen welcher man mich auf dem Balle bei meiner Hochzeit beneiden wird! ...“

Cowinski und die Gräfin blieben stumm und niedergeschlagen, aber Kathinka hatte sich mit der Bewegung eines Panthers erhoben und indem sie ihre Arme auf die Lehne eines Fauteuils stützte, betrachtete sie ihre Schwester mit einem furchtbaren Blick. Ihre Brust flog und ihr Athem war so stark, daß er wie dumpfer Husten klang. Johanna hatte eine ihrer Hände auf die Schulter Adalberts gelegt, dann fuhr sie mit nervösen Bewegungen schmeichelnd mit ihrer kleinen blaßen Hand durch

seine Haare. Adalbert glaubte sich im Himmel zu befinden und rief in seiner Extase laut aus:

„Johanna, Du liebst mich, nicht wahr? . . . sage es!“

„Ja, ich liebe Dich,“ antwortete sie, „ich gehöre Dir!“

Diese Worte sprach sie mit klarer und fester Stimme aus. Es war kein Dilirium mehr, sondern ein Ausruf aus tiefster innigster Seele, eines jener Worte wie sie bei Sterbenden zu finden sind, und an die Niemand zweifelt.

Eine Art Brüllen antwortete ihr darauf.

„Erlaubt Ihr daß sich eine solche Scene noch einen Augenblick verlängert?“ rief Kathinka, ihren Vater und ihre Mutter fragend. „Man benutzt das Delirium meiner Schwester; man zieht Worte aus ihr heraus, von der sie selbst nicht Kenntniß hat und worüber sie erröthen wird! . . . Seht Ihr nicht, daß Ihr ihr Leben in Gefahr bringt?“

Der Graf hätte dieses Ausbruches von Wuth nicht bedurft um das Gefühl der Pflicht wiederzufinden. Er warf sich auf Adalbert und beschwor ihn fortzugehen; aber Adalbert hört auf nichts, er war vor Wonne betrunken, er lag selbst im Delirium. Johanna hatte mit einem Arm seinen Kopf umschlungen und drückte diesen fest an ihre Brust.

„Laßt ihn mir, schrie sie, laßt in mir, es ist mein Gemal!“

Man wagte es nicht sie mit Gewalt zu trennen, aus Furcht vor ihrer Wunde. Man mußte sie also so lassen und erst nach einer Stunde wurde der allgemeinen Angst ein Ende gemacht, indem Johanna von Müdigkeit erschöpft, niedersank. Kathinka beschuldigte jetzt ihre Eltern auf so höhnische Art wie sie es so gut verstand. Die Gelegenheit war zu schön für sie um nicht davon Nutzen zu ziehen.

Johanna litt indessen keineswegs von dieser Krisis und sie schien sich gar nicht mehr daran zu erinnern. Ihr Vater beobachtete sie, ohne sie jedoch zu befragen und war erstaunt über die Ruhe ihres Geistes. Es lag hierin für ihn ein eigenthümliches Geheimniß, denn bis zu diesem Tage hatte er niemals an den Gefühlen seiner Tochter gezweifelt, sie hatte stets

versichert, daß sie niemals heirathen würde, stets hatte sie sich geopfert um den Interessen ihrer Schwester zu dienen, wie konnte er also glauben, daß sie sich so plötzlich geändert hatte? . . . Wie konnte er vermuthen daß sie die Rivalin derjenigen sei, für welche sie so eifrig die Partei nahm? . . .

War anderseits es denn aber gar so schwer die ganze Scene von der er Zeuge war, sich nicht aus dem Delirium erklären zu können? . . .

Ungewiß hierüber ging er von Adalbert zu Kathinka um sich über alles zu erkundigen was sie wissen konnten.

Adalbert kam an jedem Tage ein oder zweimal um sich nach Johanna zu erkundigen. Er theilte seine Zeit zwischen diesen Besuchen und den Stunden die er am Bette Borizoffs zubrachte, welchen man noch zu retten hoffte. Der Graf Cowinski sprach lange mit ihm über die stattgehabten geheimnißvollen Ereignisse. Adalbert dachte nicht daran auch nur das mindeste verbergen zu wollen und erzählte ihm genau das Verhältniß was er mit seiner Tochter gehabt hatte, er versicherte sie stets mehr als Freundin und Schwester geliebt zu haben und hatte stets auch dasselbe von ihr geglaubt und unterstützte seine Aussagen durch tausend Erzahlungen die bis in seine Jugendjahre hinunterreichten. Darauf setzte er die Gründe auseinander die Johanna hatte um sich für ihre Schwester zu opfern, ohne daß er sie selbst recht kannte. Der Graf zweifelte oft an der Erzählung, denn sie schien gerade das Gegentheil von dem, was er für die Wahrheit hielt und Kathinka vollendete das Werk des Zweifelns noch dadurch daß sie die Sachen auf ihre Art erzählte. Es geschah noch mehr; sei es daß sie besser sprach, sei es, daß der Irrthum den sie unterstützte dem Grafen wahrscheinlicher schien, sie fing an in den Geist ihres Vaters die vollste Ueberzeugung von ihren gerechten Ansprüchen zu werfen.

„Wir werden übrigens sehen,“ sagte sie und nahm auch eine zweifelnde Miene an, „wir werden sehen ob Johanna bei ihren Aussagen bleiben wird.“

Aber die Verätherin hatte nicht gewartet bis sie gesund

wurde, sondern hatte schon vorher ihre Sicherheitsmaßregeln getroffen. Sie umgab ihre Schwester mit aller nur möglichen Sorgfalt und Zuvorkommenheit, verließ nicht mehr ihr Bett und als Johanna ihre Sinne wiedererhielt, schmeichelte sie ihr unaufhörlich um sie dazu zu bewegen auf dem Wege der Abneigung gegen Adalbert fortzuschreiten. Kathinka erwähnte mit keinem Worte die Scene in der sie Adalbert ihre Liebe gestanden und wendete Alles mögliche an, damit Johanna es für einen Traum halte und da ihr Johanna auch niemals etwas von ihrer Liebe gestanden hatte, so erzählte sie von der ihrigen, von ihren Projekten ohne dabei die Qualen zu bemerken die sie ihrem Opfer bereitete. Sie bat wiederholt um ihren zukünftigen Beistand, bedankte sich für Alles was sie schon für sie gethan hatte und noch thun würde, bezeugte Kummer darüber, daß sie sie so oft geärgert habe, weinte, indem sie meinte sie sei einer solch edlen Schwester unwürdig, machte mit einem Wort so viel Sachen, daß Johanna getäuscht und aufrichtig bewegt wurde, so daß sie noch einmal Alles versprach was man von ihr verlangte.

An all dies Unglück und an seine Unruhe fügte sich für Adalbert noch ein neuer Kummer hinzu, nämlich der zu sehen wie in seiner eigenen Familie die Traurigkeit und der Schmerz stets zunahm. Der Graf Andreas war seit den letzten Ereignissen von einer finsteren Melancholie umgeben, welche ihn nur in solchen Momenten verließ wo er seinen Haß und seinen Abscheu aussprach.

„Was wollen sie denn thun mit unserem armen Land?" fragte er oft, „und ich muß meinen eigenen Bruder mitten unter seinen Henkern sehen! . . . . Warum sind wir zurückgekehrt? Wir lebten dort unten viel besser!"

Diese Worte vollendeten es, Hedwig ganz trostlos zu machen, deren Herz schon seit langer Zeit die Beute der Entmuthigung war. Welchen Standpunkt nahm ihr Gemahl und ihr unglücklicher Sohn in dem Lande ein, welches sie so lange Zeit so sehnsüchtig herbeigesehnt hatte? Es wäre ihr noch viel schwe-

rer geworden dieses kummervolle Leben zu ertragen hätte ihr Barbara nicht hie und da ein Lächeln abgezwungen, sie aufgeheitert, sie mit Sorge und Liebe umgeben. Aber nicht immer konnte die ausgezeichnete Tocher selbst lustig sein, auch ihr kleines Herzchen war ihr oft so schwer, so voll wenn sie an all die Leiden und Qualen ihres Vaters und ihrer Mutter dachte und wenn sie sich nach ihr liebes Sibirien zurücksehnte. Aber Barbara hatte seit dem man sich weniger um sie bekümmerte, mehr Muth gefaßt und ihre Erziehung war schnell vorgeschritten.

Was den Prinzen Stanislaus anbelangt so war seine Stellung sehr schwierig und bezahlte jetzt seine vergangene Aufführung mit schrecklichen Unannehmlichkeiten. Schon seit langer Zeit war er in den Bann bei den Patrioten gefallen und als ihn auch die Gegenpartei verdächtigte, da fiel er in allgemeine Verachtung. Sein hohes Amt bei der Regierung hatte ihn gezwungen mit derselben auf intimen Fuße zu bleiben, aber er fing darüber an zu zittern als die großartigen Manifestation stattgefunden hatten. Und als am 2. März die Nation einen augenblicklichen Triumph errungen hatte, da sah er sein politisches Glück sich verfinstern. Er hätte sich jetzt von der Regierung losgemacht die er so gerühmt und jeder beschwor ihn irgend etwas Compromittirendes zu thun, damit man ihn entlassen solle. Aber er war zu klug um zu schnell zu handeln. Man bat und beschwor ihn, ja man zwang ihn fast seine Unterschrift unter die Adresse an den Czar zu setzen, aber, sei es, daß er mit der Regierung schon zu weit gegangen war, sei es, daß er es voraus sah, daß dieselbe ohne Nutzen sein würde, er verweigerte sie. Jeden Tag kamen Deputationen zu ihm, welche ihn im Namen des Volkes bedrängten, aber er antwortete Ihnen jedesmal:

„Es ist nicht ehrenwerth, diejenigen deren Stern im Erbleichen ist, und man so lange gedient hat, zu verlassen!"

Unglücklicherweise aber war seine Sprache nicht sehr überzeugend und man erkannte nur daraus den äußersten Muth eines Schwächlings, der nicht mehr fliehen konnte. Viele sahen

zwar darin Ehrlichkeit und wahre Ueberzeugung, andere aber verachteten ihn um so mehr und seine Popularität verlor immer mehr, man haßte ihn allgemein. Leute aus dem Volke warfen Steine in seinen Wagen als er sich zum Minister begab. Wüthend über diese Beleidigung rief er bewaffnete Macht zur Hilfe und ließ einige Kinder einsperren und an den folgenden Tagen folgte seiner Equipage stets ein Zug Kosaken.

„Du entehrst uns!“ sagte ihm sein Bruder, „ich erröthe über den einst so glorreichen Namen den ich trage!“

Der Prinz war kein schlechter Mensch, aber seine Eigenliebe verbot ihm sich von seinem jüngeren Bruder, der von ihm abhing, so etwas sagen zu lassen, er fuhr ihn heftig an, natürlich ohne Erfolg. Andreas rächte sich an ihm durch ewiges Stillschweigen, zu dem er verurtheilt schien. Bitter gemacht durch so viele Leiden und durch die schrecklichen Scenen die sich täglich wiederholten, hätte er sich gern das Leben genommen und er war sehr schnell ungeheuer gereizt. Der mindeste Vorwand genügte dazu und weder Hedwig noch Barbara hatten mehr die Macht ihn zerstreuen zu können. Stanislaus wurde aufs äußerste durch sein Benehmen erbittert und drohte ihm, ihn zu enterben.

„Um so besser!“ sagte Andreas, „ich wünsche Deine Schätze gar nicht, und der Name unserer Väter wird ohne dieselben reiner auf meine Kinder kommen!“

Adalbert litt sehr viel unter diesen Kämpfen und unter noch so viel anderen Leiden, daß er seinen einzigen Trost bei Borizoff fand, der langsam zum Leben zurückkehrte. Seine Wunde die man für tödlich gehalten hatte, schloß sich allmälig. Adalbert brachte den größten Theil der Tage bei ihm zu. Bei dieser Gelegenheit hatte er ganz die früher gegen ihn zur Schau getragene Zurückhaltung aufgegeben, aber es wurde ihm dies auch von Niemand verargt. Die edle Haltung Borizoffs, das großmüthige Opfer seines jungen, von der Natur und Schicksal so begünstigten Lebens, hatten plötzlich aus ihm für alle polnischen Patrioten einen Abgott gemacht und ganz Warschau drängte sich an

seine Thür, wo beständig ein Diener stand der die Karten entgegennahm und den wohlwollenden Fragen der Besucher antwortete. Adalbert war jetzt jetzt sogar stolz darauf sich als Freund Ivans zeigen zu können und man beneidete ihn allgemein wegen seines Glückes und drängte sich bis zum Verwundeten selbst gelangen zu können.

Die beiden Freunde verbrachten lange und angenehme Stunden miteinander, unterhielten sich so lange es die Kraft des Kranken erlaubte und schwiegen wenn er sich ermüdet fühlte. Sie waren immer glücklich, wenn sie sich die Hände drücken konnten. Adalbert war zufrieden ihn pflegen zu können, Ivan dankbar für diese Pflege. Hie und da las Adalbert aus einem seiner Lieblingsdichter laut vor und dies war ein neues Vergnügen. Als Borizoff hinreichend Kraft zum sprechen fühlte, erzählte er den Gang der Ereignisse, welche ihm fast zu theuer zu stehen gekommen waren. Er sprach von seiner Angst während der ersten Tage des Blutbades, wo er jedoch glücklicherweise nicht selbst hatte theilzunehmen brauchen und von seinem festen Entschluß, den er auch ausgeführt hatte, als er auch endlich Befehl zum Angriff erhielt.

„Bis zum letzten Augenblick hoffte ich noch immer, daß Alles friedfertig ausgehen würde, denn ich bildete mir nicht ein, daß man es wagen würde, ähnliche Scenen zu wiederholen und ich beschloß meine Stellung zu opfern. Als ich aber den Befehl zum Angriff bekam, da sah ich Johanna in der Menge und die Verzweiflung ergriff mich. Ich verachtete in diesem Augenblicke den Selbstmord nicht und mein Entschluß war schnell gefaßt! . . . Ich bin aber dennoch glücklich, daß ich nicht gestorben bin! . . Obgleich ich jetzt gezwungen bin, den militärischen Stand, den ich so sehr liebte, zu verlassen, obgleich ich mein Leben durch die unglückselige Leidenschaft, die ich im Herzen habe, vergiftet ist, scheint es mir dennoch, daß es eine Feigheit ist in meinem Alter den Tod zu wünschen, während man doch vielleicht noch nützlich sein kann! . . .“

Dies war ungefähr der Stoff ihrer fortdauernden Unter-

haltungen und die Freundschaft der beiden jungen Männer, die sich gegenseitig so sehr liebten, vergrößerte sich von Tag zu Tag.

Aber auch Johanna wurde wieder gesund. Die Kraft ihrer Seele unterstützte sie dabei, sie zeigte sich ruhig und ernst, kaum bemerkte man bei ihr ein Zeichen von Schwermuth, wenn ihre Schwester zu ihr hereintrat. Der Graf war es sich noch immer unbewußt, ob er Adalbert oder Kathinka mehr glauben sollte, und da endlich sichere Auskunft haben wollte, frug er Johanna, aber diese war undurchdringlich geworden. Sie versicherte nur, daß ihre Gefühle sich durchaus nicht geändert hätten. Adalbert hörte dieses durch Vermittlung Kathinka nur gar zu bald und er bezeugte darüber mehr Schmerz als Ueberraschung.

„Sie täuscht Euch nur," rief er, „ich werde selbst mit ihr sprechen!"

Er bestand darauf, daß sich Johanna gegen ihn selbst aussprechen müsse.

„Sei es," sagte der Graf, „ich habe keinen Grund mich dem zu widersetzen."

Adalbert wurde nun in das Zimmer Johanna's geführt. Sie lag auf einen Ruhebett und war mit dem Abbé Kraowski in einer Conferenz begriffen, dem sie eine Note für das geheime Comité diktirte. Ihr Gesicht bedeckte sich mit einer tiefen Röthe als sie den jungen Mann erblickte, den sie nicht erwartet hatte, aber dies war nur ein Blitz. Sie gewann schnell ihre Kaltblütigkeit zurück, grüßte ihn und reichte ihm ihre Hand so weit entgegen, wie es nur der Verband, der noch ihre Schulter und ihren Hals einhüllte, erlaubte.

Nach einigen Minuten Unterhaltung nahm der Abbé Kraowski seine Papiere zusammen und verabschiedete sich, Cowinski begleitete ihn.

Alleingeblieben, betrachteten sie sich alle Beide einen Augenblick stillschweigend, dann aber verbannte Adalbert jede Furcht und sagte:

„Johanna, bereuen Sie etwa Ihre Worte, sollten Sie Ihre Gefühle schon wieder geändert haben?"

„Geändert? . . . Meine Stellung ist immer noch dieselbe, meine Gefühle sind es auch.“

Der Ton dieser Antwort ließ ihm keinen Zweifel übrig.

„Aber, Johanna, Sie haben mir andere Sachen versprochen, in einem Augenblick, wo ihre Seele frei war, von anderen irdischen Gedanken!

„Glauben Sie mir, daß dies nur Worte waren die mir im Delirium des Fiebers entschlüpft sind, es ist nicht edelmüthig mich daran zu erinnern.“

„Diese Worte kamen von Herzen, und Ihr Delirium war nur ein Strahl der Offenherzigkeit, es war nicht das erste Mal, daß Sie einen solchen hatten!“

Die Stimme Adalberts hatte einen unwiderstehbaren Ton und Johanna, so stark sie auch in der Gefahr war, fühlte, daß sich ihre Seele unter diesen heißen Zusprüchen erweichen würde. Stumm, mit gesenkter Stirne und die Augen mit einen feuchten Schleier bedeckt, saß sie da und fühlte wie ihr alle Glieder zu zittern anfingen.

„O! Johanna! wir lieben uns!, .. Es ist noch Zeit es zu sagen! . . . Haben wir nicht genug gelitten!“

„Uns lieben? . . .“ sagte Johanna mit leiser und zitternder Stimme, „wir konnen es nicht!“

„Warum können wir es nicht? . . . Ich will es endlich wissen! . . . Was bedeuten diese Geheimnisse, dieses Mißtrauen? . . .“

„Wissen Sie es denn, Adalbert, ja . . . ich liebe Sie! . . . aber ich vertraue dieses Geheimniß Ihrer Ehre an, machen Sie keinen Gebrauch davon!“

Der trockene Ton mit dem sie diese Erklärung machte, war eher geeignet Schrecken als Freude in Adalbert hervorzurufen, und Adalbert fühlte, daß er das Terrain in dem Augenblick, wo er seinen heißen Wunsch zu erfüllen zu sehen glaubte, verloren hatte. Er war ganz die Beute der Entmuthigung und fuhr fort:

„Ich kann dieses Beharren bei Ihrem Opfer nicht ver-

stehen . . . Warum wollen Sie drei Opfer wenn ein einziges genug sein könnte? . . . Und, was sage ich, Ihre Schwester hat noch niemals geliebt!"

Johanna erzählte ihm selbst die Vergangenheit und stützte sich darauf, daß ihre Schwester schon ähnliche Wünsche geäußert, ehe sie schon etwas für ihn gefühlt hätte.

„Sie machte mich zur Vertrauten ihrer Liebe; ich versprach ihr meine Hilfe . . . und keine Macht wird mich dazu bewegen ihr hinderlich zu sein! . . ."

„Aber Kathinka verdient es nicht . . ."

„Schweigen Sie, sie liebt Sie! . . . Auch ist sie keineswegs der Grund meiner Weigerung, sondern nur mein Gewissen!"

„Kathinka soll Alles wissen! . . . Ich werde mit ihr darüber sprechen, und wenn auch nur ein edles Gefühl in ihr wohnt so wird sie weichen! . . ."

„Setzen Sie mich nicht dieser Schande aus; ich würde meine Liebe zu Ihnen noch einmal mehr verläugnen! . . . Adalbert, aus Mitleid, zwingen Sie mich nicht dazu!"

Sie flehte ihn noch lange an ihr zu entsagen, sie bat ihn um Geduld, sie ließ sogar die Möglichkeit einer glücklicheren Zukunft hindurchschimmern, wenn sich Kathinka selbst zu einer anderen Heirat entschließen würde. Um aber zu diesem Ziele zu gelangen wäre es nöthig sich zu trennen. fast sich zu vergessen.

„Suchen Sie sich eine Arbeit damit ihr Leben eine Beschäftigung hat, sagte sie endend, und während ich mein Werk hier vollendete, gehen Sie wo anders hin um der Sache der Freiheit zu dienen; überall hin werden meine Gebete Ihnen folgen! . . ."

Adalbert verließ sie mehr unglücklich als besiegt. Er duldete schon so lange, daß er dem ein Ende machen wollte. Kathinka sollte sein Schicksal entscheiden, sie wollte er bitten, beschworen. Dann dachte er wieder daran seine Mutter mit zarter Unterhandlung an sie zu senden, aber er verzichtete darauf. Hedwig war feindlich gegen Johanna gesinnt, und seit den

letzten Ereignissen verursachte das edelmüthige Mädchen ihr oft schlaflose Nächte. Er hatte noch seinen Vater, er hatte Barbara, aber diese war zu naiv und einfach, jener lebte mit seinen Gedanken nicht mehr in solchen Kreisen der menschlichen Gefühle. Er mußte also allein es versuchen, oder ganz darauf verzichten, aber Adalbert war nicht der Mann, der vor dem letzten Schritte zurückwich.

Endlich, nachdem er viele Tage darüber nachgedacht und oft jenes unheimliche Gefühl empfunden hatte, welches uns unangenehme und schwere Schritte abringt, entschloß sich zu einer Unterredung mit seiner jungen Cousine, welche oft, unter dem Vorwande Barbara zu besuchen, kam, um ihn selbst nur zu sehen. Er lud sie ein, da er es so vorbereitet hatte, daß seine Mutter und seine Schwester abwesend waren, mit ihm in den Garten spazieren zu gehen, und Kathinka willigte gern darin ein, da sie immer noch Hoffnung in sich hatte, das Herz Adalberts zu gewinnen. Schon unterhielten sie sich über eine Stunde, ohne daß es Adalbert gewagt hätte, mit ihr ein Wort über die Angelegenheit zu sprechen, denn es ist in solchen Fällen sehr schwer, den richtigen Augenblick zu treffen um nicht gleich von vorneherein zu beleidigen und das weitere Gespräch unmöglich zu machen. Adalbert fühlte dies wohl, aber es mußte sein, er wollte auch nicht mehr zurück, und er verbrannte seine Schiffe.

„Sie wissen, Kathinka, daß ich Ihre Schwester liebe und daß ich auch von ihr geliebt werde, sagte er ohne Vorbereitung, warum setzen Sie sich unserem Glücke entgegen?“

Das junge Mädchen erbleichte; dann aber richtete sie sich auf wie eine verwundete Viper.

„Ich setze mich zwischen Euer Glück? . . . Ich? . . . . Oh! das ist ja sehr lustig! . . .“

Und sie fing so trocken an zu lachen, daß der Ton davon in das Herz Adalberts wie ein spitziges Eisen drang.

Er erwiederte voller Zorn darauf:

„Ja, Sie allein sind es, die uns verhindert glücklich zu werden!“

„Sie sind verrückt! . . . Daß die großen Thaten meiner Fräulein Schwester Ihnen den Kopf verdreht haben, daran zweifle ich zwar nicht; aber daß die Muse des Vaterlandes, die Priesterin unserer Trauerfestlichkeit in Sie verliebt ist, daran zweifle ich, dies erstaunt mich sehr.“

„Adalbert sah seinen Fehler ein und blieb stumm.“

„Kathinka zog aus seiner Verlegenheit Nutzen und fuhr fort ihn zu reizen. Es machte ihr eine wollüstige Freude den leiden zu sehen, wegen dem sie schon so viel gelitten hatte. Endlich war sie des Redens müde und Adalbert erhob sein Antlitz, seine Augen waren frucht und mit größter Sanftmuth sagte er:

„Ich habe vielleicht Unrecht gegen Sie gehabt, Kathinka, ich bitte Sie dafür um Verzeihung; haben Sie Mitleid; erlauben Sie uns glücklich zu werden!“

„Glücklich sein? . . . Bin ich denn glücklich, ich? . . . . Warum soll sie es an meiner Stelle sein? . . . Ich will es nicht! . . . ich werde niemals darin einwilligen! . . . . Adalbert, ich liebe Dich, und glaube es mir wohl, daß ich Dein Glück besser machen werde, wie sie! . . . Ist Johanna denn überhaupt gemacht zur Heirat? . . . Stelle Dir eine Mutter vor, die sich dem Blutbade aussetzt, welches sie selbst hervorgerufen, die ihre Kinder unter die Füße der Pferde der wüthenden Soldaten wirft, die ihre Töchter in der Führung des Säbels oder der Muskete üben wird! . . . Nein! eine solche Frau kann wohl bewunderungswürdig sein, aber nur in der Entfernung; nähere Dich ihr nicht, namentlich mache keine Gattin aus ihr! . . . . Uebrigens hat sie selbst noch niemals daran gedacht, obgleich Du es sagst und wer weiß was für Gebäude Du auf ihre im Delirium entschlüpften Worte gebaut haben magst. Ich liebe meine Schwester nicht, ich gestehe es! ich habe keinen Geschmack für ihre Gewohnheiten, keine Sympathie für ihren Charakter; aber ich lasse ihr Gerechtigkeit wiederfahren: ihr Wort bricht

sie nicht. Immer hat sie für Dich dieselben Gefühle, dieselben Absichten gehegt, sie hat es uns gesagt, wir müssen es ihr also glauben! . . . Adalbert Du bist das Opfer eines Irrthums, ich bin es die dazu berufen ist, Dich glücklich zu machen!“

Vernichtet von dieser Kühnheit, fand Adalbert Anfangs keine Worte zu erwiedern.

„Ein Wort,“ fuhr sie fort „indem sie seine Hand ergriff und sie fieberhaft drückte, „Adalbert, sage ein Wort der Zuneigung, ein Wort der Liebe, aus Gnade, aus Mitleid!“

Er riß seine Hände aus den ihrigen und stieß sie mit Verachtung zurück.

„Kathinka, Sie erregen mir Abscheu! . . . Sie sind vor meinen Augen nicht einmal mehr eine Frau! Gehen Sie hin und freuen Sie sich Ihres Triumphes und unseres Unglücks! Aber zittern Sie! . . . der Tag der Rache wird auch kommen!“

XXII.

Adalbert dachte daran den Schauplatz seiner Schmerzen zu fliehen, es war sein Wunsch, es war der von Johanna und er würde es auch gethan, wenn nicht der Schrei des sterbenden Vaterlandes ihn daran erinnert hätte, daß er auch noch andere Pflichten habe. Wie konnte er seinen Vater, seine Mutter, die Heimath verlassen, wahrend der Tod und die Verbannung so viele seiner Brüder dahin raffte? Er blieb.

Das ganze Land stand wie auf einem Vulkan, der Boden brannte unter den Füßen und Abgründe waren bereit sich zu öffnen. Die Gewalt, geschwächt durch so viel Blut, welches sie vergossen hatte, war die Beute närrischer Angst, sie wurden durch Gewissensbisse gepeinigt. Unentschiedenheit herrschte in allen ihren Thaten und die Mittel der Unterdrückung die sie jeden Tag ermannte um eingebildete Verbrechen zu bestrafen, waren ebenso gehassig wie lacherlich. Die Trauer, diese mach-

tige aber unantastbare Manifestation war die Ursache zu ebenso verzweifelten als vergeblichen Angriffen. Man ging soweit, die Kosaken dazu anzutreiben, die Frauen, die trotz des Verbots schwarze Kleider trugen, anzuhalten und zu beleidigen. Die muthigen Warschauerinnen wichen indessen keinem dieser Mittel. Angesichts dieser Hartnäckigkeit verloren die Gouverneure ihre ruhige Haltung. Gortschakoff, der sich sehr schuldig fühlte, aber doch nicht ohne Gewissen war, fiel in eine schwere Krankheit und gequält von Gewissensbissen starb er kaum zwei Monate nach dem fürchterlichen Blutbad. Man sagt, daß seine letzten Augenblicke schrecklich waren und daß fürchterliche Gespenster ihn in dem Augenblicke heimsuchten, als er Gott Rechenschaft von seinen Handlungen geben sollte. In seiner Fieberhitze hörte er nicht auf die Worte auszurufen:

„Immer noch Blut und schwarze Frauen! schwarze Frauen, Blut. . .“

Es verfloßen darauf einige Monate in anscheinender Ruhe, aber das Volk bearbeitet und vorbereitet durch das geheime Comité erwartete nur ein Zeichen zum Losbruch. Ueberall herrschten dieselben Gefühle und die übrigen Provinzen zeigten sich einiger wie jemals verbunden mit der Bevölkerung der Hauptstadt. Die Nationaltrauer verbreitete sich überall mit Enthusiasmus, die frommen und patriotischen Gesänge ließen sich in den ärmsten Kirchen und in den entferntesten Orten hören. Unter der festen Herrschaft des Comités war ganz Polen nur noch ein Herz und niemals war es selbst unter seinen Königen einiger gewesen. Lithauen und Polen, daß war der Ruf der an allen Orten begeistert ausgerufen wurde, und Wilna, eifersüchtig auf Warschau, verschaffte sich die Blutestaufe. Nichtsdestoweniger bemühte sich die Regierung in den Zeitungen Lithauen und die Ukraine als ganz russisch gesinnte Provinzen darzustellen, behauptete sogar das sie niemals zu Polen gehört hatten, als momentan und gegen alles Völkerrecht.

Als Erwiederung auf diese politischen Bravaden, hieß daß Comité die Nachricht verbreiten, daß am 10. Oktober zu Ho-

rodlo ein feierlicher Gottesdienst abgehalten würde, zum Andenken an die Vereinigung der Provinzen die in dieser Stadt im Jahre 1413 bewilligt und besiegelt sei und an die Verheiratung von Wladislaw Jagellon, Großherzog von Lithauen mit Hedwig, Königin von Polen die hier an demselben Tage, nur siebenundzwanzig Jahre später sich trauen ließen.

Das Projekt wurde mit Jubel angenommen und man kündigte an, daß Delegirte aus allen Theilen der alten Monarchie, selbst aus denjenigen die jetzt Oesterreich und Preußen unterworfen sind, sich nach Horodlo begeben würden. Viele wurden an den Grenzen angehalten, alle Thore der Städte wurden geschlossen, aber die Zahl der Pilger war eine so große, daß man nicht Kraft genug besaß sie festzuhalten. Junge Männer jeden Ranges, jeden Alters, jeder Religion schritten muthig über die Felder dahin, die bewohnten Orte vermeidend in freier Luft oder in den Wäldern schlafend und von der Mildthätigkeit der armen Bauern lebend, die gern ihr Brod mit diesen Soldaten der heiligen Sache theilten.

Johanna machte die Pilgerfahrt mit ihrem Vater und den Abbé Kraowski. Seit langer Zeit war sie von ihrer Wunde genesen und nur eine kaum sichtbare Narbe war zurückgeblieben sie hatte längst schon wieder ihre thätige Rolle im geheimen Comité übernommen und war in demselben wie früher die begeisterte Lobrednerin für solche Bewegungen wie eben jetzt wieder eine stattfand. Drei Tage nach ihrer Abreise von Mondroiçow erreichten sie ihr Ziel, ihre Rast hat en sie unterwegs, je nach dem Glücke des Tages beim einfachen Bauer oder in gastfreien Schlössern gefunden. Am Tage vor der großen Zusammenkunft kehrten sie in ein Forsthaus mitten im Walde ein. Ihr Wirth, ein alter Edelmann, war einer der Gefährten Kosciusko's gewesen. Er hatte 1831 die Waffen wiederergriffen, aber die Dunkelheit seines Namens und sein Verschwinden in diesem einsamen Wald hatte ihn seinen Verfolgern vergessen gemacht. Aber noch war sein Patriotismus ungebrochen und er weinte vor Rührung als er die begeisterten Worte Johanna's hörte.

„Sie haben eine schöne Seele, ein großes Herz, meine Tochter,“ wiederholte er mit Bewunderung, „o wie glücklich ist man doch, wenn man jung ist und seinem Vaterlande dienen kann. Ich, ich habe meine Laufbahn vollendet, sie war fast unnütz. Dennoch würde ich noch heute wieder die Waffen ergreifen, wenn es sein muß und hoffe noch so lange zu leben, damit ich die Gelegenheit dazu bekommen werde! Sehet, würde diese Hand nicht noch gut einen Säbel halten können?“

Und indem er so redete, ging er mit leichtem Schritt im Zimmer umher, richtete seine hohe Gestalt hoch auf und seine kleinen grauen Augen schleuderten Blitze. Ein Theil der Nacht wurde unter solchen Gesprächen verbracht, der Greis sprach von seinen Erinnerungen, Johanna von ihren Hoffnungen und beide endigten damit ein gemeinsames Gebet für's unglückliche Vaterland zu Gott zu schicken.

Am folgenden Tage kamen sie in die Nähe von Horodlo wo eine unzählige Menge von Menschen auf dem Wege schon lagerte. Hier war von den Führern der Versammlungsort angesagt und der Zug formirte sich jetzt. Die Priester in der Zahl von mehreren hundert, bekleideten sich mit ihrem Ornat um setzten sich an die Spitze des Zuges, geführt vnm Abbé Kraowski, dem Delegirten des Metropolitancapitels von St. Johann zu Warschau. Dann wurde das Kreuz emporgehoben, das nationale Banner entfaltet und Boze cos Polske singend, setzte man sich in Bewegung. Der dichte Zug war länger und breiter als eine Meile. Bald sah man am Horizont des herrlich glänzenden Himmels die Kirchen von Horodlo, lebhafter Zuruf begrüßte sie und die Gesänge ertönten noch enthusiastischer aber bald mischte sich auch noch ein anderes Gefühl in ihre Freude. Beim Strahlen der Herbstsonne sah man plötzlich viele Blitze, es war der Wiederschein von Waffenspitzen die auf dem Hügel glänzten. Man erkannte bald eine bedeutende Truppenmacht die auf beiden Seiten des Weges standen, bereit sich auf den Zug zu werfen und denselben mit Feuer zu empfangen. Eine lebhafte Bewegung entstand in den Reihen, denn noch nicht

alle waren so kriegerisch gesinnt wie das Märtyrer-Volk von Warschau. Es bedurfte des ganzen Muthes einiger starker Seelen, die Menge zu bewegen, keine Furcht zu zeigen.

„Werfet Alles von Euch, was einer Waffe ähneln könnte,“ rief der Abbé Kraowski, „und gehen wir dann vorwärts!“

Nachdem man einige hundert Schritte in guter Ordnung vorgegangen war, sah man den russischen General mit seinem Stabe sich mit allen Zeichen von Ehrfurcht dem Zuge nähern. Der General der mit der Vertheidigung von Horodlo beauftragt war, war glücklicherweise ein Mann von Herz und versuchte selbst eine Vereinbarung zu treffen. Er nahm das Wort mit sanfter aber fester Stimme, nachdem er die Mitglieder des Clerus begrüßt hatte:

„Ich habe den strengsten Befehl Ihnen den Eintritt in Horodlo zu verbieten. Die Wahl der Mittel liegt nicht in meinen Händen. Ziehen Sie sich im Namen des Himmels zurück, wenn Sie sich nicht selbst für alles Blut was vergossen werden würde, verantwortlich machen wollen!“

„Warum Blut?“ antwortete der Abbé Kraowski; „wir sind nicht bewaffnet, wir wollen Niemanden etwas Böses thun, wir sind nach Horodlo gekommen um die Messe zu hören, und wir haben geschworen uns nicht eher zu trennen, bis wir sie gehört haben werden!“

Der General schien die Beute einer argen Verlegenheit zu sein.

„Sei es,“ sagte er endlich, „Sie sind hieher gekommen um zu beten, ich weiß es wohl, aber betet hier; mein Auftrag befiehlt mir nicht, dies zu verhindern.“

Man nahm diesen, durch die Gegenwart der unter den Waffen stehenden Truppen unterstützten Antrag an und bereitete das heilige Opfer vor. Ein Hügel, dessen Abhänge sich sanft gegen die Ebene neigten, wurde dazu erwählt, auf seiner Spitze den Altar aufzurichten. Man errichtete einen solchen schnell aus herbeigeschaftem Holz und die geheiligten Gefäße wurden von der Kirche zu Horodlo entlehnt. Mit allen Fahnen der polni-

schen Provinzen wurde dieser improvisirte Altar geschmückt und behangt. Alsdann schritt der Abbé Kraowski mit dem Meßornate bekleidet zu ihm hin und las die Messe die alle Beiwohnenden in tiefster Andacht und Rührung hörten. Selbst die russischen Soldaten hörten mit Ehrfurcht den Gesangen dieser großen Menschenmenge mit an und erhoben ihre Gedanken zu Gott in Folge einer frommen Zusammenstimmung des Geistes. Beim Evangelium ergriff der Abbé das Wort; er dankte dem Himmel dafür, daß er die Zusammenkunft so vieler Mitglieder aus allen Theilen des unglücklichen Vaterlandes erlaubt hätte und ermahnte alle nur durch Gebet und Geduld zu kämpfen.

„Auf diese Weise,“ sagte er, „hat Jesus Christus die Welt erobert, ohne dabei anderes Blut zu vergießen als das Seinige und das seiner Schüler! . . . Ahmet ihm nach und der Sieg wird der unsrige sein. Sehet da diese stolzen moscowitischen Soldaten, welche sich für unsere Herren halten, sie sind zitternder wie wir, ungeachtet der Mordinstrumente die sie in ihren Händen halten; denn sie begreifen daß jeder ihrer Siege für sie eine Niederlage ist! Mit einer Geberde können sie uns vernichten; sie wissen es wohl; aber sie wissen auch, daß sich hinter uns ein ganzes Volk erhebt, und ein ganzes Volk vernichtet man nicht! . . .“

Dann richtete er seine Blicke auf das Banner von Polen welches über seinem Haupte wehte und sagte:

„Du Adler ohne Flecken, Zeichen des theueren Vaterlandes, fliege über uns; sage der ganzen Welt, daß Du noch athmest. Vereinige Deine Kinder, die Ausgewanderten und Deine alten Vertheidiger und zeige ihnen den Weg den sie zu wandern haben! . . . Du wirst noch viel dulden, Du wirst aber siegen. Du wirst Dich höher als jemals erheben und wirst Deine Flügel über alle Deine vereinigten und dann aber freien Kinder ausbreiten!

Der heilige Dienst war hiermit beendet und unendliches Jubelgeschrei erfüllte die Ebene nach des Priesters letzten Wor-

ten. Ein Kreuz wurde aus zwei Eichenstämmen gebildet und dort, wo der Altar des Vaterlandes gestanden, hoch aufgerichtet, darauf verlief sich die Menge mit Ordnung, ohne beunruhigt zu werden.

In Warschau hoffte man indessen die Ruhe wieder herzustellen. Milde Maßregeln folgten denen der Strenge und die Gewalt schien endlich ihre wahren Interessen einzusehen. Da erklarte das National-Comité, daß die Manifestationen nach dem Gottesdienste, der zu Ehren Kosciusko's, der schon lange für den 15. Oktober angesagt war, auf ören würden und man hoffte kein Einschreiten der Regierung befürchten zu müssen und das ganze Volk hoffte dasselbe. Zahlreiche Petitionen bedeckten sich mit Unterschriften und man glaubte sicher an die Erfüllung dieser legitimen Wünsche, aber die Regierung ergriff plötzlich wieder die äußerste Strenge, die durch nichts gerechtfertigt wurde. Ein Befehl traf aus Petersburg ein, welcher am Tage vor dem Feste, welches zur Erinnerung an Kosciusko gefeiert werden sollte, den Belagerungszustand über die Stadt erklärte.

Am Morgen des 15. war die ganze Stadt militärisch besetzt; aber es war kein Befehl ertheilt worden, welcher den Besuch der Kirchen verbot, sie füllten sich auch alle außerordentlich und die Todtenmesse für den großen Patrioten wurde überall gesungen. Der Befehl, die Kirchen zu umzingeln, traf erst ein, als dieselben fast alle schon wieder leer waren. Nur bei den Bernardinern und der Kathedrale kamen die Truppen zeitig genug an, und eine förmliche Belagerung begann. Der Kommandirende ließ die Betenden auffordern, sich zurückzuziehen, diese antworteten aber, daß sie sich erst entfernen würden, wenn die Eingänge nicht mehr besetzt wären. Keine der beiden Parteien wollte weichen, Stunden vergingen und überall erzählte man sich, daß das Volk von einer Salve empfangen werde, wenn es den Tempel verlassen würde.

Es war dies ein schreckliches Gerücht und Adalbert wurde vom Schrecken erfaßt, als er an Johanna dachte, die ohne

Zweifel wieder dem Tode ihre Stirne zeigen und diesmal vielleicht unterliegen würde. Den Thränen seiner Mutter widerstehend, läuft er zum Grafen Cowinski.

„Wo ist Johanna? . . . .“

„In der Kathedrale“, antwortete eine weinende Magd.

Er geht zur Kathedrale, die von Kosaken ganz umgeben ist. Er hört unter den trunkenen Soldaten schreckliche Spöttereien und von ihren blutigen Absichten auf die Gefangenen.

„Stecken wir die Kirche an,“ sagten einige, „dann werden sie schon herauskommen.“

„Und wir werden sie auf ihren Weg dann niedermetzeln,“ antworteten Andere.

„Man muß diesen verrückten Schwarzen Vernunft beibringen!“

„Es sei, aber die hübschen werden wir nicht tödten, man kann was Besseres mit ihnen machen.“

„Ja, ja, sie müssen Alle an die Reihe kommen!“

Und wüthendes Gelächter begleiteten ihre schmutzigen Redensarten. Adalbert zittert vor Zorn und wirft einen Blick voller Verachtung auf diesen Abschaum von Soldaten, die auf den Stufen der Kirche lagerten. Man läßt ihn in dieselbe eintreten.

„Das ist noch Einer, der in die Falle hineingeht,“ sagten die Kosaken, „wir werden ihn schon noch wiederfinden.“

Er tritt in die Kirche ein, wo die Menge ruhig und ergeben ist. Der Gottesdienst ist schon lange beendet; man betet und singt in den Zwischenpausen patriotische Hymnen. Das Boze cos Polske wird mit rührender Inbrunst gesungen, ungeachtet der Traurigkeit, die im Tempel herrscht. Endlich findet er Johanna wieder, ihr Antlitz strahlt vor überirdischer Freude, sie durchlief die Menge und ermuthigte sie zur Geduld und zum Ausharren.

„Adalbert! Sie hier! . . .“ sagte sie mit weniger Erstaunen als Unruhe, „wissen Sie nicht, in welche Gefahr Sie laufen?“

„Und Sie selbst, Johanna? . . .“

„Ich bin auf meinem Platz! . . . Ihr Platz aber ist bei Ihrer Mutter!“

„Sie verlangen zu viel von mir, ich bin einer solchen Tugend nicht mehr fähig!“

„Daß Gott uns beschützen möge!“ sagte Johanna seufzend, als ob die Gegenwart Adalberts sie an irdische Gefühle erinnert hätte. Aber diese Wolke verschwand bald, ihr Antlitz strahlte wie vorher, wieder begann sie ihren Lauf durch die gedrängte Masse und blendete Adalbert fast durch das Feuer ihrer Blicke. Er kniet nieder, um für sie, für seinen Vater, seine Mutter und seine Schwester zu beten.

„O mein Gott!“ rief er, „rette sie und nimm mein Leben dafür!“

Nach einer Viertelstunde kehrt Johanna zu ihm zurück und kniet neben ihm nieder. Sie schien weniger fest in der Verachtung der Gefahr, seit diese Gefahr zwischen ihr und dem, der sie liebt, getheilt ist. Sichtlich bewegt, fühlt sie das Bedürfniß, sich auf den Arm dieses theueren Freundes zu stützen. So blieben sie lange Zeit, niedergekniet auf demselben Betschemmel, ihre Seelen zusammen zu dem Gotte der Barmherzigkeit erhebend, und sie fanden einen gemeinsamen Trost hierin. Eine geheime Stimme rief ihnen zu, diesen Moment der äussersten Glückseligkeit zu genießen, war es doch vielleicht der letzte in ihrem bedrohten Leben. Sie zittern einer für den andern, und dennoch wünschen sie sich Beide dem Leben erhalten zu bleiben, diesem Leben, das für sie bisher so schmerzhaft war, in dem sie aber doch so viel Entzücken finden, seitdem die Gedanken des nahen Todes sie belagern.

Die Zeit vergeht. Von Zeit zu Zeit steigt ein Priester auf eine Bank, um einige Worte des Trostes auszusprechen und den schwachen Herzen Muth einzusprechen. Gegen Ende des Tages sprach der Abbé Kraowski zum dritten Male und die Bewegung, die er empfindet, flößt ihm erhabene Worte ein.

Er entreißt Allen Thränen, als er einen Vergleich zwischen den Leiden Jesu Christi und denen des Märtyrer-Volkes zog.

„Ihr seid Alle nahe bei Eurem Golgatha," sagte er, „aber die Auferstehung und der Ruhm sind auch nahe!"

Diese Rede erheiterte die Menge, fachte ihren Muth von Neuem an und die Gesänge begannen wieder mächtig durch die Kirche zu brausen. Johanna, deren Seele einen Augenblick schwach geworden war, wird wieder von der äußersten Ruhe ergriffen. Sie singt mit aller Kraft ihrer schönen Stimme, fordert ihre Nachbarn auf, ihr nachzuahmen, und durchlauft ermuthigend die Reihen.

Nichtsdestoweniger fließen die schrecklich langen Stunden dahin, ohne daß irgend etwas das Ende des Kampfes angezeigt hätte. Die Nacht war schon halb verflossen; die Gesänge wurden nach und nach schwächer, das Wort der Priester ließ sich seltener hören und war weniger feurig, die Kerzen verlöschten hier und dort. Einige Schmerzensschreie ließen sich hören, der Durst, der Hunger peinigten die Menge. Indeß wollte man lieber sterben als der Ungerechtigkeit weichen, Niemand verließ seinen Ehrenposten; man war entschlossen, die Geduld der Tyrannen zu ermüden. Die Nacht nähert sich ihrem Ende und der Schlummer nimmt von einer großen Anzahl der Betenden Kummer und Sorgen mit sich fort. Endlich gegen vier Uhr Morgens ließ sich ein schreckliches Geräusch an allen Thoren vernehmen; Gewehrkolben wurden mit Geräusch auf den Boden von Marmor geschlagen und tausendfaches Schreien der Erwachenden bildete das Echo dazu. Die Soldaten hatten Befehl erhalten, in die Kirche einzudringen und alle Welt zu arretiren. Die Soldaten rächen sich wegen ihres langen Dienstes, indem sie ihre Opfer mit äußerster Grausamkeit behandeln. Ganze Gruppen dieser frommen Aufrührer werden ausgehoben, und von Bajonetten umgeben, in die Festungen abgeführt. Diese Verhaftungen wurden noch durch Säbelhiebe unterstützt. Frauen und Kinder wurden gemißhandelt, unter die Füße getreten, und selbst in diesem heiligen Orte niedergemetzelt.

Adalbert und Johanna hatten sich fest eines neben den Andern gestellt, sie wollten sich retten oder zusammen sterben, denn in einem solchen Augenblick hat man an nichts mehr als an sich selbst zu denken. Adalbert will noch einen letzten Versuch wagen, Johanna aus den Händen dieser wüthenden Truppe zu retten. Man hatte von einer kleinen Thür in der Sakristei gesprochen, aus der sich schon mehrere Personen entfernt hatten. Beide laufen schnell dorthin, die Flucht aus der Sakristei gelingt, beide sind in der Straße bereit, sich zu retten, aber man erblickt sie und ein Kosak verfolgt sie.

„Oh, meine Schöne,“ schrie er, „auf diese Weise entwischt man uns nicht!“

Er erreichte sie bald, faßte Johanna um die Taille und wollte sie mit einer widerlichen Geberde an sich ziehen. Sie stieß einen herzzerreißenden Schrei aus, ein Kampf beginnt, aber Adalbert ist ohne Waffen und andere Henker nähern sich. Die Zeit drängt, es erfaßt ihn die Verzweiflung, es gelingt ihm, den Kosaken seinen Säbel zu entreißen und auf die Gefahr, selbst die zu treffen, die er liebt, schlägt er auf ihn los. Der Kosak stürzt und liegt todt zu seinen Füßen.

„Flieh, Johanna,“ rief er, „ich werde die Uebrigen aufhalten!“

Und er ging seinen neuen Feinden, den Säbel in der Hand, muthig entgegen, und er war so drohend, daß es ihm anfangs gelang, mehrere Menschen von sich abzuhalten. Er schwingt wüthend seinen Säbel um sich herum, und man sah den Blitz desselben hier und da in der Dunkelheit glänzen. Leider wurde er bald am rechten Arme verwundet, der Säbel entfällt ihm, schnell war er umringt und ergriffen. Er ließ sich ohne Widerstand binden und warf nur öfters einen lebhaften Blick nach rückwärts.

„Sie ist gerettet,“ rief er, „Gott sei gebenedeiet!“

XXIII.

Adalbert wurde mit mehr als zweitausend anderen Personen, die gleichfalls in der Kathedrale oder bei den Bernardinern gefangen genommen waren, in die Citadelle abgeführt, aber seine Lage war schrecklicher, als die de Uebrigen, er war mit den Waffen in der Hand, im Zustande offener Rebellion ergriffen worden. Aber hieran denkt er nur wenig. Er hat gleich sein Schicksal gewußt und hatte sich darin gefügt, doch wegen seiner Mutter weint er, wegen seines bedrohten Vaters, seiner Schwester und wegen Johanna, deren Schicksal ihm unbekannt war. Bald denkt er nur noch an Letztere, er verliert nach und nach die Hoffnung, daß sie sich den Händen ihrer Henker entzogen habe. Fast wahnsinnig vor Schmerz, bringt er den ganzen Tag damit zu, sie in den Gruppen der Unglücklichen, die man in die Festung geschleppt hatte, zu suchen. Aber auch viele Andere suchen theure Personen und irren in den Höfen umher, in welche sie die Hand des Tyrannen ohne Schutz und ohne Nahrung geschleudert hatte.

In seinem Delirium ruft er sie mit lauter Stimme, er fragt Alle nach ihr. Er ist verzweifelt, sie nicht zu sehen und zittert dennoch vor Angst bei dem Gedanken, sie unter den Gefangenen zu finden. Er geht, läuft umher und ruft überall ihren Namen, so daß man ihn für verrückt hielt.

Während dieser Zeit pflogen mehrere Kommissionen die erste Untersuchung. Vielen wurde die Freiheit wiedergegeben, fast allen Frauen. Die Verdächtigen oder diejenigen, welcher man sich entledigen, oder an die man ein Exempel statuiren wollte, wurden in finstere Kerker eingesperrt, wo sie ihres Endurtheils harren sollten. Als Adalbert vor den Richtern erschien, sagte der Präsident nur beim bloßen Aussprechen seines Namens:

„Der wird in ein besonderes Arrestlokal eingesperrt.“

Er wurde jetzt in ein enges, feuchtes Loch eingesperrt und er sah nichts als das Gesicht des Kerkermeisters, welcher ihm jeden Morgen und Abend Brot und Wasser brachte, oder auch zuweilen die durchaus nicht angenehmen Gesichter einiger Kommissionen, die ihn befragen und verhören mußten. Dann, nach vielen Tagen des Schweigens und des anscheinenden Vergessens ließ man ihn vor seine Richter erscheinen. Um der Form zu genügen stellte man mit ihm noch ein langes Verhör an; verschiedene Zeugen wurden gehört, und er wurde schließlich einstimmig zu ewiger Zwangsarbeit in Sibirien verurtheilt. Er war auf diesen Schlag schon lange vorbereitet und empfing ihn mit Ruhe und Muth; er empfindet sogar ein Gefuhl bitterer Genugthuung, indem er daran denkt, daß er für Johanna so geschlagen wird.

„Sie wird sich meiner erinnern," dachte er.

Je mehr das Schicksal grausam gegen ihn war, je mehr schien seine Kraft, es zu ertragen, sich zu vergrößern. Er glaubte, für Alle zu zahlen, und bildete sich nicht ein, daß den Seinigen oder Anderen ein Unglück zugestoßen sei, und fing sogar an, etwas Hoffnung zu schöpfen, indem er die letzte Stufe des Unglücks erwartete. Wie würde er aber sein Los angenommen haben, wenn er die Wahrheit gewußt hätte? . . . Wenn er gewußt hatte, daß Hunderte von Opfer, wie er, mit ihrem Blute und ihrer Freiheit zahlen mußten, wenn er hätte glauben können, daß die Elite der Nation, Dichter, Aerzte, heilige Priester, angesehene Kaufleute ihren Familien entrissen waren und jeden Tag massenhaft in die Wüste expedirt wurden, wenn man ihm gesagt hätte, daß sein Vater, seine Mutter, seine Schwester, der Abbé Kraowski, alle begnadigt gewesenen Sibirier schon den Rückweg in's Exil angetreten hätten!

Mehrere Tage waren seit seiner Verurtheilung verflossen und er richtete sich schon zur Abreise, die ihm mehrere Umstände als sehr nahe bezeichneten, ein, als eines Abends der Gouverneur der Festung zu ihm kam und ihm mittheilte, daß ihn eine Frau mit einem Dekret des Kaisers in der Hand, zu

sprechen wünschte. Er dachte an seine Mutter, doch die Unglückliche! sie hatte noch heiligere Sorgen zu erfüllen und konnte nichts für ihn thun!

Es war Johanna!

Sie stürzten sich in die Arme und hielten sich, ohne zu sprechen, einige Minuten fest umschlungen, dann, wie Ein Schrei:

„Johanna!"

„Adalbert!"

Es dauerte noch einige Zeit, bevor sie sich aus ihrer Umarmung losreißen konnten, dann lehnte sie sich etwas von ihm ab, um ihn zu betrachten. Ihr Gesicht strahlte vor geheimnißvoller Freude, trotz seiner Thränen. Er sah es.

„Johanna! Johanna! was hast Du?"

Sie drehte sich um, der Gouverneur hatte sich entfernt, aber der Kerkermeister mit seiner Laterne in der Hand betrachtete sie mit seinem dummen und gemeinen Gesichte. Sie zittert unwillkürlich vor ihm, näherte sich Adalbert und verbarg ihr Gesicht in ihre Hände, als ob die Scham sie verhindert hätte, vor diesem Menschen zu sprechen. Adalbert zog sie in den Hintergrund des Zimmers und versicherte sie dann, daß der Mensch nichts hören würde, aber Johanna war von einem solchen Zittern ergriffen, daß sie nicht antworten konnte. Er fuhr fort:

„Ich danke Dir, Johanna, daß Du zu mir gekommen bist, um mir ein letztes Lebewohl zu sagen!... Ich hoffte es nicht.... Dieses Glück wird mich jetzt Alles ertragen lassen!...."

Oh! wenn ich daran denke, Adalbert, daß Du für mich hier bist!...."

„Meine Johanna, ich bin glücklich darüber!“

„Ich war feige! Ich hätte an Deiner Seite mit Dir sterben sollen .... Ich gestehe es, ich hatte Furcht! .... Ich bin geflohen, ohne daran zu denken, daß ich Dich verließ! Diese Furcht aber ist mir gut zu Statten gekommen, sie hat mir eine Sache erlaubt, die mir untersagt gewesen sein würde, wenn ich zur Gefangenen gemacht worden wäre! ....“

„Dieses für mich so süße Lebewohl!“

„Nein; aber wie kann ich Dir es nur sagen? ... Da, nimm dies Papier und lies es.“

Und sie gab ihm einen großen Pergamentbogen, an welchem ein rothes Siegel hing.

„Meine Begnadigung!“ rief Adalbert fast unwillkürlich.

Thränen schimmerten in den Augen Johanna's.

„Leider nein; ich habe sie nicht für Dich erlangen können.“

Adalbert zögerte, den geheimnißvollen Bogen zu lesen.

„Lies, lies doch,“ wiederholte sie, und ihre Augen brannten von einem eigenthümlichen Feuer.

Er faltete das Papier auseinander, und ohne recht zu verstehen, las er zweimal folgende Worte:

„Aus besonderer Gnade und Milde wird hiermit der Verurtheilte Adalbert Torlocki autorisirt, Fräulein Johanna Cowinski, bevor er mit ihr, um seine Strafe anzutreten, nach Sibirien abreisen wird, zu heiraten.

Gegeben zu Petersburg am 30. November 1861.

Alexander.“

Sie suchte einen Freudenstrahl in seinen Augen zu lesen; dieser aber erschien nicht.

„Verstehst Du denn nicht? . . . .“ sagte sie, erröthend vor Scham und Hoffnung.

Adalbert war in der schrecklichsten Lage der Welt und antwortete nicht. Bald aber drückte er sie von Neuem an seine Brust und sagte:

„Nein, niemals!“

„Niemals? . . . . Und warum? . . . . Was habe ich gethan, daß ich verdiene, so zurückgewiesen zu werden?“

„Du wolltest mich nicht in unseren glücklichen Tagen . . . . jetzt ist es zu spät! Ich werde Dich nicht mit in jenes verfluchte Land führen! . . .“

„Welches Land könnte für uns schlecht sein, wenn wir vereinigt sind und uns lieben können? . . . Habe Muth, Adalbert!“

„Du weißt nicht, in was Du Dich einlassen willst; die Gattin des Verurtheilten ist selbst dann eine Verurtheilte!“

„Was schadet das, wenn ich nur bei Dir bin? . . .“

„Man kann nicht mehr zurückweichen, wenn man es bedauert!“

„Bedauert man jemals die Erfüllung seiner Pflicht? . . .“

„Unsere Kinder würden geboren und müßten als Sklaven sterben!“

Johanna zitterte am ganzen Körper.

„Es schadet nichts, ich werde ihnen sagen, was ich für ihren Vater gethan habe, und sie werden mich nicht anklagen! . . .“

„Johanna, Du bist ein Engel des Himmels, aber es gibt Opfer, die nicht annehmbar sind!"

„Wenn dieselben aber von ganzer Seele angeboten werden? . . . Adalbert, mein Leben gehörte Dir von dem Tage an, wo Du für mich verloren warst!"

„Es ist unmöglich!"

„Ich habe alle Folgen meines Entschlusses überlegt, ich nehme sie aber alle an!"

„Warum hast Du mich zurückgestoßen, als wir so glücklich hätten sein können? Warum mußtest Du Deinen Platz Deiner unwürdigen Schwester überlassen! . . . Welcher Durst nach Opfern! . . . Selbst heute, was treibt Dich zu einer solchen Ergebung? . . ."

„Ich liebe Dich, Adalbert! . . ."

Lange noch unterhielten sie sich so fort, Johanna versuchte es, ihn zu überreden, Adalbert suchte ihren Entschluß auszureden.

„Du mußt hier bleiben, Du erwirbst Dir dadurch mehr Ruhm, entreiße das Vaterland seinen Henkern!"

„Wir haben kein Vaterland mehr; dieses Werk ist unmöglich zu vollbringen, ich bin entmuthigt! . . . In Sibirien, im Kaukasus, in Orenburg muß man jetzt Polen suchen. Alle unsere Freunde sind zerstreut, im Gefängniß oder auf dem Wege in's Exil. Mein Vater ist auf der Flucht nach Frankreich, der Deinige, mein armer Freund, ist mit Deiner Mutter und Deiner Schwester auf dem Wege nach Nijni-Kolimsk!"

„Was! . . . auch sie?"

„Auch sie, wie alle Anderen. Es gibt kein Vaterland, keine Familie, keinen Zufluchtsort mehr . . . nichts! . . . . Ich

hoffte auf Dich, aber Du stößt mich zurück . . . Siehe, jetzt stehe ich allein da in der Welt! . . .“

Adalbert weinte schweigend; sie schöpfte daraus neue Hoffnung und flehte ihn noch inständiger an.

„Nein,“ erwiderte er mit festem Tone, „ich würde mein ganzes Leben darüber Gewissensbisse empfinden; ich werde nie darin einwilligen! . . . . Gemeine Verbrecher sollten Zeugen meiner Liebe sein? . . . Welche Entweihung! . . . . Nein, ich ziehe es vor, allein zu sterben!“

„Deine Mutter hat dieses Leben zehn Jahre lang geführt; sie hat es nie bedauert!“

„Meine Mutter war schon vorher verheiratet.“

„O, was kann ich thun? . . . Was kann ich thun, um ihn zu bewegen? . . . Wie soll ich ihn endlich überreden?“

Der Kampf wurde herzzerreißend; Johanna flehte ihn mit Hitze an, und da sie immer zurückgewiesen wurde, zeigte sie die größte Verzweiflung. Ihre Augen waren geröthet von Thränen, schluchzend bewegte sich heftig ihre Brust, und mit ihren zarten Händen fing sie an, sich die Haare herauszureißen. Adalbert wandte sich fort von ihr, um es nicht zu sehen.

„Wie kann ich ihn bewegen?“ wiederholte sie von Augenblick zu Augenblick; „Adalbert, aus Mitleid!“

Sie hing sich an seine Knie und zog sie mit aller Kraft an ihren Busen.

„Adalbert, stoße mich nicht zurück, ich sterbe zu Deinen Füßen! . . . Was fürchtest Du? Ich habe meinen Entschluß wohl überlegt, ich weiß, was ich thue! . . . Betrachte mich, ich bin ruhig . . . ich weine wohl, das ist wahr, aber mein Ent-

schluß ist gefaßt, mit kaltem Blute gefaßt worden! . . . Uebrigens aber will ich nur Dir angehören! . . . es ist meine Pflicht, mein Wunsch! . . . Ich will Dir angehören, weil ich Dich liebe! . . . Adalbert, ich liebe Dich! . . . O, ich werde Dir folgen! . . . ich werde Dir auch folgen, selbst wenn Du es nicht willst; ich werde Deine Frau, Deine Dienerin sein, Alles, was Du willst, aber ich habe es geschworen, ich verlasse Dich nicht! . . . Du willst mich zurückweisen, mich fortjagen, ich aber bleibe hier, ich werde mich zu Deinen Füßen umbringen! . . . Ich werde Dich so lange bitten, bis Du mich endlich erhören . . . bis Du mich in Dein Herz aufnehmen wirst! . . . Adalbert! . . . Adalbert! . . . .“

Adalbert fühlte, daß ihn seine Kräfte verließen, und er verbarg sein Gesicht in seine Hände. Johanna aber klammerte sich an ihn und wiederholte:

„Adalbert, ich liebe Dich, habe Mitleid!“

„Schweige! . . . Schweige! . . .“ sagte er von Zeit zu Zeit und rang die Hände, „schweige . . . geh fort von hier!“

„Ich weiche nicht eher von hier, bis Du nicht eingewilligt haben wirst! . . . Sage mir, daß Du meine Liebe annimmst; sage es . . . . ich verlasse Dich nicht! . . .“

Er war im Begriff, nachzugeben, aber härtete sich gegen die Absichten, gegen die Wünsche seines ganzen Lebens ab, faßte einen äußersten Entschluß und machte dem Kerkermeister, der dageblieben war und dieser herzzerreißenden Scene gefühllos zugesehen hatte, ein Zeichen. Dieser Mensch verstand ihn und befahl die Trennung. Johanna stieß einen Schrei aus:

„Nein, nein . . . . . ich verlasse ihn nicht!“

Und sie stürzte sich in seine Arme.

„Morgen,“ sagte Adalbert, „komm morgen, ich werde Dir dann antworten.“

„Wie soll ich bis dahin leben? . . . Du täuschest mich, Du wirst ohne mich abreisen! . . .“

„Nein, komm morgen . . . . Ich will mir's noch überlegen! . . .“

Abgemattet durch den Streit, fühlte sie, daß ihre Kräfte sie verließen, und sie ließ sich endlich ohne Widerstand fortführen.

Adalbert aber fiel ohnmächtig auf sein Lager und blieb lange Stunden so liegen. Es war schon tief in der Nacht, als er zu sich kam. Ein Strahl des Mondes warf ein schwaches Licht um ihn herum, er sah Johanna wieder betend zu seiner Seite und glaubte von Neuem ihre Stimme zu hören. Das Bild war so natürlich, daß er die Hand ausstreckte, um sich zu überzeugen, ob sie in der That da wäre. Aber Alles verschwand. Er dachte jetzt an Alles, was geschehen war, und ein unendlicher Kummer verzehrte seine Seele. Hatte er darum diese Frau so innig geliebt, hatte er darum die ganze Hoffnung seines Lebens auf sie gesetzt, um sie an dem Tag so grausam und hart zurückzustoßen, wo er sie für ewig hätte besitzen können? Aber die Pflicht, die ihn geleitet hatte, schien ihm nicht so schrecklich, nicht unbeugsam; er dachte an nichts mehr, als an sein verlorenes Glück. Von woher hatte er die Kraft zu diesem finsteren Muthe geschöpft? . . . Wie war es ihm möglich gewesen, vor dieser herzzerreißenden Verzweiflung nicht zu weichen? . . . Er konnte es selbst nicht verstehen.

Am Morgen erhielt er den Besuch des Gouverneurs, der sich nach seinen letzten Entschlüssen erkundigen wollte. Johanna war zurückgekehrt; sie wartete auf ihn.

„Die Heirat muß noch heute stattfinden,“ fügte der Gouverneur hinzu, „heute oder niemals: Sie reisen morgen ab.“

Das Gesicht Adalberts erheiterte sich.

„Ich bin also noch Herr!“ murmelte er.

Aber dies war nur ein Blitz; bald darauf aber verfinsterte sich wieder seine Stirne. Er machte einige Schritte in seinem Zimmer, ohne zu antworten, die Beute der Ungewißheit. Der Gouverneur wiederholte seine Frage in bestimmteren Ausdrücken.

„Nein,“ antwortete er diesmal lebhaft, „ich werde sie nicht wiedersehen .... ich werde allein abreisen! ....“

Am folgenden Morgen, vor Anbruch des Tages, warteten mehrere Karren im Hofe des Gefängnißes. Ein Sendung vornehmer Verurtheilter wurde nach dem Ural abgeschickt. Die Nacht war, wie alle Nächte des Dezembers in diesem Lande, sehr klar und der Himmel glänzte von Sternen. Das lustige Geräusch der Peitschen und der Glöckchen der Pferde vermischte sich mit dem dumpfen Rasseln der Ketten. Man führte die Verurtheilten herbei. Während einiger Minuten warteten sie und Diejenigen, welche sich kannten, konnten sich einen Gruß zurufen und sich flüchtig die Hand drücken. Dann setzte man sie zu zwei und zwei in die Karren und das Zeichen zur Abfahrt wurde gegeben. Ein großes Geräusch von Radern, Peitschen und Glöckchen ließ unter den finsteren Thoren, durch die man fuhr, sich vernehmen, und man war bald aus der Citadelle hinaus. Die Luft war kalt und schneidend und brachte mehrere dieser Unglücklichen, die ihrem eigenen Schicksal schon ganz fremd geworden waren, zu sich. Auch Adalbert gehörte zu diesen; er hatte Niemand erkannt, mit Niemand gesprochen. In diesem Augenblick, durch den Schmerz zum Leben zurückgerufen, betrachtete er seinen Reisegefährten und da der Mond noch hell schien, erkannte er Wladislaw Michowski. Die Verschiedenheit ihrer Meinungen, die sie bisher getrennt hatte, hatte natürlich keine Spur zurückgelassen, sie umarmten sich

leidenschaftlich; dann aber versanken sie von Neuem in ihre finsteren Betrachtungen. Man war am Fuße der Festung, nahe bei den Mauern der Stadt, als eine Stimme ertönte, die noch starker war als das Geräusch der Wagen, und die Adalbert aus seinen Gedanken herausriß. Er sah Anfangs nichts; da ließ sich die Stimme zum zweiten Male vernehmen:

„Adalbert! . . . Adalbert! . . . ich bin es!“

Er erblickte einen Schatten, der hinter ihnen her zu fliegen schien, so groß war die Geschwindigkeit ihres Laufes; aber er hatte die Stimme erkannt und sein Herz sagte ihm, wer dieser Schatten sei.

„Adieu, Johanna! . . .“ rief er aus allen Kräften, „Adieu! . . . Adieu! . . .“

Dann war Alles zu Ende; selbst der Schatten verschwand in der Nacht. Nur das Echo vereinigte noch seinen Ruf mit dem dumpfen Tone des Zuges, der schnell vorwärts fuhr, die Worte: „Adieu! Adieu!“

XXIV.

Nach einer vierzehntägigen kummervollen Fahrt langte Adalbert in den Minen des Urals, dem Orte seiner Bestimmung an. Eine unausfüllbare Leere war in seiner Seele. Er mußte schwere Arbeiten verrichten, war eine Beute der Entmuthigung und der Angst, und hatte als Gefährten nur heruntergekommene, verächtliche Wesen und sah ein, daß er bald physisch und moralisch zu Grunde gehen würde. Er fiel in eine lange und grausame Krankheit, an der ein Anderer zwan=

zigmal gestorben wäre, aber der Tod wollte nichts von ihm. Er dankte Gott dafür und dachte dabei an Diejenige, die er liebte, an Diejenige, die ihm in's Elend folgen und freudig das so harte Leben, welches das Schicksal ihm auferlegt hatte, annehmen wollte. Mit seinen zarten Händen führte er die Hacke, wie es einst sein Vater gethan, er lebte resignirt, träumte von seiner Mutter, seinem Vaterland, von Johanna, Johanna, die, wenn er es gewollt hätte, auch hier gewesen wäre bei ihm, ohne sich jemals wieder von ihm zu trennen. Er suchte Kraft zu finden in dem Gedanken, seine Pflicht wohl erfüllt zu haben.

„Ich habe wohl daran gethan," sagte er sich, „ich leide; aber würde ich nicht hundertmal mehr leiden, wenn ich sehen würde, daß sie ihr unkluges Opfer bereuen würde? ... Vielleicht wird sie mich vergessen ... es schadet nichts, sie wenigstens wird glücklich werden!"

Indessen wechselten seine Gefühle schnell wieder, und ungeachtet aller seiner kalten Logik, kam der Tag, wo er bedauerte, sie zurückgestoßen zu haben. Er dachte an das, was seine Mutter gethan hatte und sagte sich seufzend:

„Wenn sie dennoch hier wäre, würde ich ihr nicht so viel Liebe weihen können, daß sie nicht doch zufrieden wäre, mir gefolgt zu sein?"

Er jagte diesen Gedanken wie eine Sünde von sich, aber er kam jeden Tag häufiger zurück, bald wurde er ganz davon eingenommen und er fühlte sich sehr unglücklich. Namentlich bei der Nacht belagerten ihn die unmöglichsten Träume von Liebe. Er lag ausgestreckt auf seinem Lager von Moos, im Grunde des Bergwerkes, fortwährend weinend und selten fand er einige Stunden ruhigen Schlafes. Oft auch, wenn er sich die unsinnigsten Luftschlößer gebaut hatte, erröthete er bei dem Gedanken, daß seine Gemalin mit ihm dieses elende Lager theilen sollte.

Eines Tages träumte er, daß Johanna zu ihm kommen würde, und dieser Gedanke verließ ihn nicht mehr. Es war bei ihm nicht mehr ein Wunsch, eine Hoffnung, sondern die vollste Gewißheit; er wartete auf sie wie auf eine bestimmte Sache, die auf keinen Fall ausbleiben konnte.

„Heute wird sie kommen," sagte er sich jeden Morgen.

Durch diese Hoffnung wurde er jedesmal trotz seiner inneren Aufregung, gestärkt. Rief man ihn plötzlich im Grunde seiner finsteren Gallerie, so sagte er sich:

„Man wird mir ihre Ankunft anzeigen."

Sah er irgend einen Wagen auf dem Wege nach Rußland kommen:

„Da kommt sie, da kommt sie!"

Erblickte er von Weitem eine schwarz gekleidete Frau, wie er Johanna immer in den letzten Tagen gesehen hatte:

„Sie ist es, die mich sucht!"

Und jedesmal fühlte er im ganzen Körper ein Gefühl unaussprechlichen Glückes, fast verließ ihn jedesmal die Kraft des Lebens.

Indessen sah er, daß sich seine Hoffnung nicht erfüllte, der Zweifel kehrte zurück, und zuletzt war er überzeugt, daß er sich getäuscht hätte.

Endlich nach sechs Monaten verschwanden auch die fieberhaften Traume und er fühlte sich ruhiger. Er glaubte nicht mehr an die Erfüllung seiner Wünsche und versuchte, dieselben zu vergessen.

Eines Tages, als er außerhalb der Mine sich befand, um die Ration seiner Brigade zu holen, richtete er seine Au-

gen fern hin auf die Ebene, da sah er auf dem Wege, ungefähr noch eine halbe Werst entfernt, einen Wyski (russischer Wagen) heranjagen und das Geräusch drang zu ihm wie das ferne Rollen des Donners. Ungeachtet der Entfernung erkannte er, daß eine Frau allein darin saß, eine Frau, deren Kleidung ihm schwarz schien, mit einem englischen Hut, dessen Schleier im Winde wie ein Fähnchen herumwehte.

Noch mehr aber schien ihm die Frau außerordentlich groß zu sein, aber sein Auge, gerade durch das Licht geblendet, hatte sich auch täuschen können. Er betrachtete, erstaunte, und betrachtete so lange, bis Alles hinter den Gebäuden verschwunden war. Er dachte bald nicht mehr daran und war in seine Mine längst zurückgekehrt, als man ihn benachrichtigte, er möge beim Gouverneur erscheinen.

„Gute Nachricht, Herr Torlocki," sagte der Letztere, „Ihre Strafe ist in einfache Verbannung umgewandelt, und Irkoutsk ist Ihnen als Aufenthaltsort bestimmt worden. Sie müssen sehr mächtige Freunde haben.

„Ich weiß nicht," sagte Adalbert, der kaum verstand und übrigens nur sehr wenig von der Gunst, die ihn um sechshundert Meilen mehr von Polen trennte, erfreut schien. Der Gouverneur erstaunte, ihn bei der Mittheilung einer solchen Neuigkeit so kalt zu sehen. Es folgte ein kurzes Stillschweigen. Dann aber richtete sich Adalbert lebhaft auf und sein Gesicht strahlte von einem plötzlichen Feuer.

„Johanna ist hier! Herr Gouverneur, täuschen Sie mich nicht, ich habe sie gesehen! . . ."

„Es ist in der That eine junge Dame hier, die Sie sogleich sehen werden, Fräulein Cowinski.

„Wo ist sie? . . . Wo ist sie? . . . sagen Sie es mir aus Gnade! . . . Führen Sie mich zu ihr . . . Ich will es . . . ich flehe Sie darum an, Herr Gouverneur."

Da aber öffnete sich eine Thüre, Johanna erschien, und Beide stürzten sich in die Arme. Einen Augenblick hielten sie sich so fest umschlossen, versunken in ihr Glück, dann lehnte sich Johanna ein wenig zurück, um ihn zu betrachten. Sie legte ihre beiden Hände auf d e Schultern des jungen Mannes, um ihn recht gut sehen zu können. Ihre Augen strahlten von einem himmlischen Feuer; er, trunken vor Glückseligkeit, gebeugt unter dem Gewicht der Freude, wankte, zitterte an allen seinen Gliedern und wagte es kaum, seine Blicke zu ihr zu erheben, als ob er gefürchtet hätte, aus einen Traum zu erwachen oder als ob die Erscheinung dann verschwinden würde. Johanna fand zuerst wieder die Kraft zum Sprechen:

„Adalbert,“ sagte sie, „Adalbert, wirst Du mich auch dieses Mal zurückstoßen? ...“

„Johanna! ... Johanna! ...“

„Wirst Du mich noch zurückstoßen? Sage, antworte mir!“

„Johanna, kannst Du es glauben? ... Nein, ich bin besiegt!“

Eine neue Umarmung besiegelte dieses Versprechen; dann begann eine ruhigere Unterhaltung, ohne daß dieselbe jedoch weniger voller Trunkenheit gewesen wäre. Nachdem sie von sich selbst, von ihrer Zukunft und von ihren Projekten gesprochen hatten, gab ihm Johanna eine kurze Erzählung dessen, was sich seit ihrer Trennung von ihm zugetragen hatte. Sie sagte, daß sie zuerst von der Verzweiflung ergriffen war; dann hätte sie aber sofort den Entschluß gefaßt, ihm zu folgen und sie wäre nur zurückgehalten durch die Schritte, die sie zu seiner Rettung in Petersburg gemacht hatte.

„Du hast wohl daran gethan, mich zurückzustoßen,“ fügte sie hinzu, denn dadurch war es mir erlaubt, für Dich zu handeln. Ich hatte viel Unannehmlichkeiten, viel Mühe; aber ich hatte geschworen, Dir wenigstens eine bessere Lage zu verschaffen und nichts würde mich entmuthigt haben. Ich besuchte eine Menge einflußreicher Persönlichkeiten, man stieß mich zurück, ich ging zu anderen und ermüdete nicht. Ueberall suchte ich

Beschützer, da erhielt ich eines Tages den Besuch von Deinem Freunde Ivan Borizoff. Ich wußte nichts von seiner Anwesenheit in Petersburg, und sein Vater, der gerade zum Minister ernannt war, hatte mich mit Härte empfangen. Er entschuldigte sich bei mir und bat mich, meine Interessen getrost in seine Hände zu legen.

„Vielleicht wird es mir gelingen," sagte er. „Es wird mir zwar große Anstrengungen kosten, aber Adalbert verdient es, ich will, daß er glücklich wird."

„Ich drückte ihm in einer Aufwallung von Dankbarkeit die Hand; diese Hand zitterte; er war sehr bewegt, fast wurde er ohnmächtig. Der brave junge Mann! . . . Adalbert, welch kostbarer Freund! . . . Ich war indeß sehr überrascht, ihn nicht wiederzusehen und ich schrieb ihm mehrere sehr dringende Briefe. Er antwortete mir, daß er mich keineswegs vergessen hätte, daß er sogar gute Hoffnung hätte und bat mich, mit Geduld zu warten. Eines Tages brachte mir ein Beamter des Ministers Deine Begnadigung . . . Welcher Tag! . . . Aber als ich mich bei Borizoff bedanken wollte, antwortete man mir, daß er plötzlich nach Frankreich abgereist sei."

„Was," sagte Adalbert, „also Ivan verdanke ich dies Alles? . . . O! das großmüthige Herz, der treue Freund! . . . Du weißt nicht, Johanna, wie wahr Du in einer Beziehung gesprochen hast!"

Und er erzählte ihr das Geheimniß von Ivan; Johanna war einen Augenblick stumm und niedergeschlagen.

„Ich bin glücklich, daß ich ihn nicht wiedergesehen habe," rief sie, „aber wie schade ist es, daß ich ihm nicht meine Bewunderung jetzt ausdrücken kann!"

In diesem Augenblicke kam der Gouverneur zurück, der sie bis jetzt sich selbst überlassen hatte. Dieser Greis, der zum erstenmale in seinem Leben Zeuge einer solchen Scene war, konnte nur schlecht seine Rührung verbergen. Er lenkte seine großen feuchten Augen mit Erstaunen auf dieses Mädchen, deren Energie bis jetzt für unmöglich gehaltene Hindernisse

überstiegen hatte. Er war jetzt seiner Strenge gegen Adalbert überhoben, da er ja nicht mehr sein Strafling war, und der ausgezeichnete Mann bot den jungen Leuten die Gastfreundschaft seines Hauses und die Gesellschaft seiner Familie für so lange an, bis sie ihre Reise nach Irkoutsk antreten würden. Man verschaffte sich in aller Eile einige Kleidungsstücke für Adalbert, damit er seine grobe Jacke, mit der er vo seiner glänzenden Braut erschienen war, und die ihn trotzdem doch nur mit Stolz und Freude betrachtet hatte, ablegen konnte.

Nach einigen Tagen des Wartens und unausweichlicher Formalitäten fuhren Johanna und Adalbert nach dem Orte ihrer Verbannung ab. Aber wenn dieses Wort, welches gewöhnlich mit so vielen Zeichen der Traurigkeit ausgesprochen wird, jemals unrichtig angewendet wurde, so geschah es hier. Irkoutsk! . . . . Dieser Name tönte vor ihren Ohren wie eine göttliche Musik und schien ihnen überall mit goldenen Buchstaben am Azur des Himmels geschrieben zu sein.

Manchmal indessen verfinsterte sich die Stirne Adalbert's, er dachte an die Deportirten von Nijni-Kolimsk, die er nicht mehr wiedersehen würde.

„Arme Mutter," murmelte er, „warum kannst Du nicht Zeuge unseres Glückes sein?"

Aber dies war nur eine vorüberziehende Wolke, denn seine Seele war zu freudig aufgeregt, um traurig werden zu können. Sie saßen neben einander in dem Wyski von Johanna und fuhren, den Himmel im Herzen und über sich, fort von hinnen. Die Jahreszeit war schön, ausnahmsweise mild und trotz der ewigen Einförmigkeit in diesem Lande schien ihnen doch Alles entzückend schön. Wenn nicht die Gensd'armen gewesen wären, die ihnen in einem anderen Wagen folgten, so hätten sie sich für ein paar Liebende halten können, die sich in der Freiheit das Nest ihrer Liebe suchten.

Nachdem sie in Irkoutsk angekommen waren, trafen sie vor allen Dingen Vorbereitungen zu ihrer Heirat, die durch

die erwartete Ankunft eines Missionärs bald in Erfüllung gehen sollte. Sie hatten aber auch an einige Sachen von materiellem Interesse zu denken. Johanna hatte etwas über dreißigtausend Rubel, Trümmer aus dem Vermögen ihrer Mutter, die sie in Eile bei ihrer Abreise mit sich genommen hatte. Dies war hinreichend, um gut leben zu können. Sie fanden ein kleines Häuschen, nicht zu vergleichen zwar mit der Pracht in Warschau, aber hier herrschte, Dank einer ausnahmsweisen, sehr günstigen Stellung Adalbert's, mehr Heiterkeit, wie dort. Ein Garten mit schönem Bosquet stieß an das Häuschen und die Astern blühten herrlich in demselben und ließen so einen der seltenen Frühlingsaugenblicke dieses Klimas sehen. Sie bezogen die Wohnung und warteten des Augenblickes, wo sie der Segen des Priesters vereinigen würde.

Während dieser Zeit erlebten sie etwas, was ihnen zu gleicher Zeit einen lebhaften Schmerz und einen großen Trost und Freude brachte. Hedwig und Barbara warfen sich ihnen eines Tages, ganz in Thränen aufgelöst, in ihre Arme. Der Graf Andreas hatte sein Leben auf dem Wege zum ersten Verbannungsort vor Schmerzen und Entbehrungen ausgehaucht, und seine Witwe, befreit von ihrer traurigen Pflicht, wollte nach Polen zurückkehren, als sie, durch Irkoutsk kommend, hörte, welch ausnahmsweises Glück ihr Sohn gefunden hatte.

„O, Johanna,“ sagte sie, indem sie dieselbe an ihr Herz drückte, „Du hast mein Kind gerettet und ich hatte Dich nie geliebt, verzeihe mir. Du bist ein Engel, eine Heilige, sei meine innig geliebte Tochter!“

„Mutter,“ sagte Barbara, „bleiben wir hier, bei ihnen, kehren wir nicht mehr in dieses Polen zurück, wo man so traurig ist.“

„Wollt Ihr es? . . .“ sagte Hedwig zu ihren Kindern.

„Ob wir es wollen! . . . Welche Freude, Sie zu pflegen,“ rief Johanna, „wie werden wir glücklich werden! . . . O! warum kann uns der Graf Andreas nicht sehen?“

„Er sieht uns,“ sagte Hedwig, „er ist im Himmel!“

Man erfuhr aus Warschau, daß Kathinka soeben den Prinzen Stanislaus Torlocki geheirathet habe, der seit einem Jahre Wittwer war. Sie hat sich fest vorgenommen, sagte man, sich an Adalbert dadurch zu rächen, daß sie ihrem alten Ehegemahl einen direkten Erben geben würde.

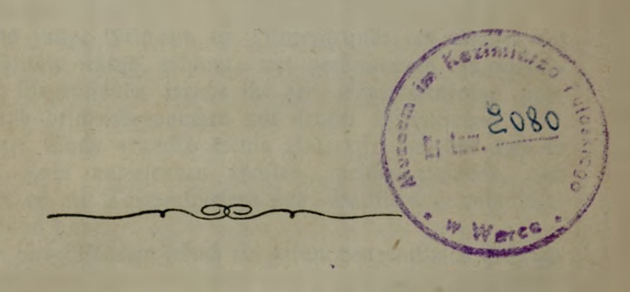
Ende.

Der Zauberer in Wien.

Historischer Roman

von

Theodor Scheibe.



Wien,

Druck und Verlag von L. Jolsdorf.
1865.

Erstes Kapitel.

In den Speisesaal „zur Stadt London“ am Altenfleischmarkt kam ungefähr um 9 Uhr Abends — es war im August des Jahres 1831 — ein fremder Mann, welcher einen Radmantel um seine Schultern geworfen hatte; er brachte dahin ein in helle Farben gekleidetes, sehr junges Mädchen, das an der Bleichsucht zu leiden schien, und begann daselbst unaufgefordert eigenthümliche Kunstproduktionen.

Das junge Geschöpf, im Hintergrunde des Saales auf einem Stuhle sitzend, erkannte mit verbundenen Augen verschiedene Gegenstände, welche ihr der Experimentator vorzeigte, und beschrieb manchen mit großer Genauigkeit.

Diese Sache erweckte wenig Interesse bei den nur in geringer Zahl anwesenden Gästen, welche glaubten, daß man hier es mit Taschenspielern und Gauklern gewöhnlicher Art zu thun habe.

Als das Mädchen jedoch ein zusammengefaltetes Schriftstück, das man ihm gleichfalls von ferne zeigte, als einen Heiratskontrakt erkannte, und hinzusetzte, daß es darin die Worte Adele und Eduard mit schöner lateinischer Schrift unter einer Menge unlesbarer Kratzfüße erblickte, da wendeten sich Aller Augen auf dasselbe und man fand diesen Fall für erstaunlich.

Ein junger Elegant stand nicht allein für die Richtigkeit ihrer gemachten Aussage ein, sondern an seiner Seite

befand sich ein ältlicher Herr, welcher das erwähnte Schrift-stück entfaltete, mehreren Gästen die Einsicht in das Dokoment gestattete und dadurch bewies, daß sich die Seherin nicht geirrt habe.

Nach Art der Volkssänger ging dann dieselbe absammeln und erhielt von dem ältlichen Herrn als Geschenk eine Zehnguldennote.

Er fragte sie über ihre Verhältnisse aus und erfuhr, daß sie Therese Klingosch heiße und daß ihr Vater, ein gewesener Militär, eine Tabaktrafik in Laibach habe.

Weiter ausgeforscht, erzählte sie, daß sie viel schlafe, daß sie vorher lange Zeit krank gewesen, sich aber jetzt ganz wohl fühle, was sie nur dem italienischen Professor zu verdanken habe, der sie an Kindesstatt angenommen. Dabei sah sie mit einem zärtlichen Blicke den Experimentator an, der an ihrer Seite stand und ein Champagnerglas leerte, das der elegant aussehende junge Mann ihm mit Freundlichkeit gereicht hatte.

Das hübschfrisirte Mädchen, eine Brunette, setzte ihre Wanderung mit dem Sammlungsteller weiter fort und der italienische Professor blieb, vom Gespräche festgehalten, bei dem Tische stehen, wo man ihn mit Wein bewirthete.

Der ältliche Herr, mit seiner schweren goldenen Erbsenkette spielend, ließ sich die Wesenheit des gesehenen Experimentes erklären und sagte dann lachend: Jetzt weiß ich erst recht nichts! Die Geschichte mit dem Medium und Fluidum ist mir ein spanisches Dorf. Uebrigens kann nicht viel dahinter stecken, denn die kleine Künstlerin hat sich einige Male geirrt.

Daran ist nicht meine Kunst, sondern Therese selbst Schuld, entgegnete der Professor, welchen man im Accent als einen Italiener erkannte. Sie ist ein Wesen gemeiner Art, eine wenig empfängliche Natur, mit welcher ich mich vergebens durch ein halbes Jahr schon abmühe.

Und wie sollte denn die Person beschaffen sein, um

mit ihr interessante Kunststücke machen zu können? fragte der ältliche Herr.

Ich wünsche mir eine Blondine von siebzehn bis neunzehn Jahren, entgegnete der Gefragte, mit einem träumerischen, seelenvollen Auge, sanft, schmachtend und doch leicht reizbar, rein und keusch, eine Freundin der zarten Musik, ein hochgebildetes Geschöpf, voll Melancholie und Liebenswürdigkeit.

Mein Herr, Sie schildern meine Braut Adele, sagte der junge Mann mit dem Ausdrucke von stolzer Freude. Zug für Zug haben Sie ihr Bild entworfen.

Meiner Seele, das ist wahr! rief der ältliche Herr und schlug den Italiener auf die Schulter. Mein Mädchen wäre für Sie eine wahre Perle! Sie singt wie die Sonntag, deklamirt wie die Müller und spielt Fortepiano wie ein kleiner Gott!

Dann schnalzte derselbe mit den Fingern und sagte: Das ist ein köstlicher Gedanke! Herr Professor, kommen Sie morgen zu uns, und magnetisiren Sie meine Adele, aber auf eine Art, daß sie uns dann Kunstücke macht. Das gäbe einen Hauptspaß, wobei Sie fünfzig Gulden verdienen könnten.

Darf ich um Ihre Adresse bitten? fragte der Italiener.

Sie haben also Kourage? Bravo! Hier haben Sie meine Karte — ich erwarte Sie um diese Zeit. Kommen Sie aber ja nicht später, weil dann schon getanzt wird.

Ich komme gewiß, entgegnete der Italiener, die Karte zu sich steckend und empfahl sich mit Artigkeit.

* * *

An dem darauffolgenden Abende rollten viele Kutschen in die Neubauer Hauptstraße, welche vor dem alten zwei-

stöckigen Hause des Herrn Himmelberger, ehemaligen Armee-lieferanten anhielten.

Sein mit Luxus und Eleganz ausgestatteter Salon nahm zahlreiche Gäste auf, wobei sehr viele mit Gold und Juwelen überladene Damen erschienen, welche in prachtvollen Kleidern daherrauschten und durch lauernde Blicke es erfahren wollten, ob man sie in ihrem Glanze bewundere.

Die Ehepakten sind bereits unterschrieben. Eduard Baron von Welling lehnt an der Seite seiner reizenden Braut, einer blauäugigen etwas blassen Blondine, welche in ihren kleinen aber reichen Locken eine weiße Kamelie trägt. Sie hat einen zarten, anmuthigen Bau, der durch Gewänder von weißem Spitzengewebe, das sie bei gewählter Toilette umfließt, ihr ein wahrhaft ätherisches Aussehen verleiht.

Man sieht, daß sie hervorragend alle jene Eigenschaften besitzt, welche den geäußerten Wünschen des Italieners vollkommen entsprachen.

Himmelberger wandelt mit einem Stabsoffizier, dem Oheim des Bräutigams, in dem Saal auf und ab.

Da tritt ein Diener vor ihn hin, die Ankunft des Professors Betini meldend, welcher um diese Stunde hieher bestellt worden sei.

Hat er nicht einen starken schwarzen Vollbart? fragte Himmelberger und rief auf die Bejahung des Dieners: Bravo, er ist schon da, der magnetische Wundersmann! — Adele, mache Dich gefaßt, jetzt wirst Du magnetisirt! — Herein mit ihm!

Um Gotteswillen nicht! rief Frau Himmelberger mit großer Aengstlichkeit. Lassen wir die Hexerei aus dem Spiele, sie könnte einen schlechten Ausgang nehmen.

Die Sache verspricht vielen Spaß. Mein Schatz Adele wird mir schon die Freude machen, den Italiener zu empfangen.

Du hast mir so viele Wünsche erfüllt, entgegnete die

Braut, daß ich ohne Weiters auf den Scherz eingehen muß. Der Professor soll kommen, gesetzt den Fall, daß Eduard damit einverstanden ist.

Ohne auf diese Zustimmung zu harren, eilte Himmelberger dem Angekommenen entgegen, und öffnete ihm selbst die Thüre.

Der Magnetiseur trat ein.

Er war heute salonmäßig gekleidet und bewegte sich mit der Tournure eines Weltmannes auf dem Parquette.

Seine Erscheinung erregte Aufsehen und Interesse.

Es war ein schlanker, mittelgroßer Mann, von prächtiger Haltung mit edlen italienischen Zügen, mit einem schwarzen glänzenden Vollbart und großen pechschwarzen Augen, welche einen ungewöhnlichen Glanz hatten. Mit einer auffallenden Bläſſe war sein Antlitz übergossen, wodurch seine Blicke, die an dem Kreise der Damen dahinglitten, einen stechenden Ausdruck erhielten.

Ohne der Hausfrau vorgestellt worden zu sein, ging er auf sie zu, grüßte sie achtungsvoll und lenkte dann zu Adele seine Schritte, welcher er mit Galanterie die Hand küßte.

Da haben wir schon den magnetischen Spurius, rief Himmelberger lachend.

Die Braut sah ihn lange forschend an und fragte dann mit sichtlichem Bangen, was werden Sie mit mir beginnen?

Wenn Sie es mir erlauben, mein Fräulein, will ich Sie magnetisiren. Es ist ein harmloses Experiment.

Sie werden mich also zu einer Hellseherin machen?

Ja, mein Fräulein, Sie sind dazu geeignet.

Nach längeren Debattiren fügte sich die Mutter dem Wunsche des Gatten und der Magnetiseur führte die Braut in eine Ecke des Salons, und bat sie, dort in ein Fauteuil sich zu setzen. Frau Himmelberger eilte auf den Magnetiseur zu, und sagte: Schwören Sie mir bei Gott und allen Heiligen, daß sie dem Mädchen kein Leid zufügen werden.

Ich schwöre es Ihnen, entgegnete der Professor — die Hand der Bürgersfrau drückend, so wahr ich ein guter Christ bin, ich hoffe das Beste von dieser Stunde. Nur eine Bedingung muß ich stellen, und diese muß gewissenhaft eingehalten werden. Niemand von der verehrten Gesellschaft darf ein Wort während des Experimentes sprechen und den Platz verlassen, welchen er gegenwärtig einnimmt.

Zugegeben — rief der Vater — nun lassen Sie sehen, was Sie können.

Der Professor zog seine Glacéhandschuhe aus, und man sah einen Brillantring an einem Finger seiner kleinen weichen Hände. Er richtete hierauf einige leise Worte an Adele, und diese begann scherzhaft zu lachen. Dann erhob er zugleich seine Hände und fuhr ihr mehrere Male über die Schläfe, über die Wange und senkte dieselben gegen den Leib hinab, ohne sie dabei an diesem zu berühren. Die Braut lehnte sich in dem Stuhle zurück und schlummermüde fielen ihr die Augenlider nieder. Betini wendete sich an die Gesellschaft und erinnerte sie mit einem Winke, an die gestellten Bedingungen nicht zu vergessen, dann neigte er sein Haupt zu der Schläferin und flüsterte ihr zu: Siehst Du mich, Adele?

O! ich sehe Sie ganz genau, entgegnete diese fast schalkhaft, ich sehe Ihr Herz und lese Ihre Gedanken.

Liebst Du, Adele? fragte er mit unendlich sanften, schmelzenden Tönen.

Darnach sollen Sie nicht fragen, antwortete die Magnetisirte, Sie wissen es ohnedem.

Willst Du mir folgen?

Ich muß!

Der Italiener schritt vom Mädchen sachte hinweg, ohne sein glänzendes Auge von demselben abzuwenden, winkte ihr mit der Hand und sie erhob sich wie mechanisch, folgte mit geschlossenen Augen und geisterhaften Schritten dem ertheilten Winke. Betini öffnete die Flügelthür und trat in das Vor-

zimmer, von dort auf den Korridor hinaus. Die Magnetisirte folgte ihm auch dahin nach.

Die Thüre des Vorzimmers schloß sich, und zwar, wie die Gäste sahen, von der Hand des Mädchens selbst. Diese sowohl als der Magnetiseur wurden dadurch den Blicken der in dem Salon befindlichen Personen entzogen. Eine lange Pause trat ein, man konnte es aus den Mienen der Anwesenden lesen, daß sie von einer unbeschreiblichen Angst gefoltert wurden.

Der Bräutigam, der mit Todesblässe im Antlitz unfern des Glockenzuges stand, zog nun denselben mit Heftigkeit, und es gab ein so stürmisches Geklingel, daß die Domestiken eilig in den Salon stürzten.

Niemand wagte sie anzureden in Erinnerung der festgestellten Bestimmungen.

Da vernahm man unten das Gerolle eines Wagens und geschwinde schallende Hufschläge. In dem Augenblicke schoß ein fürchterlicher Gedanke dem Bräutigam durch den Kopf, mit dem lauten Ausrufe: Eine Schurkerei ist hier im Spiele! lief er aus dem Salon. Ihm folgten viele Gäste und mit ihnen der Vater, dem unheimlich zu werden begann.

Barmherziger Gott, schütze mein Kind! rief die Mutter und warf sich, die Hände emporhaltend, auf ihre Knie nieder.

In der nächsten Minute kam der Bräutigam mit verstörter Miene, im Antlitze alle Martern zur Schau tragend, in den Salon zurück und sprach mit tonloser Stimme: Adele ist verschwunden — der Elende hat sie geraubt.

Ohnmächtig fiel Frau Himmelberger auf das Parquet hin. Ihr Gatte aber schrie: Helft meiner Alten, ich eile auf die Polizeidirektion, der Schandstreich soll nicht gelingen. — Er stürzte zur Thüre hinaus.

In dem Hause des Himmelberger gab es noch eine helle Beleuchtung, als das Licht des Morgens bereits dämmerte. Ununterbrochen kamen Wagen herangerollt und fuhren wieder fort; in fieberhafter Spannung verweilten

die Freunde und Verwandten der Braut und des Bräutigams in den Festlokalitäten und harrten auf die Nachricht, daß man Adele aufgefunden habe — aber sie harrten vergebens. Fast von allen Polizeicommissariaten zugleich wurden alle verfügbaren Kräfte in Anspruch genommen, um den Aufenthalt des Italieners zu entdecken. Die Meldzettel wurden in Eile revidirt, aber es fand sich sein Name nirgends aufgezeichnet. Man eilte in alle Gasthöfe und forschte eifrig nach den daselbst befindlichen Fremden — Visitationen wurden vorgenommen, besonders in verrufenen Einkehrgasthäusern, und Eduard Welling sowohl als Himmelberger flogen in Miethkutschen, nachdem ihre eigenen Pferde bereits abgehetzt waren, bald in die Stadt, bald wieder in entfernte Vorstädte, von Kommissären und Vertrauten begleitet, um sich an den „executiven Maßregeln“ selbst zu betheiligen.

Die Polizeiposten an allen Linienämtern erhielten den Auftrag, jede aus Wien fahrende Kutsche zu visitiren, und Himmelberger versprach demjenigen eine Belohnung von fünfhundert Gulden, welchem es gelingen sollte, des Italieners habhaft zu werden. Die Nacht ging dahin — das helle Licht des Tages beleuchtete alle Räume und erleichterte den Dienst den eifrig spähenden Sicherheitsorganen.

Vergebens — Vergebens!

Die Spur des Magnetiseurs blieb unentdeckt. — Nicht einmal Personen konnten aufgefunden werden, welche ihn kannten oder selbst welchen er nur namentlich bekannt war.

Es stellte sich mit ziemlicher Gewißheit heraus, daß er nirgends anders in Wien, als im Gastzimmer zur Stadt London experimentirt hatte — die Erde schien ihn sammt seiner Beute verschlungen zu haben.

Der Bräutigam, von der Schwelle seines Glückes in einen Abgrund jählings geschleudert, geberdete sich wie ein Rasender und seine Freunde befürchteten, daß er in Wahnsinn verfallen werde.

Aber hiermit ist noch nicht das Unglück in seiner vollen Größe bekannt gegeben.

Die arme Mutter, deren Warnungsstimme nicht gehört worden war, lag nun in einem trostlosen Zustande darnieder.

Die berühmtesten Aerzte wurden in Eile gerufen, um sie beim Leben zu erhalten. Die heftigsten Konvulsionen stellten sich bei ihr ein. Vergebens suchte man sie durch die falsche Nachricht zu täuschen, daß man gehört habe, Adele wäre in Baden wieder zum Vorscheine gekommen und befinde sich im besten Wohlbefinden.

Sie merkte diese List und sagte zu ihrem Gatten: Christian, Du willst mich betrügen, denn Du kannst mir nicht in's Auge sehen.

Noch an demselben Tage reiste ein Polizeikommissär nach Laibach ab, um sich zu erkundigen, ob sich die Angaben jenes Mädchens bestätigten, welches der Professor in den Speisesaal zur Stadt London gebracht hatte. Sie war mit Diesem und Adele gleichfalls aus Wien verschwunden.

Neue Schrecken gebar der nächstfolgende Tag. In dem Wienflusse unterhalb des Stärkmachersteges war das frisch präperirte Skelet eines menschlichen Armes aufgefunden worden und die Aerzte sprachen sich dahin aus, daß dasselbe von einem Mädchen herrühren müsse, denn die Knochen waren überaus zart. Alsogleich verbreitete sich das Gerücht, der Professor habe Adele ermordet und secirt, und es wäre eines ihrer Gliedermaßen, welches man in dem Schlamme aufgefunden.

Es fehlte jedoch nicht an Stimmen, welche sich dahin aussprachen, daß das Präparat von einem Studenten der Medizin aus dem Secirsaale der Universität entwendet sein mochte, dem jedoch die Lust fehlte, es zu behalten und sich dessen auf eine bequeme Art entäußerte.

Es wurde eine Untersuchung darüber angeordnet, welche jedoch nicht das geringste Resultat lieferte.

Wieder verging Tag auf Tag und keiner brachte Licht in diese räthselhafte Begebenheit.

Die Krankheit der Frau Himmelberger verschlimmerte sich, und man hegte ernstliche Besorgnisse für ihr Leben. Das Schicksal der Vermißten erregte allenthalben große Theilnahme, und bildete lange Zeit das Tagesgespräch. Sie hatte den Ruf eines guten weichherzigen Geschöpfes, das jedoch durch allzuvielen Unterricht überbildet worden sei. Alle schönen Künste, die französische, englische und italienische Sprache, waren ihr gelehrt worden. Sie war durch längere Zeit eine Schülerin der berühmtesten Schauspielerin Schröder, welche sich die Stunde in der Deklamation mit einem Dukaten bezahlen ließ. Im Fortepianospiele hatte Adele eine so große Fertigkeit erworben, daß sie in mehreren Privatkonzerten mitwirken konnte, wo sie sich durch ihr liebliches, seelenvolles Spiel großen Beifall erwarb.

Endlich kam der nach Laibach entsendete Kommissär zurück. Er brachte die Nachricht, daß er den Vater Theresens dort aufgefunden habe und daß dieser wirklich an den Italiener gegen eine Summe von vierzig Stück Dukaten seine väterlichen Rechte übertragen habe. Von Betini wußte er nichts anderes mitzutheilen, als daß dieser sich für einen Professor der Zahnheilkunde ausgegeben und gedruckte Annoncen habe vertheilen lassen, durch welche er seine Dienste dem Publikum anempfahl. Er hatte sich nur kurze Zeit in Laibach aufgehalten und war mit dem Vater des Mädchens in einem Kaffeehause bekannt worden, welchem er sagte, daß er in Bergamo ein Haus besitze und nach Petersburg reisen werde, wohin er als Leibarzt der Kaiserin berufen sei.

Betini habe ihn dann mehrere Male besucht und dort sein kränkliches Mädchen kennen gelernt und versprochen, sie zu heilen und sie wie ein vornehmes Fräulein erziehen zu lassen. Therese selbst habe ihn unaufhörlich gebeten, hiezu seine Einwilligung zu geben, und er habe dies gethan, da er durch einen Gläubiger hart bedrängt wurde.

Mein Gott! rief Himmelberger, als er dies vernahm, es bestätigt sich also, daß der Italiener ein Arzt ist, und nun ist es so viel wie gewiß, daß es die Gebeine meiner Tochter gewesen sind, welche man in dem Flusse aufgefunden hat. Der Bösewicht hat sie ermordet!

Sagen Sie das ja nicht Ihrer Frau, rieth man dem unglücklichen Vater, sonst ist sie des Todes. Denken Sie nicht das Schlimmste; die Sicherheitsbehörde hat alle Apparate in Bewegung gesetzt, um den Elenden aufzufinden. Nach allen Richtungen der Windrose wurden Steckbriefe ausgesendet, — Muth, Herr Himmelberger! Was auch immer geschehen mag — wir müssen Klarheit erhalten.

Mit diesem kargen Troste ging Himmelberger von dem Oberpolizeidirektor und kaiserlichen Hofrath hinweg.

Zweites Kapitel.

Durch die Straße Rivoli in Paris fuhr an einem Juliabende des Jahres 1835 ein Fiaker mit größter Eile dahin, und hielt vor dem Hotel des Grafen Emil von Pasquier.

Ein junger schmächtiger Mann, reisemäßig gekleidet, sprang aus dem Wagen und eilte nach dem Eingange des Hauses, wo ein prächtig livrirter Portier stand, der ihm entgegentrat und die Frage an ihn richtete, wohin er wolle?

Zu dem Kammermädchen Charlotte, antwortete dieser. Ich komme aus ihrer Heimat und habe mit ihr in dringenden Angelegenheiten zu sprechen.

Der Portier zog die Glocke, worauf ein Bedienter erschien, welcher den jungen Mann über eine breite hellerleuchtete Treppe in das zweite Stockwerk führte, wo er sich mit dem Ersuchen von ihm entfernte, daß er hier warten möge.

In dem Hotel des Grafen gab es zu jener Stunde ein sehr bewegtes Treiben.

Eine Anzahl von Dienern trug kostbare Möbelgarnituren in größter Eile nach einem Saale mit offenen Flügelthüren, in welchem jedoch nur wenige Lichter brannten.

Sichtlich traf man dort Vorbereitungen zu dem Empfang vieler Gäste.

Es währte nicht lange, so kam ein junges, sehr zierlich aussehendes Frauenzimmer, welche ihrer Kleidung nach der dienenden Klasse angehörte, sah in dem Vorsaale umher, und näherte sich dann dem Fremden, mit Auffälligkeit ihn anblickend.

Sind Sie vielleicht jener Mann, der mich zu sprechen wünscht? fragte sie franzosich.

Ja, meine theuere Landsmännin, antwortete dieser in deutscher Sprache. Ich glaube wenigstens, daß ich der Mamsell Lotti mich gegenüber befinde, welche aus meiner Vaterstadt Wien mit einer deutschen Herrschaft hieher gereist ist und jetzt bei der Nichte des Grafen von Pasquier im Dienste sich befindet.

Mein Herr, antwortete diese in deutscher Sprache, ich bin keine Wienerin, sondern wurde in München geboren und habe Ihre Vaterstadt nie gesehen. Man hat Sie daher irrig berichtet.

Eine Deutsche sind Sie doch, entgegnete der junge Mann, und dies laßt mich hoffen, daß Sie sich meiner annehmen werden! Ich kenne so gut wie Niemanden hier in Paris und die Angelegenheit, die mich hieher geführt, ist von höchster Wichtigkeit.

Mein Herr, wer hat Sie an mich gewiesen? fragte das Kammermädchen.

Aufrichtig gestanden, Niemand. Aber ich habe mich über die häuslichen Verhältnisse des Herrn Grafen Pasquier erkundigt und —

Erfahren, daß ich eine Deutsche bin. Mein lieber Landsmann, ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit, mir vor allen anderen Landmänninnen — es sind vielleicht zwanzig tausend deutsche Frauen in Paris — den Vorzug gegeben zu haben. Doch entschuldigen Sie, heute habe ich unmöglich Zeit, mich mit Ihren Angelegenheiten beschäftigen zu können. Auch morgen — und übermorgen nicht. Schreiben Sie mir —

Liebe Mamsell, unterbrach sie der Wiener, ein junger, hübscher Mann, mit röthlich blonden Haaren; heute muß mir geholfen werden, und ich bezahle gerne dafür eine Summe von sechshundert Franks. Ich bitte Sie, liebenswürdige Charlotte, nehmen Sie das Geld in Empfang.

Was verlangen Sie denn für sechshundert Franks? fragte das Mädchen gespannt.

Ich habe gehört, daß sich in der nächsten Stunde ein italienischer Zauberer hier produziren will. Ich muß bei seinen Produktionen anwesend sein.

Es ist kein Zauberer, sondern ein Magnetiseur, welcher hier experimentiren wird.

Sechshundert Franks, liebe Mamsell, wenn ich dessen Experimente mit ansehen kann!

Das wird sich schwer thun lassen, sprach Charlotte nachdenklich. — Es geht zuverlässig gar nicht! Lauter Hofpersonen finden sich hier zusammen, und darunter eine so hohe Person, — welche — Ich bedauere daß ich mir nicht die in Aussicht gestellten sechshundert Franks verdienen kann. Sie müssen sich in dieser Angelegenheit an den Herrn Grafen selbst wenden.

Es wird sich doch ein Plätzchen in dem Saale vorfinden, wo ich mich verbergen kann? Ich beschwöre Sie, machen Sie mir dies möglich: Stillen Sie dadurch den heißesten meiner

Wünsche. — Es handelt sich um meine Ruhe, um mein Lebensglück!

Wie wäre denn daß möglich? fragte das Mädchen, daß die Experimente, welche hier gezeigt werden sollen, für Sie so wichtig sein können?

Es hängt mein Leben an ihnen! — Siebenhundert Franks, theuerste Mamsell!

Ach, mein Gott, ich weiß den Werth des Geldes zu schätzen, sprach Charlotte, und ich könnte vielleicht — Nein, nein, mein Herr, wenn es aufkommen würde, dann wäre ich auch meines Dienstes entlassen.

Nichts wird aufkommen, Mamsell, bestürmte sie der junge Mann. Ich werde mich mäuschenstill verhalten. Ich bürge Ihnen für alle nachtheiligen Folgen. — Ich zahle Ihnen tausend Franks!

Kommen Sie mit mir, sagte das Mädchen nach einem kurzen Kampfe, und sie führte den Fremden durch eine Seitenthür in ein Zimmer, welches mit Möbelstücken fast ganz angeräumt war.

Sie entfernte sich hierauf und kam in den nächsten Augenblicke mit einem jungen schwarz gekleideten Manne zurück, welcher im deutschen, jedoch elsäßischen Dialekte den Fremden anredete.

Mein Herr, sprach dieser, weshalb wollen Sie sich in dem Saale verstecken? Das ist sehr verdächtig. Ich werde Sie arretiren lassen. Sie wissen es wohl, daß der König hierher kommt?

Das weiß ich nicht. Ich habe auch kein Interesse für das Auditorium des Magnetiseurs. Ich will ihn nur genau sehen — und auch die Person, mit welcher er hier experimentiren will.

Aus welchem Zwecke? — Mein Herr, Sie müssen mir reinen Wein einschenken. Nicht umsonst bietet man Jemanden tausend Franks. Sie sind auch kein grillenhafter Engländer, sondern ein besonnener Deutscher.

Mein Herr, ich habe keine Ursache, die Wahrheit zu verheimlichen. Vor vier Jahren hatte ich in Wien einen festlichen Tag, an welchem meine Verlobung gefeiert werden sollte. Ich hatte eine Braut, welche ich unendlich liebte. Da kam ein italienischer Professor, magnetisirte dieselbe und entführte sie, als sie in einen bewußtlosen schlafähnlicheu Zustand versank. Alles wurde aufgeboten, um den Elenden auszukundschaften, aber Jahre schwanden dahin, ohne daß ich von ihm und meiner Braut das Geringste hörte. Wegen dieses Elenden habe ich weite Reisen gemacht; denn wenn sich irgendwo ein Magnetiseur produzirte, so suchte ich sogleich denselben auf um mich zu überzeugen, ob es nicht jener Elende Namens Betini sei, welcher mich unglücklich gemacht hat. Ich komme soeben von Stockholm und Kopenhagen und hoffe auf der richtigen Spur des Elenden zu sein. Noch konnte ich ihn nicht mit Genauigkeit sehen, denn er sucht stets seinen Aufenthaltsort in ein geheimnißvolles Dunkel zu hüllen.

Also, so ist die Sache, sprach jener Mann, welchen das Kammermädchen gebracht hatte. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, sich ruhig in jenem Versteck zu verhalten, welchen man Ihnen anweisen wird — zahlen Sie im vorhinein die angebotenen tausend Franks, nnd Sie sollen ganz in der Nähe des Magnetiseurs sein.

Der Wiener zählte in Goldstücken die versprochene Summe auf, welche Charlotte mit sichtlicher Freude in Empfang nahm.

Nun können wir uns heiraten, Jean, sagte sie zu dem Manne, den sie gebracht hatte. Nun ist die Summe voll um das Gewölb zu zahlen, wo wir unser Geschäft anfangen werden.

Im nächsten Augenblick wurde der Wiener Eduard Baron von Welling von dem Kammerdiener Jean nach dem Verstecke im Produktionsaale geführt.

Die Art der Dekorirung begünstigte dies Unternehmen. An einer Seite des Saales hatte man eine kleine Schaubühne

mit einem erhöhten Podium errichtet. Statt der Coulissen traten Seitenwände hervor, welche wie der Hintergrund aus einem himmelblauen Seidenstoff bestanden.

In dem Raume zwischen dieser und der eigentlichen Wand ruhte Eduard versteckt. Da der Saal dort eine Seitenthür hatte, so gelangte er dahin, ohne daß ihn jene Domestiken sahen, welche mit dem Arrangement der Sitze vor dem Theater beschäftiget waren.

Der Kammerdiener zeigte sich gegen den jungen Baron so gefällig, daß er ihm einen Stuhl in seinen Versteck brachte und in den gespannten Stoff einige kleine Oeffnungen machte, damit dieser alle Vorgänge auf der Bühne genau sehen könne.

Endlich kamen die Gäste. Der Saal füllte sich in seiner Mitte mit den vornehmsten Personen der Pariser Gesellschaft. Es wurde laut und lebhaft geplaudert.

Welling in seinem Verstecke bekam eine Gesellschafterin und zwar in dem jugendlichen Kammermädchen Charlotte, das die Neugierde gleichfalls dahin getrieben hatte.

Mit leiser Stimme gab sie ihm Auskünfte über die anwesenden Personen und Eduard erfuhr, daß Marschall Soult, der Herzog Sebastiani, Guizot, Laffitte und noch andere französische Staatsmänner sich unter denselben befanden.

Neue Personen erschienen und es wurde nun stiller in dem Saale.

Der König und der königliche Prinz sind gekommen, flüsterte das Kammermädchen.

In demselben Augenblicke stieg die Treppe an dem Theater eine weißgekleidete Dame empor, welche ihr Antlitz mit einem Spitzenschleier verhüllt hatte.

Ihr folgte ein Mann mit schwarzem Fracke, über welchen er ein blaues Band trug.

Bei seinem Anblicke ballten sich die Fäuste des jungen Barons und Purpurröthe mit Todesblässe wechselte in seinem Gesichte.

Kaum zwei Schritte von ihm entfernt stand der bleiche, vollbärtige Italiener, welcher ihm seine Braut geraubt hatte.

Die Dame nahm auf einem Stuhle Platz, und jener, vorwärts tretend, begann einen Vortrag über die geheimen Kräfte des Magnetismus. Mit sanfter Stimme und langsamer Sprechweise entwickelte er eine Theorie von einer unsichtbaren Welt, welche die Wissenschaft mit Noblesse ignorire, weil sie von deren Dasein nicht die kleinste Ahnung habe.

Er sprach von der Erhabenheit des menschlichen Geistes, der in seiner Vollkommenheit die gesammte Materie zu durchdringen vermöge, der weit vollendetere Organe besitze als die fünf Sinneswerkzeuge, und dadurch in den Stand gesetzt sei, die Geheimnisse der Natur und der Menschheit zu erforschen.

Dann suchte er es zu beweisen, daß Liebe und Sympathie, welche aus den menschlichen Augen leuchten und unendliche Gewalt besitzen, nichts anderes als geweckter Magnetismus sei, der Alles ordne und verändere und allein Großes und Erhabenes geschaffen.

Als der Italiener davon zu sprechen begann, daß die Sehegabe der Profeten aller Zeiten und in jedem Kultus nichts als Ausflüsse der magnetischen Kraft seien, wurde er durch eine Stentorstimme unterbrochen, welche rief: Lassen Sie die Religionen aus dem Spiele und geben Sie uns nicht lauter Brühe, sondern auch Kapaun.

Ludwig Filipp, der König der Franzosen, hatte dies gesprochen, und seinen Worten folgte ein helles Gekicher der anwesenden Damen, welche den gelehrten Vortrag als Präludium zu den Experimenten höchst langweilig finden mochten.

Der Italiener verbeugte sich, zog dann die Handschuhe aus und kehrte zu seiner Dame zurück, welche gleichfalls langsam ihre rechte Hand entblößte.

Der Professor war ihr dabei behilflich.

Dann ergriff er ihre Rechte und legte seine andere Hand an ihre Stirne.

Mit fieberhafter Spannung harrte Welling auf den Augenblick der Entschleierung der Dame; denn ihrer Gestalt nach schien es ihm Adele vor sich zu erblicken.

Dies geschah jedoch nicht; im Gegentheile, er befestigte eine dichte Binde über den Schleier an jener Stelle, wo sich ihre Augen befanden.

Unruhig bewegte sie sich auf dem Stuhle; der Italiener redete leise mit ihr, worauf sie gleichfalls flüsternd sprach: Ach, wenn doch schon dieser Abend vorüber wäre!

Welling vernahm diese Worte und erbebte, er glaubte Adelens Stimme gehört zu haben.

Schon der erste Versuch mit den geheimnißvollen Kräften der Dame, welche der Italiener leiten mußte, war in der That erstaunlich.

Es wurden Bücher unter der Gesellschaft vertheilt, welche aus der Bibliothek des Grafen Pasquier kamen und jede Person konnte beliebig das erhaltene Buch aufschlagen.

Die Seherin, welche auf ihrem Stuhle ruhig sitzen blieb, begann hierauf das herzusagen, was die aufgeschlagenen Blätter jener Bücher enthielten, und that dies mit einer Geläufigkeit und Tonweise, als würde sie dieselben vor sich liegen haben.

Der Magnetiseur unterbrach sie mehrere Male, indem er sie auch aufforderte, nach rückwärts zu lesen oder eine Anzahl von Zeilen zu überspringen. Bei letzterem irrte sie jedoch mehrere Male, und als sie darauf aufmerksam gemacht wurde, so sagte sie verdrossen: Mir tanzen die Zeilen vor den Augen herum, ich dächte, es könnte schon genug sein.

Als die Reihe an Frau Centilles, die Nichte des Grafen von Pasquier, kam, so sagte die Magnetisirte: Ich bitte die Comtesse, ein anderes Buch vor sich zu nehmen, es sind Unanständigkeiten darin enthalten — Abscheulichkeiten.

Von diesem Augenblicke an beschäftigte sich die Seherin vorzugsweise mit Ludwig Filipp.

Der König verlangte von ihr, daß sie ihm sage, was es für eine Schrift sei, die er in seiner Brusttasche trage, worauf diese antwortete: Ein Bittgesuch der Herzogin von St. Leu.

Und wer ist jene Frau? fragte der König weiter.

Die Gattin des Exkönigs von Holland, des dritten Bruders des Napoleon Bonaparte.

Was verlangte sie in dem Gesuche? fragte der König weiter.

Die Herzogin empfiehlt ihren Sohn Ludwig der Gnade und dem Wohlwollen Ihrer Majestät, und spricht darin, daß er keine ehrgeizigen Gelüste trage, sondern als schlichter Schweizer Bürger sich glücklich fühle.

Louis Filipp erhob sich von seinem Sitze, und trat mit verschränkten Armen bis auf den Rand des Podiums hin, der Magnetisirten die Frage stellend: Was ist denn das für ein Mensch, dieser Schweizer Bürger und Neffe des Todten von St. Helena?

Die Verschleierte bewegte sich unruhig auf ihrem Sitze. Ein schwerer Seufzer kam aus ihrem Munde, und statt dem König zu antworten, sagte sie mit leiser Stimme: Ich beschwöre Dich Carlo bringe mich von hier weg. — Er ist da, ich kann seine Nähe nicht ertragen! —

Wer ist da? fragte der Italiener.

Die Magnetisirte antwortete nur mit einem leisen Stöhnen, das Angst und Bestürzung verrieth.

Der Magnesiteur ergriff hierauf die Hand der Dame und legte zugleich seine Hand auf ihren Scheitel, ihr Haupt nach rückwärts drückend.

Er wiederholte die gestellte Frage des Königs und sprach vor Unwillen knirschend: Attention, Attention!

Er strebt nach dem Throne von Frankreich, antwortete

sie hierauf mit weinerlicher Stimme. Lasse mich los, Du zerpressest mir das Gehirn!

Nur mit ungeheurer Anstrengung gelang es Eduard von Welling, sich zurück zu halten. Hätte er seinem innerlichen Drange gefolgt, würde er sich auf das Theater gestürzt und den Italiener erdrosselt haben.

Hierauf kam der König und mit ihm der jugendliche Herzog von Orleans auf die Bühne und der Vorhang wurde hinabgelassen. Sie hatten den Wunsch geäußert, die Hellseherin um ihre Zukunft zu befragen und der Magnetiseur ersuchte sie, ihre Hände derselben zu reichen. Dies geschah. —

Was denke ich mir? fragte Louis Filipp, dessen Gestalt und Kleidung an einen behäbigen Krämer erinnerte.

Daß ich sehr häßlich sein muß, antwortete die Dame, weil ich mein Gesicht nicht zeigen darf.

Richtig. Warum darfst Du dasselbe nicht zeigen?

Die Dame gab keine Antwort. Eine lange Pause trat ein. Der Magnetiseur hatte sich leicht zurückgezogen, ohne jedoch seinen Blick von der Hellseherin abzuwenden. Ein dumpfer rollender Donner wurde von Außen vernommen.

Der junge Prinz sagte lächelnd zu dem Italiener: Monsieur, haben Sie ein Gewitter gerufen, um die Zauberkomödie imposanter zu machen?

Das Wetter ist gut, versicherte der Italiener. Es potenzirt das Nervenleben meiner Frau. Ich hoffe, sie wird entsprechen. Die verschleierte Dame stöhnte ängstlich wie vorher und sagte langsam wie im Traumleben: Ich sehe viele Soldaten auf einem großen weiten Felde, seltsame Trofäen mit dem Halbmonde verziert und höre den Jubelruf: Sieg! Sieg! — — Ich sehe eine Säule hoch und schlank, zu der sich das Volk in Menge drängt, um Kränze dort niederzulegen. — — Ich sehe, wie Eiszapfen an den Dächern zerschmelzen und wie das Sonnenlicht Alles umfluthet. Es weht Frühlingsluft. Sire! Ihr Haupt zeigt

sich im geöffneten Fenster. — Die Augen blicken trübe — die Haare sind gebleicht. — Blousenmänner ziehen bewaffnet durch die Straße und drohen, Sire! mit den Fäusten. Die Augen des Königs wenden sich zu einer weinenden schwarzgekleideten Matrone und einer jungen trauernden Frau und sagen: Fort aus Paris, fort! Alles ist verloren! — Der Thron ist gestürzt!

Ein heftiger Donnerschlag erschütterte lange nachhallend den Grund des Hauses.

Der König riß die Hand aus jener der Hellseherin betroffen los und sah mit einem zürnenden Blicke den Magnetiseur an.

Die Verschleierte entzog hierauf ihre Hand dem jungen Prinzen und sagte mit dem Ausdrucke des Grauens: Lassen Sie mich los, Sie bluten. O Du armer, unglücklicher Prince Royal!

Sind das Profezeiungen? fragte Louis Filipp düster den Italiener.

Gewiß nicht, Sire! — entgegnete dieser mit auffallender Freundlichkeit. — Visionen sind es eines allzu stark angeregten Fiebers. Meine Frau ist heute nicht in voller Fassung — ein Feind befindet sich in ihrer Nähe, der sie verfolgt — sie sieht nur Blut und Schrecken.

Mein Gott, Eduard entferne Dich! schrie die Hellseherin ängstlich auf, und that dies in deutscher Sprache, während sie bisher nur französisch gesprochen.

Ein schändliches Komplott wurde angezettelt — rief in die höchste Aufregung gerathend der Magnetiseur. Ich vermuthe, daß man uns belauscht. — Pardon, Euer Majestät! aber wenn der Bösewicht ein Attentat auf das geheiligte Leben —

Der Italiener zog einen Dolch aus seiner Brusttasche hervor, und scheu umher blickend, wendete er sich plötzlich gegen jene Seite der Wand, mit dem blauen Seidenstoffe bespannt, wo der junge Baron mit Charlotte versteckt war.

Pasquier! rief der König mit Lebhaftigkeit.

Charlotte, vom Schrecken erfüllt, ergriff die Hand des jungen Barons und zog ihn mit sich fort nach der Seitenthüre, aus welcher sie mit ihm entschlüpfte.

Fort, fort! rief sie. Man weiß Alles. — Wir sind verrathen und verloren.

Eduard ließ den Augenblick nicht unbenützt.

Er floh über eine Seitentreppe, zu welcher ihn das zitternde Kammermädchen führte, den Hut tief in die Stirne gedrückt, nach der Thorhalle hinab, und es gelang ihm, ohne daß er den Portier sah, aus dem Hotel sich zu flüchten.

Ein heftiges Ungewitter hatte sich über Paris entladen. Die Straße schwamm in einem blendenden Schwefellichte, und rauschend und plätschernd fiel eine Regenfluth auf die Dächer und Pflastersteine.

Die vor dem Hotel aufgestellten Kutschen waren in Bewegung, denn die Rosselenker hatten Mühe, die Pferde in Ordnung zu halten.

Bei einem solchen Unwetter hatte Niemand in der Straße ein Auge für den deutschen Baron, welcher aus dem offenen Hausthore eilte.

Obwohl dieser seines guten Rechtes sich bewußt war, so fürchtete er doch eine Arretirung. Hatte doch der Italiener die Beschuldigung ausgestoßen, daß er ein Attentat auf den König versuchen wolle

Eduard trägt ein paar geladene Terzerole bei sich.

Würde man ihn festnehmen und untersuchen, müßte die Auffindung der Waffen den auf ihn geworfenen Verdacht vor den Richtern beinahe als erwiesen darstellen; und es könnte leicht geschehen, daß er dann trotz aller Betheuerungen zum Schaffot geschleppt würde.

Dennoch floh er nicht weiter, als bis zu dem nächsten Bogengang in der Straße, um dort gegen das Unwetter Schutz zu suchen.

Ich kann nicht fort, sprach er bei sich. Wenn der Italiener mit Adele das Haus verläßt, so muß ich ihm nachfolgen. — Er darf nicht entkommen, sonst verliere ich vielleicht für immer seine Spur. — Ich wollte darauf schwören, daß der Schurke sich vor mir fürchtet, und daß dies die einzige Ursache ist, warum er seinen Namen gewechselt und Adelens Antlitz selbst den höchsten Personen gegenüber nicht entschleiern läßt. — Ein vermaledeites Wunder diese Hellseherei! Adele hat mich in ihrer Nähe bemerkt und verrathen. — Die Arme schmachtet unter der Gewalt ihres Räubers, der sich ihrer geheimnißvollen Kräfte zu bemeistern wußte. Zu einer Sklavin hat er sie erniedrigt — bei Gott, ich muß ihr Joch brechen — den Schurken seiner gerechten Strafe überliefern, oder ich will nicht leben! — Muthig vorwärts, geschehe was da wolle!

Welling ging zu der Equipagenreihe, um bei den Kutschern Erkundigungen einzuziehen, wer von ihnen den Magnetiseur zum Passagier habe.

Aber schon zeigte sich Dienerschaft in dem Portale des Hotels, welche Namen und Nummern in die Nacht hinausrief.

Die versammelte Gesellschaft im Hotel Pasquier hatte den Produktionssaal bereits verlassen und befand sich auf dem Wege zu ihren Kutschen.

Eduard suchte eiligst zu dem Thore zu gelangen, und musterte die sich Entfernenden.

Der König und der Kronprinz stiegen in eine Kutsche, die sich durch nichts vor den anderen auszeichnete, und fuhren davon.

Wenige Augenblicke später, und alle Kutschen bis auf eine einzige, hatten sich auf der Straße verloren, und diese war ein gewöhnlicher Fiaker, welcher an seinem Wagen die Nummer 123 hatte.

Der Italiener mit der verschleierten Dame am Arme schritt nun langsam aus der Thorhalle.

Er trug einen grauen Karbonarimantel nnd hatte den

Kragen aufgeschlagen, wodurch der größte Theil des Gesichtes bedeckt wurde.

Ihm folgte ein kleiner Domestik in einer rothen goldbordirten Livrée.

Bei der Annäherung derselben zog sich Baron Welling hinter einem der hohen Säulensockeln an dem Portale zurück, um nicht von dem Magnetiseur erkannt zu werden.

Dieser öffnete mit Hast den Wagenschlag, schob seine Dame in das Coupé und setzte sich zu derselben.

Der rothlivrirte Bediente aber schwang sich auf den Bock zu dem Kutscher, dem er mit heller Stimme die Worte zurief: Barbara Gasse, Vorstadt Saint Antoine.

Der Fiaker rollte davon.

Eduard folgte dem Wagen und gelangte, die Straße hinabeilend zu jenem Punkte, wo jene Miethkutsche auf ihn zu warten hatte, in welcher er zu dem erwähnten Hotel gefahren.

Hurtig, mein Freund, rief er dem Kutscher zu, welcher im Mantel gehüllt bei seinen Pferden stand und sich mit stoischer Ruhe von der Regenfluth baden ließ. — Siehst Du dort den Wagen! — Ihm nach! Schnell! Schnell!

Durch ein Gewirre von Straßen verfolgte der Baron, an der Seite des Kutschers sitzend, den Italiener, aber der heftige Regen, welcher den Schein der Straßenlaternen trübte, die Unzahl der nach allen Richtungen kreuzenden Equipagen, welchen sie begegneten, begünstigte die Flucht des Magnetiseurs.

Bald hatten sie ihn aus den Augen verloren.

Der Miethkutscher hielt die Pferde an und fragte seinen Passagier: Was nun?

Nach St. Antoine! antwortete dieser, und eilig ging es weiter dahin.

Man erreichte die Vorstadt. Das Gewitter hatte sich verzogen und über den Häusern spannte sich die blaue Himmelskuppel, wo der Vollmond in stiller Majestät dahin

schwebte. Von seinem magischen Lichte übergossen, sah man verschiedenartige Häusermassen mit kleinen unregelmäßigen Fenstern von einer hohen Frontspitze überragt, bald mit einem hervorspringenden breiten Dache versehen, in welchem man kleine beleuchtete Fensterchen erblickte, welche es erkennen ließen, daß auch die Dachräume hier bewohnt seien und wahrscheinlich von Leuten, welche die Nacht über am Arbeitstische zuzubringen gewohnt waren.

Eduard befand sich in dem Paris der Armen. Die Straßen liefen dort nicht mehr breit und ebenmäßig dahin und die Gasbeleuchtung zeigte sich hier so schüchtern, als würde man es ungern sehen, in der Arbeitervorstadt helles Licht zu verbreiten.

Aus welcher Ursache mochte sich der Italiener in diesem düsteren und ärmlichen Winkel von Paris seine Wohnung gewählt haben?

Langsam fuhr Eduard durch die enge und gekrümmte Barbaragasse, kein Wagen war dort sichtbar, noch befand sich daselbst kein anständiges Haus, von welchem man hätte vermuthen können, daß hier für Miether einer besseren Gattung gesorgt wäre.

Eduard ließ den Wagen an dem Ausgange der Gasse warten und kehrte in dieselbe zurück, um in einer Schenke einzusprechen, die er beim Vorüberfahren gesehen hatte.

Gleich bei seinem Eintritte in dieselbe gewahrte er einen schmächtigen Burschen, in eine rothe Livrée gekleidet, und der junge Baron glaubte in ihm den Bedienten des Magnetiseurs zu erkennen.

Die Livrée desselben war barock, mit goldenen Borten geziert, und hatte einen altmodischen Schnitt. Der Bursche, welcher beim Schenktische lehnte und ein Gläschen Liqueur in der Hand hielt, war klein und hager und hatte kleine mädchenhafte Züge, er mochte dreißig bis fünfunddreißig Jahre zählen.

Außer einigen Blousenmännern, welche an einem Tische

saßen und Karten spielten, einem hübschen Schankmädchen und einem einäugigen verkrümmten alten Wirthe, der leise mit dem Bedienten sprach, war Niemand hier anwesend.

Eduard drückte sich in eine dunkle Ecke seitwärts der Thüre, ließ sich dort auf einer Bank nieder und begehrte im Pariser Volksjargon ein Glas Schnaps. Das Schankmädchen bediente ihn und Niemand schien sich weiter für ihn zu interessiren.

Im nächsten Augenblicke kam ein junger lustiger Patron, gleichfalls dem Arbeiterstande angehörig, zur Thüre herein, welcher auf den livrirten Bedienten zueilte und ihn mit den Worten begrüßte: Servus, Du Postillon des Teufels! lasse Dich an mein edles Herz drücken!

Servus, Jacques Gomard! antwortete der Bediente und bot ihm sein Glas an. — Der Feuergeist erquickt die Seele besonders dann, wenn man wie ein Pudel naß ist.

Wo bist Du denn gewesen? fragte Gomard.

Mit meinem Herrn bin ich ausgefahren; weiß Gott, wo er eine Visite zu machen hatte.

Dein Herr muß eine Katzennatur haben; bei Tage sieht man ihn niemals, nur bei Nacht krabbelt er herum an allen Ecken und Enden. Gestern habe ich ihn um diese Zeit in der Gesellschaft von Todtengräbern in einer Schenke unfern des Friedhofes Père-la-Chaise gesehen und da hat er nicht besser als ein Schuhflicker ausgesehen.

Narr, Du hast ihn verkannt.

Richtig, so wird es sein! lachte Jacques spöttisch. Mein lieber Jean, es ist ein großes Geheimniß, die Spatzen am Dache pfeifen es, daß Dein Herr Graf eigentlich nichts weiter als ein Leichentandler ist.

Von solchen Trödlern habe ich noch nichts gehört.

Du steckst mit Deinem Herrn unter einer Decke. Du bist nicht im Stande es mir abzustreiten, daß Dein Monsieur Leichen zusammenkauft, wie die Juden die alten Federn.

Dummes Geschwätze! sagte der livrirte Bursche mit

seiner hellen Stimme, welches nur davon herrührt, das Graf St. Jago ein berühmter Anatom ist, welcher wißbegierigen Studenten mitunter Lektionen gibt.

Und mitunter dabei die Todten tanzen läßt. — Ich möchte ein solcher Todter sein, dem Störenfried möchte ich kurios das Kraut einsalzen. — Nun schnell, ein Glas Schnaps, ich muß mich auf die Sohlen machen. Wenn ich mich hier verplaudere, erscheint morgen kein „Constitutionnel“.

An einem Radtreiber mag es gelegen sein, spöttelte der Wirth.

Natürlich! antwortete Jacques. Wenn das Rad der Maschine nicht läuft, dann schweigt der Zeitungsmund.

Der Sprecher goß mit einer schmerzhaften Grimasse sich ein Glas Branntwein in den Mund, warf ein Soustück auf den Schenktisch und eilte davon.

Bei dem wird wohl auch bald das Rad nicht mehr laufen, sprach der kleine Bediente mit seiner hellen Stimme und zwar leise zu dem einäugigen Wirthe. Sein Zeitungsmund wird —

Die weiteren Worte waren für Baron Welling unverständlich und ebenso auch die Antwort des Wirthes, welcher jedoch beifällig nickte.

Welling goß den Inhalt seines Glases unter den Tisch und ließ sich dasselbe abermals füllen. Er hegte den lebhaftesten Wunsch, die Bekanntschaft mit dem Bedienten Jean zu machen und hielt es für einen sehr glücklichen Zufall, den Genossen des Magnetiseurs hier aufgefunden zu haben.

Ohne sich lange zu besinnen, wie er dies einleiten solle, rief er aus seiner mattbeleuchteten Ecke; He, Ihr Musje, mit dem rothen Fracke, kommt doch ein wenig her und laßt Euch etwas erzählen!

Der Angeredete schien durch die Anwesenheit eines Fremden überrascht zu sein, er ging auf ihn zu und sagte dann zu dem Wirthe: Laßt doch Euere Gäste nicht im Finstern sitzen. Licht herbei!

Der Wirth zündete eine Kerze an und stellte sie vor seinen Gast hin.

He, mein Lieber, sprach Welling zu dem Bedienten welcher, wie er nun sah, ein von Blatternarben zerrissenes Gesicht hatte, seid Ihr nicht voriges Jahr in St. Michael gewesen?

Nein, entgegnete dieser, aber ich bin einmal in St. Etienne gewesen und wenn ich nicht irre, so war es vor fünfzehn Jahren.

Ihr scheint ein drolliger Kauz zu sein, sagte Eduard, so viel wie möglich sich brüsk betragend. Kommt, setzt Euch her, ich habe heute einen guten Verdienst gehabt und will nicht filzig sein. — He, Ihr Giftfabrikant — bringt uns zwei Gläser Punsch! — Der Rothe wird mit mir trinken!

Warum nicht, sprach dieser sich mit seiner Pfeife in der Hand dem deutschen Baron gegenüber setzend und ihn aufmerksam musternd. — Was habt Ihr für ein Geschäft? Ihr seht ganz respektabel aus!

Rathet einmal!

Vielleicht ein angehender Millionär?

Nein, Musje, ich bin ein Klavierspieler, als solcher heißt es sich nobel kleiden, wenn man in gute Häuser kommen will.

Ich habe heute bei einem Gewürzkrämer in St. Germain gespielt, und mir dort zwanzig Franks verdient. Das ist ein Glücksfall und da man sich allein seines Glückes nicht freuen kann, so muß man Andere dazurufen.

Hiermit war die Unterhaltung bestens eingeleitet, und es schien nicht, daß der kleine Bediente in Welling's Worten Mißtrauen setzte.

Nach mehrerem Geplauder, ohne eine bestimmte Richtung, fragte Welling, ob es denn wahr wäre, daß sein Herr, wie jener Jacques behauptet habe, die Leichen tanzen lasse?

Freilich, antwortete dieser, St. Jago ist ein großer Anatom. Wenn Ihr es sehen würdet, wie zwei Todte, die schon längere Zeit im Grabe gelegen sind, auf seinen Wink sich langsam erheben, und mit starren Gliedern und nackter Haut, die Gesichter gräßlich verzerrend, einen Tanz beginnen, als wenn sie närrisch geworden wären, da würdet Ihr kuriose Augen machen. Und das ist alles nur Wissenschaft, sage ich Euch, kein blaues Wunder.

Könnte man das nicht mit ansehen? Zwanzig Francs möchte ich daran wagen.

Darüber wollen wir noch ein Wörtchen reden; aber wo bleibt der Punsch!? — Ihr kommt gewiß nicht oft her, weil Euch der Wirth so wenig Aufmerksamkeit schenkt?

Der Zufall hat mich hierher geführt, ich wohne gar nicht in dieser Vorstadt.

Man muß den alten Schelm antreiben, sprach Jacques und entfernte sich durch eine Thüre im Hintergrund aus der Schenke.

Bald kehrte er zurück, nahm seinen früheren Sitz ein und begann unaufgefordert von der großen Geschicklichkeit seines Grafen zu sprechen.

Der alte Wirth kam endlich mit zwei großen gefüllten Gläsern, von welchen er eines dem jungen Baron und das andere dem Bedienten vorstellte.

Letzterer trank sogleich, schnalzte mit der Zunge und rief: Das ist etwas Köstliches! Die Gentlemen sollen leben, welche diesen Trank erfunden!

Welling, vom Regen durchnäßt und ein unangenehmes Frosteln empfindend, nahm einen tüchtigen Schluck des heißen Getränkes, fand dasselbe gut bereitet und trank von neuem.

Hierauf bestellte er noch zwei Gläser Punsch in der Hoffnung, Jacques auf diesem Wege ganz für sich zu gewinnen und ihn über Adele auszuforschen.

Plötzlich verspürte Welling ein heftiges Uebelbefinden.

Ein Schwindel befiel ihn, daß er wähnte, sich mit allen Dingen umher im Kreise zu bewegen.

Im nächsten Augenblicke stellte sich ein unerträglicher Schmerz in seinem Unterleibe ein, der in einer solchen Heftigkeit auftrat, daß er beinahe die Besinnung verlor.

Heiliger Gott, was ist mit mir geschehen? rief er, ängstlich emporfahrend. Laßt mich fort —

Bleibt nur ruhig, sprach der Bediente des Magnetiseurs, Welling gegen die Bank drängend. Ein Gläschen Magenbitter und die Ueblichkeit ist vorüber.

Wasser! rief der Baron ängstlich, es ist mir, als ob ich flüssiges Feuer im Magen hätte. — Gott im Himmel — Ihr habt mich vergiftet!

Schweigt Dummkopf! rief der Wirth und preßte ihm die Serviette an den Mund. Ihr habt die Cholera morbus!

Eduard wollte sich losreißen, aber er vermochte es nicht. Seine Arme waren gelähmt und in den übrigen Körpertheilen verbreitete sich das Gefühl der Beendigung des Lebensprozesses und der starrsten Erschlaffung.

Ein unheimliches Brausen war es allein, das sein Ohr vernahm. Aber sein Auge schien noch ungeschwächte Kraft zu besitzen.

Er sah den alten, einäugigen Wirth mit seinem faltigen, großen Gesichte worin alle Laster und Verbrechen ausgeprägt zu sein schienen. — Er sah seine großen knochigen Hände mit hervorstehenden, langen, klauenhaften Nägeln — er sah den rothlivrirten schwächlichen Burschen, welcher ängstlich lauernd nach dem Hintergrunde blickte und dann ihm seine grauen kleinen Augen zuwendete, aus welchen ein fürchterlicher Gedanke blitzte.

Er sah auch das Schänkmädchen, welches entsetzensvoll vor ihm stand und ihn mit einem mitleidigen Blicke anstarrte.

Hinter ihr stand ein Mann in blauer Blouse, welcher Spielkarten in der Hand hielt und nur den Zwischenfall

dazu zu benützen schien, einige Kartenblätter mit anderen verborgen gehaltenen zu vertauschen.

Diese Personengruppe flog vor Wellings Augen mit einer Schnelligkeit dahin, als würden sie von einem Dampfrosse getragen — aber die gewölbte Decke der niedrigen Spelunke, in dessen Höhe sich ein eiserner Ring befand, der breite eckige Pfeiler, der das Gewölbe trug — ja auch er selbst schien in einem tollen Fluge sich fortzubewegen.

Des Entsetzlichsten bewußt, suchte er um Hilfe zu schreien. — Sein Auge trübte sich und erlosch.

Die Gedanken entwichen, nur die Empfindung des Schmerzens blieb übrig, welcher sich wie ein scharfer Stachel in das Herz drängte.

Aber auch dieses Gefühl schwand dahin — er war in einem leblosen Zustand verfallen. — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Wieder kehrte das Bewußtsein zurück. —

Es schien ihm, als wenn er einen heftigen Stoß empfangen — oder wenn er auf einen Stein gefallen wäre.

Auge und Ohr wurden zugleich wach.

Er sah eine graue, mattbeleuchtete Wand und hörte folgendes Gespräch, von Personen herrührend, die sich in seiner Nähe befanden.

Aber zweihundert Franks ist ein Spottgeld!

Dafür habt Ihr die Uhr, was wollt ihr noch mehr!?

Aber die Verantwortlichkeit.

Was Verantwortlichkeit. Um den Klavierspieler schreit keine Katze, wer weiß, wo er wohnt? Seiner Aussprache nach war es ein Deutscher.

Aber zweihundert Franks — für so etwas! Ihr könnt es glauben, das Gift allein hat mich zwanzig Francs gekostet!

Possen!

Auf Ehre und Seligkeit!

Der Herr Graf zahlt nie einen Kadaver theurer als hundert Franks.

Wenn Ihr das Doppelte erhaltet, könnt Ihr wohl zufrieden sein.

Aber das Experiment muß doch besser ausfallen mit einer frischen Leiche, als mit einer halbverfaulten!?

Darum bekommt Ihr auch um hundert Franks mehr.

Aber um hundert Franks bringt man doch Niemanden um!?

Schweigt! Es kommt Jemand.

Die Beiden verstummten.

Sie mochten auf ein fernes Geräusch lauschen, das man vernahm.

Eduard warde bei den Füßen angefaßt.

Was treibst Du?

Die Stiefletten will ich ihm ausziehen und sie fortnehmen, ich bin ohnehin schäbig genug bezahlt. — Für einen Mord eine solche Bezahlung! Es geht mir nicht aus dem Kopfe!

Gebt nur Acht, daß Ihr Euch nicht gegen Jemanden verplaudert, dann fällt Euer Kopf unter der Guillotine. Mein Herr dürfte es nicht wissen, er möchte Euch gewiß selbst denunziren.

Baron Welling fühlte, wie die Stiefletten ihm von den Füßen gezogen wurden.

Der Kerl ist noch nicht ganz kalt, sagte der Räuber und Giftmischer. Man sollte dies benützen und ihn nackt ausziehen.

Das überlaßt mir und meinen Kameraden, die auch ihr Trinkgeld haben wollen. — Geht, geht! Es ist nicht gut, wenn man Euch hier sehen sollte.

Meinetwegen! Den Choleratodten habe ich abgeliefert und das Geschäft ist gemacht. — Nächstens wollen wir miteinander wegen Jacques Gomard sprechen.

Die beiden Sprecher entfernten sich. Man hörte die Thüre hinter denselben zufallen.

Niemand schien mehr anwesend zu sein.

Eduard raffte sich auf.

Er befand sich in einem geräumigen runden Saale, welche nur durch eine einzige Kerze, die in seiner Nähe in einem Wandleuchter brannte, beleuchtet wurde.

Eine hohe Kuppel mit runden Fenstern wölbte sich über ihm.

Das matte Licht des Mondes fiel von dort in das graue, düstere Gewölbe hinab, wo alle fernen Gegenstände nur ein undeutliches und gespenstiges Aussehen hatten.

Eduard saß auf einem steinernen Tische und neben ihm lag eine nackte Leiche ausgestreckt, welche den Mund sowohl, als die Augen offen hatte.

Es war eine weibliche Leiche. Ihre Brust war hoch und gewölbt, die Glieder gerundet und aufgeschwellt, Schrecken und Entsetzen waren in ihrem Antlitze erstarrt, und ihre glasigen Augen blickten ihn furchtbar an.

Welling sprang von dem Tische hinab, er erhielt sich jedoch nicht auf den Füßen, sondern stürzte zu Boden.

Entsetzensvoll raffte er sich von neuem auf, und hielt sich an der Lehne einer Bank fest, bei welcher er mit zitternden Gliedern stand.

Er lebte.

Der Versuch, ihn zu vergiften, war entweder mißlungen, oder er hat abermals mit dem Tode zu ringen. — Man hat ihn vergiftet, um ihn hierherzuschleppen — er befindet sich in der Gewalt jenes Mannes, welcher ihm die Braut entrissen.

Dieser Gedanke facht seine Lebensglut von neuem an und stählt seine Muskeln. — Weniger mochten es die schrecklichen Eindrücke sein, die er empfangen, als die Wirkung des Trankes, wodurch seine Kraft gelähmt wurde.

Er mußte sich stützen, um nicht zu sinken.

Aber das Herz begann heftiger zu pochen — Feuer sprühte bald in seinen Adern und sein Blick suchte mit Gierde nach einer Waffe.

Wenn man ihn hier lebend findet, wird man ihn ermorden.

Welling warf nun erst einen Blick auf sich selbst.

Man hatte ihn nicht allein der Fußbekleidung, sondern auch seines Rockes beraubt, Brieftasche und Terzerole waren fort.

Er versuchte einen Gang — und die Füße trugen ihn.

Er nahm das Licht aus dem Wandleuchter, wankte durch den Saal, nach einem Fluchtwege suchend und gelangte zu einem großartigen System von electro-magnetischen Batterien.

Dort sah er auch einen Tisch mit fein polirten Instrumenten, welche die Aerzte zur Zergliederung der Leichname gebrauchen und bemächtigte sich daselbst mit Hast eines großen spitzigen Messers.

Dieser Fund entzückte ihn, sein Arm ist bewaffnet; er kann sich vertheidigen und sein Leben theuer verkaufen.

In seiner ungeheueren Aufregung, welche seine Nervosität fast bis zum Wahnsinne steigert, wünscht er eine Begegnung mit dem Italiener Betini, der, wie er in der Schenke gehört, den Namen eines Grafen von St. Jago angenommen.

Wehe ihm, wenn er ihn findet!

An Besonnenheit und Ueberlegung ist nicht zu denken. — Er hält sich für überzeugt, daß er hier sterben müsse und verlangt von der Gunst des Geschickes nur den Augenblick gesättigter Rache.

Nun steht er an einer Thüre — sie öffnet sich bei dem Drucke seiner Hand und er gelangt in einen schmalen Gang welcher zu einer Wendeltreppe führt.

An das Geländer sich stützend steigt er empor.

Je länger er dahin wandelt, desto mehr Elastizität gewinnen seine Füße, desto heller werden seine Gedanken.

Fast hat er wieder seine frühere Kraft erlangt, ihn beeinflußt nicht mehr jener schädliche Trank, welchen er genossen.

Niemand hat ihm bisher begegnet.

Eduard steht vor einer Flügelthüre, öffnet dieselbe und setzt seinen Weg weiter fort.

Er befindet sich in einem Wohnzimmer mit weniger, jedoch moderner Einrichtung versehen, in welchem große Bilder in Goldrahmen auf grauen Tapetenwänden hängen.

Eine offene Thüre führt in ein zweites Gemach, aus welchem ein mattes Licht schimmert.

Geräuschlos tragen ihn seine Füße dahin.

Diese zweite Räumlichkeit ist kleiner als die andere. Eine Krystallampe hängt daselbst von der Decke herab und vermehrt mit ihrem sanften Schein die Beleuchtung, welche durch die brennende Wachskerze in der Hand Welling's daselbst verbreitet wird.

Es ist ein Frauengemach mit einer reichen Toilette. Der weiße Vorhang eines offenes Fensters wird durch den Luftzug zurückgebläht und flattert fast bis in die Mitte des Zimmers.

Jetzt fiel sein Blick nach der andern Seite hin und er erbebte mit aller Heftigkeit.

Adele war hier!

Sie lag mit geschlossenen Augen auf einem Divan und war in ein weißes Kleid gehüllt, welches dasselbe sein mochte, in welchem er sie auf der Saalbühne erblickt; denn ebenso wie dort schlang sich ein blaues Band um die Brust.

Langsam hob und senkte sich ihre Brust; — sie schlummerte.

Wie blaß und leidend sieht sie ans; ihr feines Gisichtchen war abgemagert und ihr Mund, vorher so lieblich rosig, unterschied sich kaum von der Farbe der Wangen.

In Schmerz und Wehmuth versunken, ruhte Welling's Auge auf seiner ehemaligen Braut.

Dann legte er seine Waffe auf das Toilettetischen in ihrer Nähe, steckte die Kerze in den daselbst befindlichen Armleuchter, ergriff hierauf ihre Hand und lispelte ihren Namen.

Ach, laßt mich, seufzte sie träumerisch. Mein Gott, warum diese Qual!

Adele, Adele! rief Welling laut undrüttelte ihren Arm

Die Genannte schlug die Augen auf, und starrte ohne ein Wort zu sprechen, jenen Mann an, welcher vor ihr stand.

Adele, erkennst Du mich nicht? fragte Welling.

Die juuge Dame fuhr nun auf ihrem Lager empor und die Hände an ihre Schläfe drückend, rief sie erschrocken und mit zitterder Stimme: Mein Gott, Du bist es — Eduard — Eduard! Wie kommst Du hieher?

Man hat mir durch einen Trank das Bewußtsein geraubt — entgegnete dieser, und in dieses Haus geschleppt. — Man glaubte mich ermordet zu haben und legte mich auf einen Tisch zu einer Leiche. Aber schon wie ich aus meiner Ohnmacht erwachte — und als die Mörder sich entfernten, da suchte ich zu entfliehen — und kam hieher — O, Adele, in was für Hände bist Du gefallen?

Man strebt Dir nach dem Leben! rief Jene mit Aengstlichkeit. Du mußt fort! Er darf Dich nicht finden!

Wer ist dieser Er? — Adele, Du konntest mich — Deine Eltern — Deine Heimat verlassen — und einem Schurken folgen?

Gott wird mich richten! klagte Jene, während ihr die bittersten Thränen über die blassen Wangen rannen. — Verdamme mich nicht — ich mußte ihm gehorchen.

Weshalb mußtest Du gehorchen?

O, fliehe, mein guter Eduard!

Und Du willst bleiben — willst mir nicht in die Heimat folgen?

Ach, wenn ich das vermöchte.

Wer konnte es wagen, Dich zurückzuhalten. — Folge mir, es ist der Ruf der Ehre und der Pflicht. — Gelingt es mit Gott uns dieses Haus zu verlassen, dann bist Du gerettet. — Das Gesetz wird Dich schützen.

Ich gehe mit Dir, rief Adele sich erhebend und Wellings Hand ergreifend. Ich verwünsche die Stunde, wo ich ihn gesehen! — Rette mich! — Ich will Dir als Magd dienen, so lange ich athme!

So komm' denn! rief Welling entschlossen, und von neuem ergriff er das Messer, das er von sich gelegt hatte. Wehe demjenigen, der uns in den Weg tritt!

Halt! rief Adele. Eine Blutthat könnte mich nicht retten. — Er darf mir nicht begegnen. Sie wendete den Schlüssel im Schlosse und eilte an das offene Fenster.

Da hinab! sprach sie zitternd, Gott wird uns helfen!

Welling blickte aus dem Fenster.

Unter ihm lag ein Garten im Glanze des Vollmondes. Langgestreckt breitete er sich zwischen niederen Gebäuden aus, welche Magazine sein mochten. Im Hintergrunde stieg ein hoher, unvollendeter Bau, mit Gerüsten umgeben, empor.

Die Höhe von dem Fenster bis zu dem Gartengrunde hinab mochte an zwei Klafter betragen.

Welling überlegte nicht lange. Er riß die reichen Vorhänge von den Karnissen herab, band sie mit der Schnur zusammen, welche ihm Adele reichte, befestigte ein Ende desselben an dem Querholze des Blindrahmens, schob einen Sessel herbei und sprach dann zu Adele: Nun vertraue Dich meinen Armen an, ich werde Dich hinabbegleiten.

In diesem Augenblicke wurde an die Thüre gepocht.

Adele mit einem Seitenblick nach der Thüre, flüsterte Welling in das Ohr: Er ist es nicht. Fort! Fort!

Eduard warf sein langes Messer in den Garten hinab, hob Adele empor, die sich an seinen Hals hing, und schwang sich mit seiner Bürde, den Vorhang ergreifend, aus dem Fenster.

Glücklich erreichten sie mit Hilfe dieser improvisirten Leiter festen Boden.

Welling ergriff nun seine Waffe wieder und Adele an der Hand führend, eilte er in der Mitte des Gartens dahin.

Hundegebell erscholl.

Mit gewaltigen Sätzen kam ein großer Hund herbei geranat und stürzte sich wüthend auf Welling. Im nächsten Moment jedoch sank die Bestie mit kläglichem Geheule von dem Messer des Barons tödtlich getroffen zurück.

Unverfolgt erreichten sie den Eingang des im Baue begriffenen Hauses und tappten dort in einem dunklen Raum zwischen den Gemäuern dahin.

Da vernahmen sie plötzlich in ihrer Nähe ein Gepolter, eine Schattengestalt erhob sich und lief auf einem hohltönenden Bretterboden trappelnd in größter Eile nach einer Seite dahin.

Es mag ein Wächter sein, sprach Welling; folgen wir ihm, vielleicht gelangen wir dadurch glücklich zum Ausgange. Behutsam — wir gehen auf einem schmalen Wege zwischen Abgründen.

Man gelangte aus dem Gemäuer, und sah im Mondenlichte einen Mann, welcher an die Bretterwand anstürmte, womit das Neugebäude umschlossen war.

Als man sich ihm näherte, schrie er aus Leibeskräften um Hilfe und wiederholte seine früheren Versuche, die Verschallung durchzubrechen.

Ruhig, ruhig! rief ihm Welling zu, Euch geschieht nichts zu Leide.

Aber der Mann hatte in diesem Augenblicke eine Bretterthüre aufgesprengt, welche er nicht in seiner Eile aufzusperren vermocht hatte und floh mit lautem Geschrei durch dieselbe weiter dahin.

Welling und Adele kamen, dem Manne folgend, in eine dunkle Gasse und beflügelten ihre Schritte, um sich von dem Schreckensorte so weit als möglich zu entfernen. Sie

wählten den entgegengesetzten Weg, den der Fliehende genommen hatte.

An den vielen Neubauten vorüberkommend, bogen sie in eine breite, beleuchtete Straße ein und hielten sich für gerettet.

Aber bald drohte ihnen eine neue Gefahr.

Der Mann, welcher vor ihnen geflohen war, lief ihnen mit Zetergeschrei nach und rief unaufhörlich: Patrouille! Patrouille!

Eduard blieb stehen und rief den Schreier zu sich.

Dieser wich jedoch wieder zurück und erst als Eduard und Adele ihren Weg fortsetzten, kam er wieder nachgelaufen, sein lautes Geschrei verdoppelnd.

Der Mann erreichte seinen Zweck. Eine Anzahl Bewaffneter kamen herbeigelaufen und im nächsten Momente schon waren die Fliehenden von denselben umringt.

Wir sind verloren! stammelte halb athemlos die Geängstigte.

Im Gegentheile, wir sind gerettet! rief Welling. Es sind Soldaten, die uns schützen werden.

Der Mann aus dem Baue klagte die Beiden an, ihn an jener Stelle überfallen und verfolgt zu haben.

Sie haben sich darin versteckt, schrie er, und wollten mich ermorden. Seht doch nur das Messer in seiner Hand!

Mit sichtlichem Staunen musterte der Führer der Wache mit seinen Blicken die Angeklagten. Die Nacht war so spiegelhell, daß man den kleinsten Gegenstand scharf unterscheiden konnte.

Hier stand eine Frau mit lose herabhängenden Haaren in einem weißen Kleide aus Spitzengrund, welche sich keuchend und erschöpft an einen Mann in Hemdärmeln stützte, dessen Füße nur mit Socken bekleidet waren.

In seiner Hand funkelte ein langes hellpolirtes Messer, an welchem man deutlich die Spuren von frischem Blute bemerkte.

Der unvollständige Anzug der Beiden ließ es erkennen, daß sie nicht um eine Promenade zu machen in die Straße gekommen waren.

Ihr scheint Euch zu irren, sprach der Sergeant zu dem Bauwächter. Ich wollte darauf schwören, dieses Pärchen hat nicht die Absicht gehabt, Euch zu ermorden.

Wahrscheinlich nicht, entgegnete Eduard. Ich danke Ihnen, mein Herr, für Ihr gütiges Wort. Sie haben zugleich vernünftig gesprochen. Wir sind honette Leute, welche sich durch die Flucht einer Todesgefahr zu entziehen suchten.

Sie kommen wahrscheinlich von Bicetre? fragte der Sergeant — aus dem Hospitale, meine ich!

Sie halten uns für geisteskrank? Das sind wir nicht.

Wo kommen Sie her?

Verrathe es nicht, flüsterte Adele Welling in das Ohr.

Warum nicht, antwortete dieser mit lauter Stimme. Zittre nicht länger, meine Gute, Du bist der Gewalt dieses Elenden entronnen, und die Stunde des Gerichtes ist für ihn gekommen.

Mein Herr, führen Sie mich auf die Polizeipräfektur, schaffen Sie einen Wagen herbei, damit wir schnell dahin gelangen. Dort will ich meine Angaben machen.

Gut, indeß seien Sie so gefällig, das Messer mir abzuliefern. Ich werde Sie auf das Kommissariat führen, wohin wir nur eine kurze Strecke haben.

Von den Soldaten umgeben, wandelte Eduard mit Adele Himmelberger dahin.

Ach, ich fürchte, sprach sie mit großer Aengstlichkeit, daß Du es nicht klug angestellt hast! Ich werde wieder — zu ihm zurückgeschafft werden.

Mit welchem Rechte?

Er wird Lügen behaupten, und die Polizei wird ihm Glauben schenken.

Das ist geradezu unmöglich. Der Schurke muß in's

Gefängniß wandern, wenn nicht mit seinem Helfershelfer auf die Guillotine. — Doch sprich, wie konntest Du mich denn sehen, als ich in einem Salon des Pasquier hinter einer Wand versteckt war?

Du warst dort versteckt!? Ich habe nichts gewußt.

Du hast ja meinen Namen genannt und mich zur Flucht aufgefordert!

Nein, mein Eduard, ich bin mir dessen nicht bewußt, — ich weiß es zwar, man versetzt mich oft in einen eigenthümlichen Zustand — und man experimentirt dann mit mir — aber was in solchen Augenblicken mit mir vorgeht, daß weiß nur der liebe Gott. Nichts — gar nichts davon haftet in meiner Erinnerung.

Um so freventlicher ist das Spiel, das der Elende mit Dir treibt! Man muß sich an die Polizei wenden, er darf nicht entrinnen.

In diesem Augenblicke hielt die Patrouille vor einem offenen Hausthore an, vor welchem ein Polizeisoldat als Wache stand.

Wir sind am Ziele, sprach der Sergeant und die Musketen der Soldaten fielen mit den Kolben auf das Pflaster hinab.

Drittes Kapitel.

Im nächsten Augenblicke befanden sich die Beiden in einer Kanzlei, wo man Adele einen Sitz anbot und Welling von ihr trennte, indem man ihn in ein anderes Zimmer zur Protokollsaufnahme führte.

Ein junger Beamter verlangte von dem Baron Aufschlüsse, und als er diese erhalten, ließ er einen Polizei-

offizianten bei sich eintreten, welchen er fragte: Kennt Ihr einen einäugigen Wirth in der Barbaragasse?

Zu dienen! lautete dessen Entgegnung. Er heißt Marton und führt die vierzehn Nothhelfer im Schilde.

Gut, sprach der Beamte. Schnell zu diesem Marton! Holt von ihm die Stiefletten, den Rock, den Hut, die Uhr und die Brieftasche dieses Herrn. Dabei vergeßt mir ja nicht, den Marton gleichfalls hieher zu bringen. Seid vorsichtig, er ist des Raubmordes angeklagt.

Der Polizeioffiziant entfernte sich, worauf Welling, ohne daß es zu einer Protokollsaufnahme kam, weiter über den Thatbestand befragt wurde.

Es vergingen keine zwanzig Minuten, so erschien ein anderer Offiziant mit den geraubten Kleidungsstücken des Barons und er brachte zugleich die Nachricht, daß der Wirth von den „Vierzehn Nothhelfern“ gleich hier sein werde. Von einer Uhr und einer Brieftasche wollte er nichts wissen.

Eduard vervollständigte sogleich seinen Anzug und nachdem dies geschehen war, wurde Adele vorgeführt.

Ist es wahr, fragte sie der Kommissär, daß man Sie gegen Ihren Willen aus dem Elternhause entführt hat?

Ach ja, mein Herr! entgegnete die Gefragte mit bebender Stimme. Man hat mich eingeschläfert und fortgeführt.

Wann ist dies geschehen?

Vor vier Sommern. — Ich beschwöre Sie, mein Herr, geben Sie mich meinen guten Eltern wieder zurück.

Wo waren Sie seit der Zeit Ihrer Entführung?

Immer bei ihm.

Wie nennt sich Ihr Entführer?

Betini, antwortete zögernd Adele.

Führt er jetzt nicht einen anderen Namen?

Graf von St. Jago, flüsterte die Himmelberger kaum hörbar.

Haben Sie seit vier Jahren keine Gelegenheit gefunden, ihm zu entfliehen?

Ach nein.

Sie sind doch wahrscheinlich mit anderen Personen zusammengekommen, warum haben Sie diesen Ihr Schicksal nicht enthüllt?

Adele antwortete nur mit hervorbrechenden Thränen.

Fühlen Sie sich unglücklich?

Ich möchte meine lieben Eltern sehen und dann sterben.

Eine laute Stimme schallte aus dem Vorzimmer. Gelächter folgte derselben.

Der Beamte klingelte und fragte den eintretenden Polizeidiener, was es draußen für einen Lärm gebe.

Der Wirth von den „Vierzehn Nothhelfern" ist hier, den man vergeblich zur Ruhe weist; er muß angestochen sein.

Wir werden den Kerl schon anstechen! entgegnete der fungirende Kommissär. Herein mit ihm!

Der einäugige Marton, in eine braune Jacke gekleidet und eine blaue Schürze vorgebunden, erschien mit grinsender Freundlichkeit vor dem Kommissär.

Der Rücken dieser langen, knochigen Figur war noch mehr gekrümmt, als vorher in der Schenke, wo ihn Eduard gesehen.

Der Polizeikommissär sah ihn mit einem finsteren, durchbohrenden Blicke an und auf Welling zeigend, fragte er: Kennt Ihr diesen Mann!?

Der Wirth pflanzte sich dreist vor diesen hin, und rief dann erstaunt: Oho, der ist da! — Und lebendig — potz Blitz, das ist ein wahres Wunder!

Coujon! rief der Kommissär höchst entrüstet, was habt Ihr diesem Herrn im Punsche zu trinken gegeben?

Ich? — Hat er Punsch bei mir getrunken? — Ja, ja, richtig. Ich nehme Rhum, Wasser und Citronensaft,

wenn ich einen Punsch bereite — statt Thee nehme ich Reis und Weichselblätter — das ist gesünder. — Aber er lebt!? Ich kann mich nicht genug wundern.

Schurke, Du wirst Dich noch mehr wundern, wenn man Dich an die Galeeren schmieden wird.

Der Alte schüttelte seinen grauen Kopf. Nicht so wunderbar, sagte er, — die Tugend wird oft verkannt — aber hahaha! Ein Todter — notabene einer, dem die Cholera morbus in die Seele gefahren, und mit dem ich dann so viele Umstände hatte, — das geht über alle Begriffe hinaus!

Ihr vergeßt, sprach Eduard, daß Ihr es in meiner Gegenwart eingestanden habt, mir ein Gift beigebracht zu haben? — Erinnert Euch an den Augenblick, als Ihr mir die Schuhe ausgezogen, wobei Ihr Jacques Euer Leid geklagt, daß Euch Euere Mordthat nur mit zweihundert Franks bezahlt werde.

Ich hätte das gesagt? — Herr, Ihr redet wohl irre. Marton ist ein ehrlicher Mann, der sich nichts Böses nachreden läßt. Sacre du monde, mir sollte Einer kommen!

Eine ehrliche Haut, sprach der Polizeioffiziant, welcher den Wirth gebracht hatte.

Vor zwei Jahren wurde er wegen Kuppelei abgestraft, und einige Jahre früher stand er wegen Straßenraub in Untersuchung. — Jetzt lebt er vom Wucher, hat ein Winkelversatzamt und nimmt fünfzehn Prozent.

Aus christlicher Nächstenliebe, mein Herr; Marton hat nicht umsonst die vierzehn Nothhelfer zu seinen Patronen gemacht.

Diesmal entkommt Ihr nicht, sprach der Polizeibeamte und schrieb einen Zettel, welchen er den früher erwähnten Polizeioffizianten übergab.

Nehmt ihn mit, er ist verpflegt.

Also ich werde eingesperrt! rief der einäugige Wirth, sich hinter dem Ohre kratzend. — Ich denke, es wird sich

schwer beweisen lassen, daß ich die Cholera in meine Schenke gerufen, und daß der Klavierspieler wieder lebendig geworden ist, das hätte man auch füglich mit der Madame Cholera abmachen können. Ich fordere Schadenersatz, zwanzig Franks per Tag im Arrest.

Fort, alter Bösewicht!

Der Polizeioffiziant stieß ihn zur Thüre hinaus und man hörte hierauf einige schallende Schläge, woraus man erkennen konnte, daß der Giftmischer und Leichenhändler sehr unfreundlich weiter gewiesen wurde.

Mein Herr Deutscher, sprach der Polizeibeamte hierauf zu Welling, ich hoffe, Sie haben sich um die Sicherheit von Paris verdient gemacht, indem Sie den Wirth Marton in unsere Hände lieferten. Seit geraumer Zeit sind mehrere Menschen in unserem Stadtviertel spurlos verschwunden, und wahrscheinlich auf demselben Wege, wie man Sie aus der Welt expediren wollte. — Marton und der vorgebliche Graf von St. Jago ....

Graf von St. Jago ist hier! meldete eintretend ein Polizeidiener.

Um Gottes Barmherzigkeit! Lassen Sie ihn nicht vor! rief Adele, auf das Höchste bestürzt. — Ich darf ihn nicht sehen!

Meine Verehrte, unser Amt verpönt jede Rücksicht, entgegnete der Beamte. — Bezwingen Sie sich, Sie dürfen den Elenden nicht schonen.

Ach Gott, dann bin ich verloren! rief verzweifelnd Adele, ihre Hände an die Stirne pressend.

Keine Sorge, Dich schützt das Gesetz, sprach Eduard. Muth! Muth!

In demselben Augenblicke trat mit heftigen Schritten der Italiener Betini in das Zimmer.

Adele Himmelberger floh entsetzt an Eduards Seite und klammerte sich krampfhaft mit ihrer Rechten an dessen

Arm. — Es ist vorbei, sprach sie in dem Gefühle der tiefsten Vernichtung mit tonloser Stimme.

Entschuldigen Sie, Herr Kommissär, sprach der Italiener, daß ich in später Nacht hier erscheine. Aber ich bin gezwungen, die Hilfe der Polizei unverweilt in Anspruch zu nehmen. Eine mir überaus theuere Person ist aus meinem Hause verschwunden und es ist meine Pflicht, sie sogleich aufzusuchen.

Der Beamte sah mit großen Augen den Italiener an und richtete an ihn die Frage: Sprechen Sie von jener Person, welche hier sich befindet.

Der Angeredete schien jetzt erst die Flüchtlinge zu bemerken und er rief mit Lebhaftigkeit: Wahrlich, sie ist es.

Adele, wie kommst Du hieher?

Diese verhüllte mit der Hand ihre Augen und ohne Eduards Arm loszulassen, stieß sie einen tiefen Seufzer aus.

Welling, von Zorn überwältigt, trat den Magnetiseur entgegen.

Unverschämter Schurke! rief er, Du wagst es, noch hieher zu kommen und den Beistand der Sicherheitsbehörde zu verlangen. Du hast das Kind braver Leute — meine Braut — durch schändliche List entführt, von Land zu Land mit Dir geschleppt und sie zu einem Werkzeuge Deines Gaunererwerbes gemacht, Du bist Mitglied einer Mörderbande, eine leichenhungerige Hyäne, welcher ich nur durch ein Wunder der Vorsehung entrann, welche mich bestimmt hat, Dir das unglückliche Opfer Deiner Schändlichkeit zu entreißen und Deinen Kopf der Guillotine zu überliefern.

Das ist nicht die Sprache eines honetten Mannes, erwiederte der Italiener kalt. Ihre Anschuldigungen sind falsch und wenn es wahr ist, wie Sie behauptet, daß Sie Adelens Entführer sind, dann haben Sie eine strenge Strafe zu erwarten.

Beispiellose Frechheit, rief der Baron.

Erlauben Sie mir das Wort! unterbrach ihn der Kommissär. Die Herren haben zu schweigen nnd das Fräulein zu sprechen. Sie haben vorhin mir gesagt, daß Sie der Italiener Betini durch Anwendung listiger Mittel aus dem Elternhause entführte. Bleiben Sie bei dieser Behauptung stehen?

Adele ohne die Hand von ihren Augen abzuziehen, flüsterte kaum merklich: Ja!

Diese Anklage genügt, antwortete der Beamte, um jenen Mann festnehmen zu lassen, welcher sich ungerufen hier einfand.

Geduld, Herr Kommissär, antwortete Betini mit sanfter Stimme, wobei ein höfliches Lächeln um seine Züge spielte, gestatten Sie mir einige Worte an meine Anklägerin richten zu dürfen. — Ich werde sie nicht beleidigen noch irrezuleiten suchen.

Das dürfen Sie sich auch nicht in meiner Gegenwart unterfangen, entgegnete der Kommissär. Sprechen Sie mit der Demoiselle.

Adele, wende Dich zu mir, sprach hierauf Betini mit weicher, schmelzender Stimme. Sage mir ehrlich, offen und wahr, kannst Du Dich erinnern, daß ich Dich durch trügerische Mittel aus dem Hause Deines Vaters gelockt habe?

Adele antwortete nicht.

Gib doch die Hand von den Augen hinweg — ich bitte Dich darum?

Die Aufgeforderte that es.

Laß den Arm jenes Mannes fahren, der Dir zur Seite steht. Du gehörst in unsere Mitte, und darfst für keinen von uns Beiden Partei nehmen. — Adele, willst Du nicht gehorchen!? Tritt mir einen Schritt näher.

Die Himmelberger ließ den Arm Wellings fahren und wendete sich einen Schritt vortretend gegen den Italiener, vor dem sie zitternd, mit gesenkten Blicken stand.

Eduard blieb, die Fäuste ballend, zurück. Er fand diese Prozedur für ordnungswidrig, aber er hielt sich zurück, um nicht mit dem Polizeibeamten in Konflikt zu gerathen.

Warum starren Sie mich so finster an? fragte der Magnetiseur den Baron. Ich weiß es, Sie verfolgen mich seit Jahren, und ich hätte genug Gelegenheit gehabt, Ihr Lebenslicht auszublasen, wenn ich ein so böser Mensch wäre, wie Sie mich schilderten.

Mein Herr, Sie sind Kavalier, und ich fordere Sie bei Ihrer Ehre auf, es zu sagen, auf welche Art Fräulein Himmelberger das Haus ihrer Eltern in Wien mit mir verlassen hat. Habe ich nicht vor mehr als zwanzig Zeugen Adele gefragt, ob sie mir folgen wolle, und sie hat dem Drange ihres Herzens geantwortet: Ich muß! Ohne, daß ich sie berührte, ist sie mir gefolgt, und hat durch vier volle Jahre mein Schicksal in Freud' und Leid getheilt.

Wie süß das klingt! rief Eduard, dem Italiener einen verächtlichen Blick zuschleudernd. Adele wurde damals von dem Magnetiseur in den Zustand der Bewußtlosigkeit gesetzt und geheime Kräfte in ihr wachgerufen, daß sie willenlos, schlafwandelnd diesem Schurken folgen mußte.

Wissen Sie, mein Herr, worin mein Zaubermittel bestand? fragte Betini, welcher den Ton der Artigkeit nicht aufgab. Ich habe das Glück gehabt, in Adelens Herzen Sympathien zu erwecken. Ihr Herz hat für mich gestimmt und gegen die projektirte Konvenienzheirat gesprochen. Das ist das Geheimniß, mein Herr, dem Sie Ihr Malheur zu verdanken haben.

Das ist Lüge! rief Welling. Adele möge sprechen, ob sie jemals Sympathien für Sie empfunden.

Erhebe Deinen Blick und sprich, redete Betini die junge Dame an.

Sie that es und ihr Blick heftete sich schreckensstarr an das Auge des Italieners.

Dieser sah sie verwundert mit milden Lächeln an und

fragte sie vorwurfsvoll: Bist Du denn im Stande, Dich von mir zu trennen?

Barmherzigkeit, Carlo! stammelte hierauf das Mädchen. Gib mich frei!

Unmöglich! antwortete dieser.

Sie haben es gehört, Herr Kommissär, daß sie unfrei ist, versetzte Welling.

Gewiß, entgegnete der vorgebliche Graf von St. Jago. Adele Himmelberger steht in meinem Engagement, und es ist ein Kontrakt zwischen uns Beiden, auf zehn Jahre lautend, errichtet worden. Sie ist also rechtlich an mich gebunden und meine Rechte an Adele sind durch nichts in Verlust gerathen.

Ist dies wahr, was dieser Herr behauptet?

Ich weiß es nicht genau, entgegnete das Mädchen zögernd, — aber — es könnte so sein, wie er gesagt.

Adele, sprach der Italiener, vermeide weiteren Zwist. — Sage es offen heraus, der Feind, welcher uns unablässig verfolgt, hat Dich unter Vorspiegelungen aller Art verlockt, mein Haus zu verlassen. Du darfst ihn nicht schonen weil Du mir sonst schaden würdest!

Sei barmherzig! rief die Himmelberger und sank auf ihren Knieen vor dem Italiener hin. Ich weiß nicht, was ich gethan habe. Ich beschwöre Dich, Carlo, sei barmherzig!

Adele erhebe Dich vor diesem Nichtswürdigen! rief Eduard hinzustürzend.

Ja, erhebe Dich, mein Kind, sprach Betini, Adelens Hand ergreifend und komm mit mir nach Hause.

Diese erhob sich und folgte dem Zuge der Hand.

Ihre Rechte auf das Mädchen sind noch nicht nachgewiesen.

Wohlan denn, so soll es jetzt geschehen. Hier haben Sie einen genügenden Beweis,

Betini zog eine Schrift aus der Tasche und reichte sie dem Polizeibeamten, wobei er hinzusetzte: Hiermit gebe ich

Ihnen bekannt, daß ich zu Namur vor dem öffentlichen Notar eine Zivilehe mit Demoiselle Adele Himmelberger geschlossen habe. Sie ist meine Frau. Nnn komm' meine Gute, folge Deinem Gatten!

Adele, ist es wahr? rief Welling bestürzt.

Die Gefragte blieb stumm.

Das Dokument ist rechtskräftig, sprach der Kommissär. Die Verhältnisse erscheinen nun in ganz anderem Lichte.

Die Verhandlung währt zu lange, sprach eintretend ein alter Herr in einem braunen Kaput, welcher klein und hager von Gestalt war, und eine sehr ausdrucksvolle durch viele Runzeln markirte Fisiognomie hatte. Der Polizeibeamte verneigte sich sich vor ihm äußerst respektvoll und wies ihm das vorgezeigte Dokument. Hierauf zog sich jener Herr mit dem Beamten in den Hintergrund des Zimmers zurück und sprach leise mit ihm. Welling vernahm nichts als die Worte: Ich bürge für ihn.

Die Beiden traten nun wieder vor und der Polizeikommissär sagte in sehr höflichem Tone zu dem Magnetiseur: Herr Graf von St. Jago können sich ungehindert mit Ihrer Frau Gemalin nach Hause begeben. — Ich bedauere den Fall.

Dagegen mache ich Einsprache, rief Baron Welling mit Lebhaftigkeit. Ich glaube überzeugt zu sein, daß das vorgezeigte Dokument so falsch ist, wie der ganze Charakter dieser abscheulichen Kreatur. Sie sehen ein Wesen vor sich, das wie der Vogel von der Klapperschlange dämonisch beherrscht wird. Es ist ein willenloses Flattern in den Rachen. Der Behörde wird es zur Pflicht, die Unglückliche zu unterstützen, damit sie sich dieser finstern Gewalt entringen könne.

Im Namen ihres Vaters verlange ich für sie Schutz und Hilfe, und wenn ich dies nicht erlangen sollte, dann bin ich gezwungen, eigenmächtig und gewaltsam gegen diesen Elenden vorzugehen.

Sie werden sich fein ruhig verhalten, antwortete der alte Herr, welcher nun hier das bestimmende Wort führte.

Sie sind verhaftet und man wird Ihnen den Prozeß machen. Sie haben nicht allein die Frau des Grafen von St. Jago entführt, sondern auch gefährliche Drohungen gegen die Sicherheit des ehrenwerthen Kavaliers ausgestoßen. — Wehren Sie sich nun Ihrer Haut!

Derselbe Mann knöpfte seinen Rock zu, setzte seinen Hut auf und ging fort.

Ihm folgte der Italiener, Adele an der Hand mit sich führend.

Mein Herr! rief Eduard dem Polizeikommissär zu, haben Sie sich dem Ausspruche jenes Herrn zu unterwerfen, welcher soeben von hier fortgegangen ist?

Nein, antwortete dieser, aber die Worte eines so hochgestellten Mannes, wie es Graf Pasquier, als Präsident der Pairskammer ist, haben Anspruch auf Würdigung und Beachtung. Graf Pasquier leistet Bürgschaft für seinen Freund, daß sich derselbe nicht aus Paris entfernen werde. Für Sie bürgt Niemand und die gegen Sie vorgebrachte Anklage ist so bedeutend, daß ich mir gar nicht erlauben könnte, selbst gegen eine gute Bürgschaft, Sie auf freiem Fuß zu lassen. Sie sind verhaftet!

Also man beschützt den Schurken! rief Baron Welling wüthend. Man überläßt ihm seinen Raub und schickt mich ins Gefängniß. Das hätte ich nicht in einem konstitutionellen Lande für möglich gehalten.

Beruhigen Sie sich, mein Herr, antwortete der Beamte, Sie werden hier nicht abgeurtheilt, sondern dem Gerichtshofe der Jury zugewiesen. Ist es wahr, was Sie hier behaupteten, dann sind Sie auch geborgen.

Baron Welling wurde mehreren Polizeidiener übergeben, welche ihn in einem Wagen in ein alterthümlich aussehendes Gebäude brachten, wo ihn eine andere Wache in Empfang nahm und in ein Kommissionszimmer führte.

Hier ging es sehr geschäftig zu.

Eine Anzahl verhafteter Personen war hier anwesend. Einer hatte sich nach dem Andern aufzustellen, um in der Reihe nach dem andern expedirt zu werden.

Vor ihm standen zwei weibliche Individuen, welche Beide jung und hübsch und fein gekleidet waren, und vor diesen erblickte Eduard den einäugigen Wirth, welcher ihn gleichfalls erkannte und ihm höhnisch ein Kompliment machte.

Hat man Euch schon, sprach er leise, sich die Hände reibend — wie es scheint hat man mich wieder einmal umsonst hieher expedirt. Die Cholera ist nicht im Stande gewesen, Euch umzubringen, aber dennoch werdet Ihr in den Korb beißen, — gebt Acht, in den Korb des Nachrichters.

Marton war nun zu dem Tisch gelang, wo ein Schreiber das Nationale der eingebrachten Häftlinge aufschrieb, ferner ihre Kleider beschrieb und sie unter ein Maß stellte, um die Körperlänge genau in der Liste angeben zu können.

Ebenso verfuhr man mit den beiden jungen Frauenzimmern, welche vor Welling standen.

Die Beiden sprachen schlecht französisch, und es mußte eine andere Person aus dem Gefängnißpersonale als Dolmetsch gerufen werden. Die Beiden waren Deutsche, und Welling erstaunte nicht wenig, als er sie hierauf im Wiener Dialekte sprechen hörte.

Die Eine hieß Louise, die Andere Hermine und waren Schwestern. Ihr Familienname blieb für den Baron unverständlich und eben so auch die eigentliche Ursache ihrer Verhaftung.

Mit großer Entrüstung sprachen sie von einem Schurken, der Sie ins Unglück gebracht habe und verlangten, daß man sie nach Hause sende.

Endlich kam an Eduard die Reihe. Man nahm mit ihm ein kleines Protokoll auf, maß seine Körperlänge

und führte ihn dann durch einen langen Gang in eine Gefängnißstube.

Das Lokale, in welchem sich Welling befand, mochte wahrscheinlich zur Aufnahme anständig aussehender Personen bestimmt sein. Bei dem Scheine der Lampe, welche in einem Drahtgeflechte von der Höhe der Gewölbdecke herabhing, erblickte er eine Anzahl von seidenen Ruhebetten, auf welchem gut gekleidete Leute lagen und schliefen. Nur Einer von seinen Stubengenossen befand sich noch im wachen Zustande und rief den mit stürmischen Schritten auf- und abschreitenden Welling zu sich.

He, mein Herr! redete er ihn in deutscher Sprache an, kennen Sie mich nicht? — Sie haben mich in ein schönes Malheur gebracht. Der Kukuk soll Sie holen!

Welling erkannte den Kammerdiener des Grafen Pasquier.

Wie kommen Sie da her? fragte ihn Eduard.

Wie ich dahergekommen bin? — Wahrscheinlich auf dieselbe Art wie Sie. Man hat mich mit der Polizei hergeführt und meine Braut befindet sich auch hier — für lumpige tausend Franks haben wir nicht allein unseren Dienst verloren, sondern schweben noch in Gefahr, auf die Galeere geschickt zu werden.

Wie sollte man es entdeckt haben, daß Sie mich in dem Theater verwahrten?

Ja wohl, die Hellseherin muß es gewußt haben. Jeannette wurde in's Verhör genommen und die dumme Gans war so eingeschüchtert, daß sie den ganzen Handel verrathen hat. Man beschuldigte Sie, daß Sie die Absicht gehabt haben, ein abscheuliches Verbrechen zu verüben, und wir gelten nun natürlich als Ihre Mitschuldigen.

Lieber Freund, beruhigen Sie sich, sagte Welling, wir haben hier in Frankreich heutzutage keine absolutistische Koterie, sondern das Volk hat die Berechtigung erlangt, in

allen öffentlichen Angelegenheiten die entscheidende Stimme zu führen — es gibt hier ein Geschwornengericht, das sich gewiß nicht so leicht irre führen läßt. Man kann mich nicht verurtheilen; wenn ich die Freiheit erlange, so werden Sie natürlich auch nicht hier gefangen bleiben.

Das ist ein leerer Trost, antwortete der Elsaßer. Der Graf von St. Jago, dieser neue Wundermann, hat sich hohe Freunde zu erwerben gewußt und man läßt nicht nicht so leicht einen Bürger zum Geschwornengerichte, der nicht so pfeift, wie es die hohen Herren haben wollen.

Der Graf von St. Jago ist ein Verbrecher, ich werde dies beweisen und ich befinde mich auch in glücklichen Verhältnissen, die Beweismittel herzuschaffen. Für Ihren verlornen Dienst werde ich Sie entschädigen.

Dies beruhigte den Elsaßer.

Allmälig legte sich auch die Aufregung des deutschen Baron, und dieser ließ sich auf ein Ruhebett nieder und der Schlaf schloß seine Augen. Die empfangenen Eindrücke der verflossenen Stunden riefen jedoch abscheuliche Träume in seinem Gehirne wach. Wieder sah er sich in der Gewalt der Leichenhändler, welche den Versuch gemacht hatten, ihn zu vergiften; und das Gesicht des einäugigen Wirthes, des blatternarbigen Jacques tauchten vor ihm auf und es dünkte ihm, daß er von diesen angefallen und gewürgt werde. Als er aus diesem ängstlichen Traume empor fuhr, sah er wirklich Leute vor sich, welche ihn angefaßt und gerückt hatten, aber es waren weder Marton noch Jacques, sondern Polizeileute und ein Schließer mit einer Laterne versehen, welcher letzterer ihn aufforderte, sich zu erheben und mit ihnen zu gehen. Eduard erhob sich und folgte diesen Leuten. Man führte ihn durch einen Gang und von dort in einen kleinen Hof, wo er beim Lichte des dämmernden Tages bemerkte, daß man ihn zu einem Wagen führe, worauf sich ein schwarzer eisenbeschlagener Kasten befand. Einer von den

Soldaten öffnete eine kleine Thür in dem Kasten und gebot Welling: Da kriech hinein! — Vorwärts! Was besinnst Du Dich?

Wohin will man mich bringen? fragte der Baron bestürzt.

Darnach hast Du nicht zu fragen!

Ich gehe nicht, bevor ich nicht weiß, was man mit mir beginnen will. Ihr habet keine Bastillen mehr, um mich dahin zu schicken.

Wir haben Dir keine Auskünfte zu geben. Marsch hinein, sonst wenden wir Gewalt an.

Laßt mich vorher einen Brief an meine Angehörigen in Wien schreiben.

Wirst Du pariren? — zürnte der Führer der Gefängnißwache, und faßte ihm mit rauher Hand an.

Welling sah sich genöthigt zu gehorchen. Er wurde durch das Thürchen in den Kasten gedrängt, worauf man die Thüre zuschlug und versperrte.

Der Wagen setzte sich mit ihm in Bewegung. Ueber diese Vorgänge mußte Welling bange werden. Er dachte an den Wirth, der ihm höhnisch zugerufen, daß er nun auf die Guillotine wandern werde, und sah sich ohnmächtig gegen diese Akte der Willkür einen wirksamen Protest erheben zu können. In Paris hatte er Niemanden, auf dessen Hilfe er bauen könnte, und seine Angehörigen wissen nichts von seinem Schicksale.

Was hat man mit ihm vor?

Langsam rollte der Wagen dahin und unter lautem Gerassel wurde er in seinem finsteren Gefängnisse unaufhörlich gerüttelt.

Ich fürchte, sprach er bei sich, der Schurke Betini hat bereits über mich den Sieg davon getragen. Gott schütze mich und die arme Adele!

Der schwere eisenbeschlagene Wagen rollte mit dem Gefangenen weiter dahin.

Viertes Kapitel.

Der Wiener Bürger Himmelberger erhielt aus der Hand eines Bedienten eine Visitkarte, worauf die Worte standen: Ohne Verzug kommen Sie zu mir! Es handelt sich um Ehre und Lebensglück!

An der anderen Seite der Karte stand: Julius Ferdinand Freiherr von Weling, k. k. pensionirter Oberstlieutenant.

Himmelberger leistete dieser Einladung unverweilt Folge.

Als er zu Fuße über das Glacis gegen das Burgthor ging, kam ein Großhändler, mit welchem er gut bekannt war, auf ihn zu und fragte, ob er bares Geld disponibel habe.

Wozu? lautete die Frage.

Gehen Sie auf die Börse und kaufen Sie Papiere. Die Metalliques sind um fünf Prozent gefallen.

Und da soll ich kaufen?

Ganz gewiß, weil ich weiß, daß sie nächstens wieder steigen werden. Die Sache ist ganz gewiß! Denken Sie sich nur, weil man eine Verschwörung gegen den Franzosenkönig entdeckt hat, fallen die Papiere.

Was denn das für eine Dummheit ist? Es ist nicht einmal geschossen worden.

Aber es soll sich mit Gewißheit herausgestellt haben, daß ein ganzer Klub sich gebildet habe, um Louis Filipp

zu beseitigen. Was ginge das aber uns an — wenn sich alle Franzosen untereinander todtschlagen, wäre es mir das Liebste; denn bei der Invasion anno Neune ist es auch nicht mit rechten Dingen zugegangen.

Lieber Freund, antwortete der Schwätzer, ein anderes Mal, ich habe Eile!

Er eilte weiter.

Als derselbe in die Wohnung des Pensionisten kam, welche sich im Michaeler-Hause auf dem Kohlmarkte befand, kam ihm dessen Schwester, eine kleine ältliche Dame, rocokkomäßig gekleidet, mit verweinten Augen entgegen.

Ach, lieber Meister, sprach sie, ein großes Unglück hat uns getroffen.

Sie wischte sich die Thränen ab, die ihr aus den Augen rannen.

Ist der Herr Bruder krank? fragte Himmelberger.

Ach nein, antwortete diese, er ist fort, um sich einen Reise-Necessaire zu kaufen. Auch mit Bauschen und Pelzwerk muß er sich versehen. Meister, der alte Krieger ist auch nicht aus Stahl gegossen, und dieser wird, von der Witterung benagt. Die Nächte werden schon kühl und die Reise ist lang, lieber Meister!

Sehr verehrte Baronin, unterbrach sie Himmelberger, durch ein gezwungenes Lächeln seinen Aerger maskirend, Sie nennen mich immer Meister; aber das ist ein Titel, der mir nicht zukommt. Ich bin in keiner Zunft eingeschrieben und habe nie etwas gearbeitet.

Lieber Freund, antwortete die alte Dame, Meister ist ein Ehrenmittel! Wir haben ja auch Oberstthofmeister Pagenmeister, wie Sie im Bürgerstande Schneidermeister und Schustermeister haben. Doch darum handelt es sich nicht. Kommen Sie, mein Herr, und nehmen Sie Platz; ich habe Ihnen etwas sehr Unangenehmes mitzutheilen.

Die alte Dame führte Himmelberger in ein Sitzzimmer, und nachdem er Platz genommen hatte, besattelte sie

ihre Nase mit einer Brille, und ein Zeitungsblatt ergreifend, sagte sie zu demselben: Sie werden staunen, wenn Sie hören werden, was sich Entsetzliches in Paris ereignete. Ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit! Eine Verschwörung gegen das Leben Seiner Majestät Louis Filipp, König der Franzosen. Die neueste Post aus Paris ist höchst wichtig und inhaltschwer, und liefert zugleich den Beweis, daß die deutschen Regierungen von höherer Weisheit geleitet werden, wenn sie mit väterlicher Sorgfalt ihre treuen Unterthanen vor dem Paroxismus des Schwindelgeistes durch strenge polizeiliche Maßregeln zu bewahren suchen. Dieser Geist eben ist es, welcher das Ungeheuerlichste gebärt, indem er selbst vor dem schrecklichsten Verbrechen nicht zurückschaudert.

Wir haben über ein Attentat gegen die geheiligte Person eines Königs Bericht zu erstatten, und dieses Mal ist es ein Deutscher — Schmach über solche Landsmannschaft! — welcher am meisten dabei kompromittirt erscheint. Wir werden in wenigen Tagen die Gerichtsverhandlungen lesen, welche über das Schicksal dieses Elenden und seiner Genossen entscheiden werden. Auffallend muß es dabei erscheinen, daß in dem Babylon der Verworfenheit, der Geburtsstätte eines Voltaire, Robespierre, Danton, Mirabeau, und anderer Scheusale sich bisher noch kein Advokat gefunden hat, welcher die Vertheidigung des elenden Meuchelmörders vor dem Geschwornengerichte übernehmen wird.

Liebe Frau Baronin, unterbrach die Leserin Himmelberger, was geht denn das eigentlich uns an?

Ach hören Sie nur geduldig zu, jetzt kommt schon ein Passus, der Sie gewiß intessiren wird! Der Angeklagte führt den Namen Eduard Welling, er gibt sich für einen Oesterreicher und einen Baron aus. Hoffen wir zu Gott, daß sich diese Angaben im Bezug auf Adel und Nationalität nicht bewahrheiten.

Das ist ein Puff! meinte Himmelberger. Ihr Herr

Neffe denkt sicher nicht daran, den König der Franzosen auf die Seite zu schaffen. Ich vermuthe nämlich, daß dies auf Ihren Herrn Neffen gemünzt ist?

Unzweifelhaft — sprach die Dame. Die Schande wird mich in das Grab stürzen. Ein Baron Welling ein Jakobiner! Es ist horrible!

In demselben Augenblicke trat Oberstlieutenant Welling ein, ein großes Packet unter dem Arme tragend.

Ah! gut, daß Sie hier sind, sprach er; Sie wissen wohl schon Alles, und ich halte mich für überzeugt, daß Sie mit mir reisen werden. Heute Abends fahren wir fort. Ich werde auf die Post schicken, um zwei Plätze zu bestellen.

Das geht ja nicht, antwortete Himmelberger. Wenn es ein Ausflug nach Böslau oder Neustadt wäre — aber nach Paris! Ich nehme gewiß Antheil an dem Schicksale jenes braven Mannes, welcher mein Schwiegersohn werden sollte, aber ich sehe nicht ein, was ihm meine Reise nützen könne.

Und der liebe Meister weiß noch nicht Alles, sprach die Dame. Ich hatte ihm erst die Hälfte des Zeitungsartikels vorgelesen, ehe Du gekommen bist.

Ah so! sprach der pensionirte Stabsoffizier. Wenn Sie Alles wissen werden, dann bleiben Sie gewiß hier nicht sitzen, wenn Sie auch die Reise ein paar tausend Gulden kosten sollte.

Sollte Eduard meine Tochter aufgefunden haben? fragte Himmelberger mit Lebhaftigkeit.

So lies doch! Was soll denn das unütze Hin- und Hergerede?

Die alte Baronin brachte das Zeitungsblatt vor ihre Augen und las: Was wir über diesen sowohl intressanten als bedauerlichen Fall in Erfahrung gebracht haben, enthält folgende Thatsachen: Schon seit geraumer Zeit hatte die Pariser Polizei Anzeichen, daß sich eine Bande Verschwörer in Paris herumtreibe und verfolgte mit Eifer die Spur der-

selben. Die Elenden sollen in einer Privatwohnung in St. Jacques Zusammenkünfte gehabt haben und es wurde unter denselben gelost, wer sich von denselben exponiren solle den König zu ermorden.

Die Bösewichter waren von Allem unterrichtet, was in den höchsten Kreisen vorging und es blieb für sie kein Geheimniß, daß Louis Filipp mit dem königlichen Prinzen das Hotel Pasquier besuchen werde, um dort durch die Experimente mit einer Hellseherin, welche der berühmteste Magnetiseur unserer Zeit, der Graf von St. Jago, vorzustellen die Ehre hatte, sich unterhalten zu lassen. Das Los hatte den genannten Welling zum Meuchelmorde bestimmt, welcher, obige Gelegenheit benützend, die Dienerschaft des Grafen Pasquier bestach, welche ihn in dem Theater heimlich verbarg.

Aber die Hellseherin, welche in einem magnetischen Schlafe sich befand, hatte dadurch die Fähigkeit erlangt, es zu wissen, daß sich ein Fremder in ihrer Nähe versteckt hatte und verrieth nicht allein denselben, sondern gab dem Magnetiseur durch halbe Worte zu erkennen, daß es sich um ein Attentat auf den König handle. Graf von St. Jago ersuchte, daß man sogleich eine Untersuchung anstelle, wodurch es auch wirklich zu Tage kam, daß sich ein Mann in dem Theater versteckt gehalten, welcher die Mitwirkung der Dienerschaft zu seinen schändlichen Plänen für eine Summe von tausend Franks erkauft hatte. Er hatte jedoch bereits die Flucht ergriffen und durch die in's Verhör genommenen Domestiken wurde bestätigt, daß der Fremde ein Wiener sei, welcher aus eitler Neugierde blos ihre Mithilfe erkauft habe.

Die Sache wird mir klarer, sprach Himmelberger. Herr Eduard glaubte wahrscheinlich in jenem Magnetiseur den vermaledeiten Kerl entdeckt zu haben, welcher meine Tochter entführt hat.

In derselben Nacht, fuhr die Baronin in ihrer Lektüre fort — flüchtete sich in eine Schenke der Vorstadt Antoine

ein Mann, welcher sich für einen Klavierspieler ausgab, aber zugleich durch sein ängstliches Wesen verrieth, daß er vor der Polizei Furcht habe. Er beschäftigte sich heimlich damit, sein Terzerol, das er bei sich führte, zu untersuchen. Der Wirth und ein Bedienter des Magnetiseurs suchten den Geheimnißvollen auszuforschen und erfuhren, da er sich in etwas berauschtem Zustand befand, daß sie einen höchst gefährlichen Menschen vor sich haben. Da sie nicht wagten ihn festzunehmen, so gab ihnen ein guter Geist den Gedanken ein, ihn durch einen Schlaftrunk wehrlos zu machen.

Es gelang ihnen auch, ihn zu betäuben und sie brachten ihn hierauf in das Haus des Grafen St. Jago, an den sie die Bitte richten wollten, die Papiere zu untersuchen, welche sie in seiner Brieftasche gefunden. Welling aber kam bald wieder zum Bewußtsein und zwang die Frau des Grafen, seine Flucht zu begünstigen. Da dieselbe gleichfalls eine Deutsche ist, und ihn zufällig kannte, ließ sie sich aus Mitleid um so leichter bewegen, aber der Elende lohnte mit dem schnödesten Undanke die gute Frau. Mit einem Messer in der Hand zwang er sie, ihm aus dem Hause zu folgen. Das gute Glück aber führte eine Wache herbei, welche den Elenden festnahm und ihn sammt der Gräfin in das Polizeibureau führte. Dort noch hatte dieser Bösewicht die Unverschämtheit, diese Frau für seine Braut auszugeben, welche ihm der Magnetiseur entführt hat, und hoffte, daß er sich durch diese List retten würde, aber dieser Versuch konnte ihm natürlich nicht gelingen, und schon in dem nächsten Augenblicke wußte man, daß jener Bösewicht in die Hände der Polizei gefallen sei, welcher dem Konige im Hotel Pasquier aufgelauert.

Die Gerichtsverhandlung, welche schon in den nächsten Tagen stattfinden soll, verspricht das ganze weitverzweigte Treiben der revolutionären Propaganda zu enthüllen und wir werden bald von zahlreichen Hinrichtungen zu berichten haben, da die allgemeine Entrüstung, welche bis zur Aufre-

gung in Paris gestiegen ist, dem Könige der Franzosen es unmöglich machen dürfte, die Strafe der Verbrecher durch eine Begnadigung zu mildern.

Die alte Dame, welche sich Mühe gegeben hatte, diesen Bericht mit vernehmlicher Stimme zu verlesen, ließ nun ihren Thränen freien Lauf und verhüllte schluchzend mit dem Tuche ihr Antlitz.

Das ist gräßlich, stammelte Himmelberger tief bewegt nach einer langen Pause.

Ich sage Ihnen, es ist impertinent! rief der alte Militär. Diese Spitzbubenfranzosen, kein wahres Wort ist an der Geschichte! — Mein Eduard ein Königsmörder! Ich kenne seine Gesinnung und will mir selbst den Kopf abhauen lassen, wenn dies nicht abgefeimte Intriguen von dem schurkischen Magnetiseur sind, welcher uns Allen einen unerhört schlechten Streich gespielt hat. — Nun wißt Ihr's, Herr Himmelberger, wollen Sie mit mir nach Paris reisen?

Beinahe hätte ich Lust dazu, sprach jener überlegend. Vielleicht ist es wirklich Adele, die der Magnetiseur geheiratet hat, ohne mich auch um meine Einwilligung zu fragen.

Vielleicht. — Mein Herr, wenn Sie ein braver Vater sind, so packen Sie sogleich zusammen und fahren mit mir.

Meine Tochter eine Gräfin! sprach Himmelberger nachdenklich; das ist schon möglich. Sie hat immer hochfahrende Pläne gehabt.

Das wäre mir ein sauberer Graf! entgegnete der pensionirte Oberstlieutenant, der sich mit Kunstproduktionen befaßt. Ein Charlatan, Spitzbube, Dieb und dergleichen. Auf einen solchen Schwiegersohn können Sie stolz sein! Den Kerl, welcher meinen Neffen verleumdet hat — weiter ist es nichts — werde ich niederschießen, wie ihm begegne!

Ich kenne mich nicht aus, entgegnete der ehemalige Armeelieferant. Aber so viel wird mir klar, daß ich wirklich nach Paris reisen muß. Mit einem Brief läßt sich da nichts

richten. — Und wenn ich zu dem französischen Gesandten gehen wollte, so —

Reisen wir unvorzüglich ab, unterbrach ihn der alte Militär. Ich werde Ihnen einen Paß verschaffen und Sie sorgen dafür, daß Sie sich reisefertig Punkt sieben Uhr Abends einfinden können. Greifen Sie tief in die Kasse man braucht viel Geld in Paris. Anderes Gepäcke ist gerade nicht nöthig.

Himmelberger besann sich noch einen Augenblick und sagte dann: In Gottesnamen „Ja“. Punkt sieben Uhr bin ich hier!

Himmelberger hielt Wort.

Als die anberanmte Stunde schlug, fand sich Adelens Vater reisemäßig gekleidet bei dem alten Baron ein.

Er kam mit einer anderen Person, welche karrikirt bürgerlich gekleidet war und durch ihr Aussehen an die Volkstheaterfigur Staberl erinnerte. Gleich diesen hatte er einen langgeschwänzten Frack und trug ein Parapluie unter den Arm. Eine tragikomische Gravität lag in seinem bausbackigen glattrasirten Gesichte. Er mochte nicht viel jünger sein als die anderen beiden Herren, denn auch sein Scheitel war bereits mit grauen Haaren bedeckt, die bei ihm kraus in die Höhe standen.

Das ist unser Reisebegleiter, der uns gute Dienste leisten wird.

In wiefern? fragte Welling.

In wiefern? wiederholte Himmelberger's Begleiter.

Monsieur, aben Sie noch nichts von mir gehört, ich bin Peter Gomard, bürgerlicher Chokoladenmacher auf der Neubau.

Was kann uns ein Chokoladenmacher nützen!?

Ich bin ein geborner Pariser und kenne meiner Vaterstadt besser als meiner Handschuh.

Also ein Cicerone, versetzte Baron Welling, bravo, der muß uns erwünscht sein!

Auch als Dolmetscher, sprach Himmelberger. Mit meinem Französischen würde ich nicht weit kommen. — Doch wie steht es mit meinem Passe?

Ich habe ihn bereits.

Sehr gut — den Herrn Goumard muß man als Bedienten ausgeben, damit wir ihn ohne Anstände über die Grenze bringen.

Das kann man um so leichter, sagte der Oberstlieutenant, da ich in Ihren Paß eben so, wie in den meinigen, einen Bedinten habe eintragen lassen.

Bon, sprach der Chokoladenmacher; in sieben Tagen sind wir in Paris.

Der alte Baron öffnete die Zimmerthüre und rief hinaus: Anton, mach' Dich fertig, nimm das Kofferchen und die Handtasche, wir gehen!

Dann wendete er sich zu seiner Schwester, und reichte ihr die Hand zum Abschiede.

Die alte Dame sprach mit bewegter Stimme: Der Himmel schütze Dich unter den Franzosen und schenke Dir seinen Beistand, unseren armen Eduard seiner schrecklichen Gefahr zu entreißen. Julius, ich liebe Dich und mir bangt vor jedem Luftzuge, der Deiner Gesundheit schädlich werden könnte. Aber dennoch fordere ich Dich auf bei der Erinnerung an unsere gloreichen Ahnen, wage Alles — ja setze sogar Dein Leben ein, um unseren Neffen vor Kerker und Schaffot zu retten. Wir haben schon lange genug gelebt, er aber ist der Letzte unseres Geschlechtes, der eine hoffnungsreiche Zukunft vor sich hat. Lasse den braven Jüngling nicht auf der Guillotine sterben!

Gewiß nicht, meine Gute! antwortete der alte Soldat, die Stirne seiner Schwester küssend. Eher sollen sie mich köpfen. Schon einmal bin ich in Paris als Sieger eingezogen und ich war damals mit meiner Aufnahme ganz

zufrieden. Vielleicht kehre ich wie ehemals mit fröhlichem Herzen von dort zurück.

Lebe wohl, meine Gute!

Abends um acht Uhr reiste der alte Baron Welling mit seinem Bedienten Anton, dann die Wiener Bürger Himmelberger und Gomard mit der Postdiligence von Wien ab.

Fünftes Kapitel.

Der Gerichtshof in Paris, worin die Jury tagte, wurde von einer großen Menge belagert, welche vergebens aus dem Hofraume in die Gänge einzudringen suchte.

Wachen verwehrten ihnen den Zutritt in die Nähe jenes bereits überfüllten Saales worin sich die Geschwornen versammelt hatten, um eine des Hochverraths und Majestätsverbrechens angeklagte Person anzuhören und sodann das Urtheil zu fällen.

Die harrende Menge mußte amüsirt werden, damit sie sich ruhig verhalte. Es galt, die Neugierde derselben zu befriedigen, und ein Gerichtsdiener übernahm es, über den Verlauf der Sitzung von Zeit zu Zeit Bericht zu erstatten.

Aus einem Fenster des oberen Geschosses rief er seine

Berichte herab, und es fehlte dabei nicht an Glossen, welche sich ergötzlich anhören ließen.

So rief er: Zeuge Marton hat jetzt gesprochen! Interessante Figur, sieht aus wie der spanische Schildknappe, dem das Pferd mit dem Schweif ein Auge ausgehauen! Hat sehr loyal gesprochen, aber auch sehr pfiffig. Hat einen schlechten Eindruck auf die Geschworenen gemacht; aber was thut es, einen Spitzbuben muß man mit dem andern fangen.

In diesem Momente drängten sich die drei Reisenden aus Wien mit aller Kraftanstrengung durch die Menge, und der Chokolademacher, welcher die Spitze bildete, rief unaufhörlich: Platz gemacht der Verwandtschaft des Eduard Welling! Wir gehören zu den Zeugen. — Auseinander, auseinander!

Peter Gomard begleitete diese Ausrufe mit einer Anzahl von Rippenstößen, auf welche Flüche und Verwünschungen folgten. Aber es gelang ihm dadurch, sich und den anderen beiden Herren einen Weg bis zu dem Eingange in das Gerichtshaus zu bahnen.

Dort rief Peter Gomard: Wir kommen von Wien und haben eine Strecke von fast dreihundert Meilen zurückgelegt, um bei der Gerichtsverhandlnng zugegen zu sein. Ihr müßt uns einlassen.

Der Kommandant der Wache wurde herbeigeholt und nachdem derselbe mit dem alten Baron Welling gesprochen, führte er ihn und seinen Begleiter zu einer Gerichtsperson und diese ging mit ihnen in das Berathungszimmer der Geschwornen, wo sich Niemand anwesend befand und sagte zu ihnen, daß sie hier warten mögen, er werde sich zu dem Gerichtspräsidenten begeben und ihn befragen, ob man die Verwandten des Angeklagten in den Gerichtssaal einlassen solle.

Der alte Welling war erschöpft. Er wischte sich mit seinem Tuche den Schweiß ans dem Gesichte und sagte zu Himmelberger: Wir kommen zur Messe, wenn der Geistliche

schon das Kreuz macht! — Horchen Sie doch auf, Herr Gomard, was darinnen gesprochen wird. —

Man deklamirt darinuen, wie in einem Theater.

Ob ich hier Adele sehen werde? sprach Himmelberger. Mir ist sehr bange um's Herz!

Ah, Sie haben ja gar kein Herz! entgegnete der alte Militär mit gepreßter Stimme. Es handelt sich hier um Tod und Leben, um Ehre, Recht und Wahrheit.

Habe ich nicht Ihren Rath befolgt? antwortete Himmelberger verdrießlich, was wollen Sie noch mehr? Soll ich wie eine alte Jungfer flennen?

Der Beamte kehrte zurück und gab den Wienern einen Wink, ihm zu folgen.

Nachdem sie noch einen Weg von einigen Schritten zurückgelegt, standen sie in dem hohen und weiten Saale des Schwurgerichtes.

Ihnen gegenüber befanden sich die Galerien und Tribünen für das Volk, und sie sahen viele hundert Köpfe auf eng aneinander gepreßten Schultern sitzend, — sahen die verschiedensten Fisiognomien, die jedoch ein gemeinsames Merkmal hatten, darin bestehend, daß sie mit Spannung und Neugierde auf jenen Mann blickten, welcher an einer Seite des Gerchtstisches auf einem erhöhten Platze sich befand, und eine Rede mit volltöniger Stimme vortrug.

Die Gerichtstafel war von den Geschwornen besetzt, und ihr gegenüber auf der Anklagebank saß in der Mitte zweier Gendarmen mit aufgepflanztem Bajonette Eduard, Baron Welling aus Wien, ferner der Kammerdiener und das Stubenmädchen des Grafen Pasquier.

Noch eine andere Bank zeigte sich den Blicken der Angekommenen und unter denjenigen Personen, die auf derselben ihren Platz hatten, bemerkte man auch einen feingekleideten und wohlfrisirten Mann, dessen blasses Gesicht mit einem glänzend schwarzen Barte umrahmt war.

Da sitzt schon der Halunke, der meine Tochter entführt

hat, sprach Himmelberger leise zu dem pensionirten Oberstlieutenant. Wenn der hier ist, dann muß sich Adele auch nicht weit von hier befinden.

Bleiben Sie ruhig, antwortete dieser, Eduard hat mich noch nicht bemerkt, ich muß ihm einen Wink geben.

Der alte Welling gab mit seinem Schnupftuche Eduard ein Zeichen. Dieser jedoch starrte unverwandt den Advokaten an, der für ihn das Wort führte, und der gegebene Wink hatte nichts Anderes zur Folge, als das der Gerichtspräsident, der denselben bemerkt hatte, mit einem strengen Blicke dem Fremden, welchen man innerhalb der Schranken zugelassen, eine Rüge gab.

Nun erst schenkte der alte Welling, welcher der französischen Sprache vollkommen mächtig war, der Rede des Advokaten seine Aufmerksamkeit und erfuhr Folgendes aus dessen Munde:

Doch abstrahiren wir von der Schuld oder der Nichtschuld des Angeklagten. Wir sehen hier einen Fremden vor uns, unbekannt mit unseren Sitten und Gebräuchen und den französischen Staatsgesetzen. Er hat in seiner Heimat sicher nichts Gutes über Frankreich gehört. Man hat ihm als Schreckbilder aller Zivilisation, des Glaubens und der Legitimität die Hinrichtung Ludwigs XVI. und der Maria Antoinette mit den grellsten Farben entworfen, man hat ihm den glorreichen Akt unserer Erhebung, welcher die Entthronung des letzten Bourbonen zur Folge hatte, als den Ausbund alles Verabscheuungswürdigen hingestellt, und es wäre nicht zu wundern, wenn der von den Vertretern der Nation gewählte jetzige König der Franzosen ihn als einen Thronräuber —

Halt! rief Eduard Welling, mit aller Lebhaftigkeit von seinem Sitze aufspringend, und mit gehobener Hand zu dem Richtertische eilend.

Herr Präsident! rief er, ich protestire gegen die Aeußerungen und Anschauungen meines Vertreters, und

verlange, daß man ihm das Wort entziehe, ich werde mich selbst vertheidigen, denn ich betrachte den Advokaten Favard für meinen größten Feind, der mich zu Grunde richten will!

Diese Erklärung erregte großes Aufsehen — eine lautlose Stille trat ein, denn man war darauf gespannt, welche Entscheidung der Präsident treffen werde.

Dieser spielte mit einer Bleifeder, die er in der Hand hielt, und sagte im ruhigen Tone: Es wurde dem Gerichtshofe bekant gegeben, daß Sie sich den Herrn Advokaten Favard zum Sachwalter selbst gewählt haben.

Dies ist nicht ganz richtig, sprach der Angeklagte. Man hat mir zwar bekannt gegeben, daß ich hier mit einem Anwalt zu erscheinen habe, und ich habe dagegen keine Einwendung gemacht, denn ich erkenne es, daß es ein kostbares Recht ist, einen Mann zur Seite zu haben, welcher, von heiliger Ueberzeugung erfüllt, als Freund seinen Freund vertheidigt und ihn gegen Spitzfindigkeiten, welche die besten Gesetze zulassen, mit seinem Schilde deckt.

Eine Reihe von Advokaten wurde mir geschickt, welche sich mit mir besprachen. Der erste sagte mir, wenn es die Führung eines Zivilprozesses gelten würde, hätten Sie an mir den wärmsten Vertheidiger, aber hier handelt es sich um ein politisches Kompromiß. Da Sie kein Demokrat sind und ich der republikanischen Partei angehöre, so müssen Sie sich einen anderen Vertheidiger aufsuchen. Hierauf kam ein Zweiter. Dieser klopfte mir nach einer kurzen Unterredung auf die Schulter und sagte: Ich bedauere, daß Sie kein Legitimist sind und habe deshalb auch keine Ursache, für Ihre Freisprechung zu plaidiren.

Dann kam ein Dritter, welcher mich gleichfalls über mein politisches Glaubensbekenntniß examinirte, und dann sagte: Ich bin ein Orleanist, Sie sind es aber nicht, mir fällt es gar nicht ein, meine Popularität für Sie in die Schanze zu schlagen!

Dann erschien dieser Herr Favard. Ich weiß nicht, welcher Partei sich derselbe zuzählt, nnd er hat auch kaum zwanzig Worte über den eigentlichen Sachverhalt mit mir gesprochen. Er fragte mich jedoch, ob es meine Mittel erlauben, ihn entsprechend zu honoriren. Da ich erklärte, daß ich nicht einen Sou dafür ausgeben wolle, um durch ihn meine Rechte zu erlangen, welche mir vor Gott und Rechtswegen ohnehin gebühren, so hatte er sich geäußert: Dann muß ich noch mit mir zu Rathe gehen, ob dieser Rechtsfall geeignet ist, mein Renommée zu heben.

Tags darauf sah ich ihn wieder und er beschäftigte sich eingehend mit meinen Angelegenheiten. Der Herr Advokat mag sich bei meiner Vertheidigung einen eigenthümlichen Weg gesucht haben, um die Begründung seines Renomé's darin zu suchen, mich um meinen Kopf zu reden, dagegen muß ich Protest einlegen und den hohen Gerichtshof bitten, mir zu gestatten, das nun selbst vorzubringen, was ich für mich als nützlich erachte.

Ihre Einwendung verdient Beachtung, sprach der Gerichtspräsident; ich unterbreche die Sitzung und stelle es dem Urtheile der Geschwornen anheim, ob man den betreffenden Vertheidiger nicht weiter zu hören für gut finde.

Die Geschworenen erhoben sich von ihren Sitzen und zogen sich in ihr Berathungszimmer zurück.

Im nächsten Momente fiel der Oheim an die Brust seines angeklagten Neffen und küßte ihn, von Rührung überwältigt.

Diese Szene, welche ein großes Aufsehen erregte, gewann einen neuen Effekt durch die Intervention der Gendarmen, welche fast gewaltsam Neffe und Oheim trennten.

Der alte Welling wurde mit seinen Begleitern von den Ordnern zurückgewiesen und ihm eingeschärft, sich gesetzlich zu betragen, widrigenfalls man ihn entfernen müßte.

Himmelberger wendete sich an den neuen Staatsanwalt, an seiner Uniform erkenntlich, und sagte zu diesem, auf den

Magnetiseur zeugend: Filou — Ladron — ma fille! Sich deutlicher auszudrücken reichte sein geringer Wörtervorrath der französischen Sprache nicht hin.

Dies vor dem Auditorium abgespielte Intermezzo setzte dasselbe in noch bessere Stimmung, denn es stieß ein schallendes Gelächter aus.

Der Staatsanwalt sprach hierauf mit dem Chokolademacher Gomard, welcher dem Himmelberger als Dolmetscher diente, und sein karrikirtes Wesen und die Lebhaftigkeit seiner Gesten boten den versammelten Zuhörern gleichfalls Stoff zur Unterhaltung.

Die Geschworenen kehrten zurück und ihr Obmann verkündete, daß dieselben einstimmig die Erklärung abgegeben, daß es dem Advokaten Favard nicht weiter gestattet sei, für den Angeklagten zu plaidiren.

Dieser packte seine Schriften zusammen und ging, dem jungen Welling einen wüthenden Blick zuwerfend, aus den Schranken hinweg, von dem Auditorium verhöhnt und verspottet.

Der Präsident gebot Ruhe, welche sogleich eintrat.

Der Angeklagte begann zu sprechen. Er that dies mit großer Aufregung und suchte den bereits bekannt gegebenen Sachverhalt zu seinen Gunsten zu erläutern. Seit vier Jahren, sprach er, verfolgte ich unabläßig die Spur jenes Mannes, welcher sich hier für den Grafen von St. Jago ausgibt. Zu meinem guten Glücke sind soeben zwei Zeugen aus Wien erschienen. Es ist der Vater meiner geraubten Braut und mein Oheim, welche anwesend waren, als der Magnetiseur Adele Himmelberger, nachdem er sie in einen schlafähnlichen Zustand versetzt, aus unserer Mitte fortgeführt, worauf wir sie nicht mehr gesehen haben.

Die von dem Räuber festgestellte Bedingung, daß die Versammelten kein Wort sprechen, noch ihre Plätze verändern dürfen, kam ihm dabei trefflich zu Statten. Von dieser Stunde an war mein ganzes Sinnen und Trachten dahin

gerichtet, meine geliebte Braut Adele, ein Wesen von Liebenswürdigkeit und Tugend, aufzufinden und ihren Entführer der gerechten Strafe zu übergeben. Er hat es klüglich vermieden, Adele hierher zu bringen und der Gerichtshof hat sich mit seiner Erklärung begnügt, daß dieselbe durch Krankheit verhindert, nicht als Zeuge erscheinen könne. Doch ich will gegen diese Erklärnng nicht ankämpfen und zweifle auch nicht, daß die Unglückliche, welche der vorgebliche Graf von St. Jago ganz beherrscht, nach solchen Gemüthserschütterungen schwer leidend sein müsse.

Wenn es thatsächlich erwiesen ist, daß ich Alles daran gesetzt habe, um den Entführer aufzufinden, so muß die Beschuldigung als widersinnig erscheinen, daß ich um den König zu ermorden, in das Haus des Grafen von Pasquier gedrungen sei.

Es ist immerhin möglich, daß ein Verliebter, dem man die theuere Braut entführt habe, auf Rache brüte — aber geradezu unmöglich ist es, anzunehmen, daß derselbe, mit den Angelegenheiten seines eigenen Herzens beschäftigt, plötzlich in politische Thorheiten verfalle und im entscheidenden Momente, als er seine Braut an der Seite ihres Entführers findet, von dem Gedanken beherrscht werde, einen Menschen zu ermorden, der ihm nie etwas zu Leide gethan, und von dem man auch in der Fremde vieles Gute und Löbliche gehört hat.

Ich bin nur deshalb aus dem Hause entflohen, um den Domestiken Jacques und Jeanette, die sich so freundlich auf meine Bitten gezeigt, keine Unannehmlichkeiten zu verschaffen.

Es ist eine abscheuliche Lüge, daß die hellsehende Dame Worte geäußert habe, welche den Magnetiseur errathen ließen, daß ich einen Königsmord beabsichtige. Adele hat in ihrem träumerischen und unbewußten Zustande nur meinen Namen genannt und die Worte ausgestoßen, daß ich fliehen solle. Sie hatte ihren Entführer durchschaut

und in seiner Seele gelesen, daß er mich zu vernichten beabsichtige.

Man hat mich ferner angeklagt, kurze Zeit nach meiner Entfernung aus dem Hause des Pasquier in eine Schenke der Vorstadt St. Antoine gekommen zu sein und dort ein Betragen gezeigt zu haben, das mich als einen höchst gefährlichen Menschen verdächtigte und den Wirth veranlaßte, mich durch Beibringung eines Opiates unschädlich zu machen.

Diese Aussage wurde von zwei Zeugen beschworen, und zwar von denselben Personen, welche ich des versuchten Meuchelmordes durch Giftmischerei anklagte. Ein leichtes Mittel, sich durch einen Eid zu reinigen.

Nach meinem Urtheile ist folgendes die Ursache des an mir versuchten Meuchelmordes: Der vorgebliche Graf von St. Jago nimmt fisikalische Experimente mit Leichen vor und der Arbeiter Jacques Gomard, Radtreiber in der Druckerei des „Constitutionel“ hat ihn auch in der Nähe eines Friedhofes in Gesellschaft von Leuten, deren Beschäftigung es ist, die Todten zu begraben, unter der Maske eines nothdürftigen Menschen gesehen.

Dieser vorgebliche Graf von St. Jago, der mir unter dem Namen Betini bekannt ist, mag den Weg, direkte aus den Friedhöfen seine Leichen zu beziehen, für unbequem halten, und vorgezogen haben, sich an den Wirth Marton zu wenden, damit er ihm zu seinen Experimenten menschliche Kadaver verschaffe.

Das ist nicht wahr, unterbrach der einäugige Wirth die Rede des Angeklagten, indem er seinen Zeigefinger hob und mit demselben hin und herfuhr.

Ist es nicht sehr wahrscheinlich, fuhr Eduard in seiner Vertheidigungsrede fort, daß der ehrenwerthe Gastwirth ein Mittelchen gleich bei der Hand hatte, um einen gefährlichen Gast in einen Schlaf zu versetzen? Ist dies bei ihm

in Uebung, so müßten sich bereits ähnliche Fälle bei ihm ergeben haben.

So ist es auch! rief Marton, der Wirth. Wie viele Exzeßmacher habe ich schon eingeschläfert! Sie sind dann ruhig gelegen, fünf bis zehn Stunden lang, und dann frisch und gesund nach Hause gegangen. Die Polizei soll sich dafür bei mir bedanken.

Ich erlaube mir weiter von diesem Falle zu sprechen, sagte hierauf Welling. Der Wirth Marton hat in der ersten Stunde seiner Verhaftung eine ganz andere Aussage gemacht als später. Damals betheuerte er vor dem Polizeibeamten, daß er sich für überzeugt halte, ich hätte einen Cholera-Anfall gehabt, der mich in den Zustand des Scheintodes versetzte. Ich habe den Sachverhalt den Untersuchungsrichtern bereits mitgetheilt, und gebeten, daß man eine gerichtliche Untersuchung bei dem Wirthe Marton vornehme, um sich zu unterrichten, was für Substanzen in dem vorgesetzten Getränke gewesen sein mochten, welche mir einen unerträglichen Schmerz verursachten, und eine tiefe Ohnmacht hervorriefen. — Ob meine Bitte berücksichtigt wurde, ist mir nicht bekannt.

Es ist geschehen, sprach der Staatsanwalt und las hierauf einen Kommissionsbericht vor, aus welchem man erfuhr, daß man bei der Untersuchung außer einem halben Pfund Bleizucker keine gesundheitsschädlichen Substanzen in dessen Wohnung aufgefunden habe.

Eine Stimme erscholl von der Tribüne herab, Bleizucker, habt Ihr es gehört! Dieser Hund vergiftet uns den Wein.

Nicht doch, meine Herren! rief Marton, ich mische den Bleizucker nur unter Farben, wenn ich etwas anzustreichen habe und dies sollte nächstens geschehen. O, von meinem Weine bekommt Keiner die Kolik!

Der Gerichtspräsident gab dem Zeugen Marton einen Verweis, unaufgefordert ein Gespräch zu führen und ermahnte

eindringlich das versammelte Auditorium, sich ferner keiner Störungen schuldig zu machen, weil er sonst zur Ergreifung strenger Maßregeln gezwungen wäre.

Der Gerichtspräsident wendete sich hierauf an einen Mann, welcher auf einem Stuhl seitwärts der Zeugenbank saß, und sprach zu ihm: Herr Doktor Veronier, ich stelle an Sie, den Herrn Gerichtschemiker, die Frage: wäre es möglich, daß ein Gift, welches Jemandem in der Absicht, denselben zu tödten, beigebracht wurde, einen Scheintod hervorzurufen im Stande ist, und nachdem derselbe gewichen, das zum Leben erwachte Individuum keine nachtheiligen Folgen von jenem Tranke erleiden würde.

Der Gerichtschemiker (ein hagerer Mann von sechzig Jahren): Diese Frage kann ich als gewissenhafter Mann weder bejahend noch verneinend beantworten. Es ist noch nicht bekannt, wie viel Gifte es gibt, denn fast täglich werden neue entdeckt, und auch die Wirkung der bekannten modifizirt sich nach dem Individuum, welchem dasselbe beigebracht ist. Auf die Beschaffenheit des Stoffes, auf die Menge kommt sehr viel an. Ferner muß ich erwähnen, daß, wenn man zwei Gifte öfters mit einander vermischt, was schon geschehen ist, um deren Wirkung zu erhöhen, diese beiden Gifte sich oft in eine wohlthätige Arznei verwandeln und daher gerade dann das Gegentheil von dem bewirken, was man erzwecken wollte.

Der Gerichtspräsident: Ist es möglich, daß dies bei dem vorliegenden Falle Anwendung finden könne?

Der Gerichtschemiker: Ja, es ist möglich, aber weiter kann ich mich hierüber nicht aussprechen, da nichts von dem aufgefunden wurde, was der Gastwirth Marton nach seiner Erklärung als Opiat benützt habe.

Der Gerichtspräsident: Der Fall bleibt also jedenfalls dunkel.

Marton, mit einem abwehrenden Zeichen: O nein,

Herr Präsident, wenn ich ein Lump wäre, hätte die Polizei mir schon lange das Geschäft gesperrt. Ich habe Stammgäste, welche bald hundert Jahre alt sind. O, der Marton läßt nichts auf sich sitzen.

Der Präsident: Angeklagter, haben Sie noch etwas zu Ihren Gunsten vorzubringen?

Der junge Welling: Noch so Manches! Ich will es nicht wiederholen, worin der Inhalt des Gespräches bestand, das ich, nachdem man mich beraubt, zur Seite einer Leiche liegend und für todt geltend, vernommen habe, Marton und der Bediente Jacques haben meiner Anklage widersprochen, und da der Todte, der mir zur Seite gelegen, stumm ist, so kann ich allein nur Gott zum Zeugen anrufen. Den Mördern glücklich entronnen, habe ich hierauf Adele, meine entführte Braut, aufgefunden, welche mit mir sogleich die Flucht ergriff.

Der Präsident: Diese Sache ist bereits hinlänglich erörtert worden. Sie vergessen ganz auf den wichtigsten Anklagepunkt, welchen Sie bisher nicht abzuschwächen im Stande waren.

Der Präsident nahm die Brieftasche vom Tische, welche offen vor ihm lag, und zeigte auf ein Blatt des darin befindlichen Notizenbüchleins. Hier stehen Verse in deutscher Sprache geschrieben, welche, in französische Sprache übertragen, ungefähr so lauten: Heiliger Brutus, dein Geist umschwebe mich! Das Los hat mich getroffen und ich werde nicht zittern, den Mann in die Hölle zu senden, der das edelste Volk unberechtigt im Zaume hält und den Sturz der Tyrannen dadurch verhindert. Ich kämpfe für mein unterdrücktes Vaterland an den Ufern der Seine — die Weltgeschichte wird mich richten.

Der Angeklagte (mit spöttischem Lächeln): Als ich die Brieftasche besessen, war darin dieses schöne Gedicht nicht enthalten, wohl aber 700 Franks in Bankbillets, welche, wie man mir sagte, jetzt fehlen.

Der Staatsanwalt: Nach den Aussagen von schriftkundigen Personen sind jene Verse, und die andern, jedoch unbedeutenden Notizen, die Sie aufgezeichnet zu haben erklärten, eine und dieselbe Handschrift.

Der Angeklagte: Als ob denn das gar so schwer wäre, eine Handschrift nachzuahmen! Ich bin kein Versemacher, und nicht mehr als fünf Tage in Paris anwesend. In dieser kurzen Zeit denke ich, ist es beinahe unmöglich, politische Verschwörer aufzusuchen und von ihnen für so vertrauungswürdig gehalten zu werden, daß sie mich in ihre Pläne einweihen. — Uebrigens wo ist denn die Rotte von Verschwörern? Wahrscheinlich hier nur auf dem Papiere. Man stelle mir Einen von diesen entgegen. Es ist eine leere Spiegelfechterei und nichts weiter! Ich hoffe von der Aufklärung dieses Landes, welche im Volke so allgemein ist, und von dem Rechtsgefühle des menschlichen Herzens, daß man es erkennen wird, jener schlechte Mensch, welcher mir meine Braut geraubt und sie zu seiner Sklavin erniedrigte, suche meiner gerechten Rache dadurch zu entrinnen, indem er mich durch verabscheuungswürdige Verdächtigungen dem Blutgerichte überliefert.

Der Präsident: Weiter haben Sie wohl nichts zu sagen?

Der Angeklagte: Ich bitte den hohen Gerichtshof, meinen Oheim und den Vater meiner geraubten Braut anzuhören, sie werden nicht allein über meinen Charakter Aufschlüsse geben, sondern auch meine Aussage in Bezug auf jenes von dem Magnetiseur verübte Verbrechen in Wien vollinhaltlich bestätigen.

Der Staatsanwalt: Ein Verwandter ist kein vollgiltiger Zeuge und Ihre gegen den Herrn Magnetiseur vorgebrachte Beschuldigung konnte nur einem anderen Gerichtsfall zur Basis dienen, welcher jedoch erst anhängig gemacht werden muß. Die genannten Personen befinden

sich auch nicht auf der Zeugenliste, es ist daher nicht auf Ihren Antrag (des Angeklagten) einzugehen und ich wünsche, daß die Verhandlung zum Schlusse gelange.

Der Gerichtspräsident: Angeklagter, ziehen Sie sich zurück! Der Herr Staatsanwalt wird das Wort ergreifen.

Der Staatsanwalt: Meine Herren Geschworenen! Wir haben es hier mit keinem gewöhnlichen Verbrecher zu thun.

Der Angeklagte, obwohl ein Ausländer, hat durch sein übertrieben spitzfindiges Vertheidigungssystem den Beweis geliefert, daß die Intelligenz mit Fantasterei weit gefährlicher ist, als die Geistesarmuth, welche bei den gemeinen Verbrechern gewöhnlich über die Wahl seiner Mittel und Zwecke entscheidet. Die schändliche Absicht dieses Mannes ist vollständig erwiesen, theils durch das Zusammentreffen der Umstände, theils durch seine eigene Handschrift, theils durch das Zeugniß jener ehrenwerthen Personen, die ich hier auf der Zeugenbank sitzen sehe. (Unruhe und Gezische im Auditorium.)

Der Präsident (gereizt): Zum letzten Male verwarne ich das unanständige Betragen der Zuhörer. Wenn sich die Unruhe wiederholt, werde ich die Tribunen räumen lassen.

Der Staatsanwalt (in großer Aufregung): Es scheint, daß sich jene Männer hier eingeschlichen haben, welche dem Angeklagten die Mordinstrumente in die Hand drückten, um ihn zu dem Verbrechen des Vatermordes zu verleiten. Man dringe an uns heran und bedrohe unsere wehrlose Brust. Bis zum letzten Augenblicke aber werden wir das Gesetz hochhalten und unermüdet kämpfen, um die heilige Ordnung aufrecht zu erhalten. Bis zu unserm letzten Athemzuge wird das Gebet von unsern Lippen schweben: Gott beschütze Seine Majestät und lasse ihn lange regieren zum Heile Frankreichs und zur Zerstörung der Anarchie.

Er ist es, welcher den Schlund der Revolution geschlossen, und für die Dauer den Tempel des Friedens geöffnet hat. Louis Filipp ist die Liebe Frankreichs, das sich mit Abscheu von den Napoleoniden und ebenso von den anderen, durch die letzte Erhebung der Nation fortgewiesenen, Prätendenten abgewendet hat. Frankreich ist endlich befriedigt, und das Gemüth muß sich auf das Höchste empören, wenn es sieht, daß es noch immer Elende gibt, welche aus Wahnwitz oder Bosheit uns um die Segnungen der herrlichsten Institutionen, um das Glück, einen Louis Filipp als Herrscher zu besitzen, zu bringen, rastlos bestrebt sind. — Nein, solche Ungeheuer kann uns nur das Ausland zusenden. Das barbarische, vom Schwindelgeiste ergriffene Deutschland hat in unsern Friedenstempel den Meuchelmörder gesendet. Man beneidet Frankreich um sein Glück und will es nicht zur Ruhe kommen lassen. Wir haben einen Mann von adeliger Geburt vor uns, welcher dem Königthum sein Wappen zu verdanken hat, und dennoch gegen das Königthum drohend die Hand erhebt. — Biedere, schlichte Männer von Paris! Laßt Euch nicht einschüchtern von den unruhigen Köpfen, welchen Nichts heilig ist, außer die Entsittlichung. Laßt Euch durch leere Phrasen und eine erkünstelte Naivetät nicht täuschen. Gottes Gnade erweckte die Jungfrau von Orleans, um das Vaterland zu retten. Gottes Geist hat den Geist einer Hellseherin über den menschlichen Scharfsinn erhöht, auch den Königsmörder in seinem Verstecke zu entdecken und seine fluchwürdige Absicht zu verrathen. Wir haben es in der That mit einer politischen Verschwörung zu thun, durch alle Länder verzweigt, und ihr Dasein nur dadurch manifestirend, daß sie Pasquille in die Straßen hinauswirft und durch Schmutz- und Winkelblätter das Gift der Demoralisation **zu verbreitensucht**. Ja, es ist so weit gekommen, daß es besser ist, einen Unschuldigen schuldig zu sprechen, um dadurch die Elenden einzuschüchtern, als sich

in den Verdacht zu bringen, dem Schwindel der Anarchie ergeben zu sein.

Der Angeklagte zuckte, wie von einem elektrischen Schlage getroffen zusammen und das Blut gerann ihm zu Eis. — Der Henker hatte bereits die Hand auf ihn gelegt — ein entsetzlicher Gedanke.

Es währte noch lange Zeit, ohne daß man kam, um ihn in den Gerichtssaal zurückzuführen.

Welling stellte sich zu dem Fenster, und sah zu dem Himmel empor, der sich über den hohen Ziegeldächern wölbt^.

Graues Gewölke bedeckte ihn und das Bild der hinter demselben verborgenen Sonne hatte einen glanzlosen röthlichen Schein.

Wellings Auge senkte sich.

Unten befand sich ein gepflasterter Hofraum in einem Viereck von Gebäuden eingeschlossen, wo man keine anderen Fenster, als engvergitterte sah.

Die Wache führte einen Mann, in einen grauen, langen Kaput gekleidet, über den Hof nach dem Thore des gegenüberliegenden Traktes.

Voll Betrübniß erkannte er jenen Mann als seinen alten Oheim und die Sorge für dessen mißliches Geschick ließ ihn wieder auf sein eigenes vergessen.

Der alte Herr verschwand mit der Wache in das Haus.

Könnte ich nicht mit einem Beamten des Assisenhofes sprechen? fragte der Angeklagte den Kerkermeister.

O ja, antwortete dieser und öffnete die Thüre.

Da kommt schon einer, sagte er. Ihr erhaltet ohnehin Besuch.

Die gewünschte Person trat ein und mit ihr kamen Herr Himmelberger und dessen Reisebegleiter, Peter Gomard.

Letzterer war es, welcher dem ehemaligen Armeelieferanten die Erlaubniß erwirkt hatte, den Angeklagten zu sprechen.

Diesen folgten noch zwei andere Personen, der Gerichtsdolmetsch und ein Gendarm.

Mit Zaghaftigkeit ergriff Himmelberger Eduards dargebotene Hand und sprach seufzend: Ich verwünsche die Stunde, in welcher ich auf den unglückseligen Einfall kam, den Magnetiseur in mein Haus zu laden. Dadurch habe ich meine Tochter verloren — deshalb hat mein braves Weib sterben müssen, und davon kommt der schreckliche Prozeß, in welchen Sie verwickelt worden sind.

Lieber Himmelberger, sprach Eduard, was es auch mit meinem Prozesse für einen Ausgang nehmen mag, denken Sie auf nichts Anderes, als Adele jenem elenden Menschen zu entreißen, welcher ihre Sinne beherrscht und sie zu einem elenden, kränklichen und geisteszerrütteten Geschöpfe gemacht hat. Suchen Sie bei dem Könige Audienz zu erlangen und bitten Sie ihn, daß er durch unparteiische Männer Ihre Angelegenheit strenge untersuchen lasse. Gelingt es Ihnen, über die Nichtswürdigkeit des vorgeblichen Grafen von St. Jago dem Machthaber in diesem Lande die Augen zu öffnen, dann haben Sie Ihre Tochter wieder gewonnen und das Leben, die Ehre, ja sogar die Seele derselben gerettet. Der Elende gibt vor, eine Zivilehe mit ihr geschlossen zu haben.

Das ist also eine wilde Ehe, bravo! sprach Himmelberger bitter. Dagegen werde ich protestiren!

Nehmen Sie sich einen geschickten Advokaten, aber seien Sie auf der Hut, keinem Gauner in die Hände zu fallen, welcher sich von der Gegenpartei bestechen läßt. Wagen Sie Ihr ganzes Vermögen daran, um den Prozeß zu gewinnen. Sie müssen auch dafür Sorge tragen, daß mein Oheim einen geschickten Vertheidiger finde.

Lieber Herr, nahm der Chokolademacher das Wort. Sie haben in Ihrer Vertheidigungsrede von einem gewissen Jacques Gomard gesprochen. Ich vermuthe, daß dies der Sohn meiner Schwester ist.

Ich weiß nichts über ihn anzugeben, als daß er Radtreiber bei der Zeitung „Constitutionel" ist. Sie werden ihn als solchen leicht auffinden können. Warnen Sie ihn vor Marton und dem Bedienten des Magnetiseurs, denn die beiden haben davon gesprochen, daß man seinen Zeitungsmund stumm machen müsse.

Ein Gerichtsdiener eilte in das Arrestlokale.

Schnell mit dem Gefangenen in den Saal! rief er. Die Geschworenen kehren eben dahin zurück.

Wieder trat Wache herein, welche den Angeklagten in ihre Mitte nahm und nach dem Gerichtssaale führte.

Ein feierlicher Moment war gekommen.

Alle Anwesenden hatten sich von den Sitzen erhoben und in ihren Mienen konnte man es lesen, daß sie von dem Ernste des Augenblickes ergriffen seien.

Eduards Blick flog seinen Schritten voran, um aus diesen Mienen sein Schicksal zu erfahren.

Die Bürger von Paris, welche die Jury bildeten, sahen mißlaunig und verdrossen aus. Das war ein schlechtes Zeichen für den Angeklagten.

Der Obermann der Jury, ein alter Mann von kleiner Statur, stand seitwärts von den Anderen und in der Nähe des Präsidenten, welchem er sich mit dem Gesichte zugewendet hatte.

Wir Geschworenen, sprach er mit ruhiger Stimme, sind mit unserem Gewissen zu Rathe gegangen, und haben nach reiflicher Ueberlegung des Falles den Angeklagten des Verbrechens des versuchten Vatermordes für schuldig befunden.

Der vernichtende Streich war gefallen.

Baron Welling zeigte mehr Resignation, als er sich selbst zugetraut hatte.

Man sagte, daß sich weder die Farbe in seinem Gesichte verändert, noch daß man ein Zucken in seinem Auge bemerkt hatte.

Aufgerichtet, mit dem Ausdrucke des Spottes, stand er bei der Anhörung des Verdiktes der Geschwornen da.

Seitwär's der großen Gerichtstafel befand sich gleichfalls ein grün-gedeckter Tisch, um welchen Herren mit goldgestickten blauen Uniformen standen, die mit größter Eile Schriften durcheinander warfen, die sie in schwerer Menge vor sich hatten.

Sie suchten wahrscheinlich nach einem Papier, welches sie verlegt hatten.

Todesstille herrschte in dem Saale; obwohl man das weitere Resultat der gerichtlichen Entscheidung fast mit Sicherheit wissen konnte, so hatte sich deshalb doch nicht die Spannung der Gemüther vermindert.

Der Knalleffekt fehlte noch.

Endlich war der gesuchte Gegenstand einem der königlichen Richter, welche den Tisch umstanden, in die Hände gekommen. Er gab ihn einem Zweiten, welcher reichere Distinktionszeichen hatte und dieser schrieb Einiges auf diese Schrift, und wahrscheinlich unterzeichnete er sie.

Seinem Beispiele folgten die fünf anderen königlichen Räthe.

Sie befaßten sich mit der Bestätigung des Urtheiles, welches bereits vor dem Spruche der Geschworenen zu Papier gebracht worden war.

Dies bot Eduard keine Ueberraschung. Die Richter waren darauf vorbereitet daß die Jury ihn verdammen werde, und hatten für diesen Fall nichts Weiteres zu thun, als das Ausmaß der Strafe nach den gesetzlichen Paragrafen zu bestimmen.

Einer von diesen Richtern, dem sein weißes Halstuch weit herab hing, ein Mann, welcher sehr verschlafene Augen hatte, las das Urtheil dem Schuldiggesprochenen vor:

Wir hier versammelten Räthe des königlichen Assisengerichtes geben Euch, Eduard Welling, bekannt, daß Euch

das Gesetz, gegen welches Ihr durch den Versuch des Meuchelmordes gesündiget habet, zur Enthauptung auf der Guillotine verurtheilt.

Eduard brach nicht sein Schweigen und er blieb so ruhig stehen, als würde man ihm eine unbedeutende Sache mitgetheilt haben.

Aber von den Tribunen erscholl ein dumpfes hundertstimmiges Gemurmel, welches ohne Worte den Richtern zu erkennen gab, daß das Volk mit ihrem Ausspruche sehr unzufrieden sei.

Enthauptung auf der Guillotine!

Welling dachte an den Henker von Paris.

Sechstes Kapitel.

Der Chokolademacher, welcher Himmelberger als Dolmetsch begleitet hatte, eilte hastig mit einem Zettel in der Hand durch die Barbaragasse und sah auf die Nummern der Häuser.

Er kam aus der Druckerei der Zeitung „Constitutionnel", wo man ihm die Adresse des Radtreibers Jacques Gomard aufgeschrieben hatte.

Endlich war er an Ort und Stelle.

Das bezeichnete Haus befand sich neben der Schenke „zu den vierzehn Nothhelfern", und ein Gassenladen war es, wo Jacques mit noch zwei anderen Arbeitern seine Wohnnng hatte.

Der Laden war geschlossen.

Eine Frau aus der Nachbarschaft, mit welcher der Chokolademacher gesprochen, gab ihm den Rath, an der Ladenthür stark zu trommeln, den der Radtreiber werde wahrscheinlich zu Hause sein und schlafen, was er gewöhnlich zu thun pflege, weil er bei Nacht arbeiten müsse.

Dieser befolgte den ertheilten Rath und klopfte so lange, bis ein junger Mensch herbeikam, uud ihn mißmuthig fragte, warum er die Ladenthüre einschlagen wolle.

Den Jacques Gomard will ich wecken, lautete die Antwort.

Eine unnütze Mühe, antwortete jener. Gomard steht ohnehin vor Euch. — Was habt Ihr mir zu sagen.

Hat Euer Vater nicht Filipp geheißen?

Es ist möglich.

Und Eure Mutter Anna?

Was habt Ihr mich zu examiniren?

Ist Euer Vater nicht Konditor gewesen?

Und wenn er es gewesen wäre — was dann?

Dann umarme mich Junge. Ich bin Dein Oheim Peter.

So, rief dieser verwundert, Ihr seid der Peter, der dem Napoleon desertirt ist und sich in Wien ansäßig machte.

Nicht desertirt! Als Kranker wurde ich in Wien zurückgelassen, ich habe lange nicht mehr daran gedacht einzurücken, da ich ein hübsches Weibchen gefunden habe, das sich heiraten ließ.

Das läßt sich hören, sprach Jacques, die Thüre aufsperrend und mit dem Oheim in seine ärmliche Wohnung tretend. Was führt Euch hierher? — Bringt Ihr mir Geld, oder wollt Ihr von mir eines haben?

Mein lieber Jacques, Du bist sehr kurz mit mir angebunden.

Wollt Ihr vielleicht, daß ich Euch die Hand küsse? — Ihr habt gewußt, daß meine Eltern todt sind, und habt Euch dennoch den blauen Teufel um mich bekümmert.

Womit hätte ich Dir helfen könne, das Briefporto ist

theuer und ich konnte mit meinem Geschäfte noch immer nichts aufstecken. — Doch etwas will ich Dir doch geben, nämlich einen guten Rath.

Das ist verdammt wenig.

Hüte Dich vor dem Wirthe Marton und dem Bedienten des Magnetiseurs. Sie wollen Dich aus der Welt expediren.

Habt Ihr das in Wien erfahren?

Nein, mein Lieber, in Paris und zwar aus dem Munde jenes Mannes, den man heute vor den Assisen zum Tode verurtheilte.

Jetzt erst faßte Jacques Interesse für seinen Oheim.

Wie, Ihr habt den Welling gesprochen? rief er. — Ich war auch bei seiner Gerichtsverhandlung. Es ist sehr lumpig dabei zugegangen.

Und habt Ihr mich nicht gesehen? Ich bin doch innerhalb der Schranken gestanden.

Richtig, Ihr seid derselbe gewesen, der dem Staatsanwalt Vernunft zugesprochen hat. Seid mir gegrüßt! Jetzt werden wir leichter miteinander reden, denn wie ich sehe, seid Ihr ja ein ganz respektabler Mensch.

Gut, mein lieber Jacques, daß Dir der Knopf aufgeht. Jetzt komm' nur gleich in irgend eine Schenke, damit wir unser Wiederfinden auf eine solenne Art feiern können.

Gut, aber vor Allem erzählet mir, wie es gekommen ist, daß Ihr als Anwalt des Welling bei dem Gerichte aufgetreten seid? Die Sache interessirt mich überaus, und zwar wegen des Domestiken Jean, welchen Ihr auf der Zeugenbank gesehen habt.

Was hast Du mit ihm?

Davon wollen wir später sprechen, Ihr müßt zuerst auskramen!

Peter sprach davon, wie es gekommen, daß er ohne ein Reisegeld zu benöthigen, die große Strecke von Wien nach Paris zurücklegen konnte, und nachdem er von Himmelber-

ger und dem Oberstlieutenant Welling Vieles gesprochen, gab er seinem Neffen auch bekannt, daß man ihm und seinem Freunde Himmelberger in dem Assisenhofe einer Unterredung mit dem Angeklagten Welling gestattet habe.

Also mir wollen sie auch an die Kehle gehen, sprach Jacques hierauf, das glaube ich gerne! Ich genire den Herrn Grafen von St. Jago, und noch mehr seinem Bedienten Jean, von welchem ich weiß, daß er gar kein Mann, sondern ein Weib ist.

Also wieder eine Spitzbüberei! rief Peter. Junge, wir werden vielleicht doch den Welling von dem Schaffote retten.

Dadurch nicht, daß wir die Anzeige machen, wie es sich mit Jean's Geschlecht eigentlich verhalte. Wir müssen uns vor Allem an den Marton halten, das ist der schlechteste Kerl, den es je gegeben hat, und das will doch viel sagen. Wißt, mein lieber Onkel, die nächste Stunde schon bekommt Marton eine Serenade, wobei ihm die Fenster eingeschlagen werden.

Der Kerl hatte die Frechheit, es einzugestehen, daß er schon Vielen etwas Unrechtes beigebracht habe, und versicherte es wäre nur ein Schlaftrunk gewesen. Das glaubt ihm Niemand, außer die Justizbehörde und der Staatsanwalt. Wir Volk von St. Antoine wissen es aber besser — es ist die höchste Zeit, daß wir Barrikaden bauen. Wir haben es schon mit mehreren Königen probirt, aber mit dem Louis Filipp geht es schon gar nicht — der muß wieder fort!

Wenn dies heute oder morgen geschehen könnte, wäre es vom Nutzen für Welling, aber hat man ihm einmal den Kopf abgehackt, dann ist ihm wenig damit geholfen.

Es ist gewiß, sagte der Radtreiber nachdenklich, daß Marton den Welling vergiften wollte. Aber das Gift wird zu schwach gewesen sein oder der Apotheker hat sich bei der Mischung vergriffen. Den Apotheker kenne ich, er wohnt hübsch weit von hier entfernt, aber dennoch spricht er sehr häufig zur Nachtszeit bei Marton ein. — Blitz

und Hagel! je länger ich über diese Geschichte nachdenke, desto gräßlicher wird sie mir. Marton hatte eine uralte Tante, von welcher es hieß, daß sie sehr vermöglich sei. Marton hoffte sie zu beerben. Eines Abends besuchte er sie, und am Morgen hatte sie die Cholera getödtet. Die Cholera half ihm aber nichts, denn das Testament der alten Frau befand sich bereits in den Händen der Geistlichkeit. — Mord und Todtschlag! Onkel, seine dicke Frau ist auch an der Cholera geschwind gestorben — seine Sieftochter detto — Onkel, mir geht ein Flambeau auf! Der Apotheker Massinessa macht die Cholera, und der gute Marton gibt sie den Leuten ein. — Diese Neuigkeit muß ich gleich in der Nachbarschaft erzählen.

Jacques war überaus erfreut über die Entdeckung, welche er gemacht zu haben glaubte, und wollte auf die Gasse laufen, um wahrscheinlich dieselbe dem ersten Besten zu erzählen, den er antreffen würde.

Der Chokolademacher jedoch hielt ihn zurück.

Mein Junge, sagte er, solche Sachen darf man nicht an die große Glocke hängen, sonst erreichen wir gar nichts.

Das ist nicht wahr! sprach der Neffe nach kurzer Ueberlegung. Auf einem gewöhnlichen Wege werden wir den Massenissa sowohl als den Marton nicht seiner verbrecherischen That überweisen. Es muß ein großer Prozeß gegen die Hunde geführt werden, und zwar vom Volke selbst. Parbleu, das läßt sich viel majestätischer an, als die elende Leierei vor den Assisen. Habt Ihr schon einen Volksprozeß gesehen? Bei der letzten Revolution hat man dort an jener Laterne einen Wucherer aufgehangen, ohne daß ihn dazu jemand anderer verurtheilt hätte, als das Volk. Ich sage Euch, Onkel, es hat sich sehr gut gemacht! Die Cholermacher müssen an die Laterne. Laßt mich nur machen. Ich kenne unsere Verhältnisse doch besser als Ihr.

Jacques Gomard drückte sein Käppchen in die Stirne und eilte zur Ladenthüre hinaus.

Siebentes Kapitel.

Im Opernhause erregte es bei der Vorstellung des „Barbier von Sevilla" großes Aufsehen, als in der Loge des Königs eine hochgestellte Militärperson erschien und lange und mit großem Eifer mit Louis Filipp konversirte.

Der König schien von der erhaltenen Nachricht überrascht zu sein, aber dennoch lenkte er seine Aufmerksamkeit, nachdem die Militärperson sich entfernt hatte, wieder der Bühne zu. Bald nachher entfernte sich der königliche Prinz, der an der Seite seines Vaters gesessen, und abermals kam ein alter General, welcher dem Könige gleichfalls eine Meldung überbringen mochte.

Louis Filipp schüttelte den Kopf und entfernte sich mit dem General aus der Loge.

Kurz nachher leerte sich vor Beendigung der Oper das Schauspielhaus, und dies geschah mit einer Eile und ungestümen Hast, als würde man von einer Feuersbrunst sich bedroht sehen.

Die Kunde hatte sich verbreitet, daß eine Revolte in Paris ausgebrochen sei, und fast alle junge Leute, die im Theater zugegen waren, schlugen die Richtung nach der Vorstadt St. Antoine ein.

Ein Krawall in der Arbeitervorstadt war jedenfalls eine Sache von Bedeutung, denn die Arbeiter zeigten sich seit längerer Zeit bei andauernder Geschäftslosigkeit sehr unzufrieden, und man hielt sich für überzeugt, daß wenn

dort die Fahne des Aufruhrs entrollt würde, dies keine andere Bedeutung hätte, als die rothe Republik zu proklamiren.

Diese Nacht verbrachten die Reichen in Paris schlaflos, von der Besorgniß gefoltert, daß die Arbeiter in ihre Häuser eindringen würden, um ihnen ihr Geld wegzunehmen. Ueber die Ursache dieses Krawalls irrte man lange im Unklaren, und als die Sache bekannt wurde, so schenkte man ihr keinen Glauben; denn man hatte sich einmal in den Kopf gesetzt, daß der Krawall eine politische Bedeutung haben müsse und die Insurgenten nur eine unbedeutende Sache vorgeschützt hätten, um die Orleanisten zu täuschen und irrezuführen.

Militär und Polizei wurde aufgeboten und rannte in Eile dahin, um die größeren Plätze in St. Antoine zu besetzen und die Fortpflanzung des Aufstandes zu verhindern. In jene zwei Gassen jedoch, wo der eigentliche Tumult stattfand, wagte man es nicht, mit Waffengewalt einzudringen, denn es war die Weisung von Oben herabgelangt, jeden blutigen Zusammenstoß zu vermeiden und auf gütlichem Wege es zu versuchen, die aufgeregten Massen zum Auseinandergehen zu bestimmen.

Es war kein Geheimniß mehr, daß es die Tumultuanten auf den Wirth Marton und den Apotheker Massenissa abgesehen hatten. In der Straße, in welcher letzterer wohnte, gelang es der Polizei auch glücklich, Herr des Getümmels zu werden und die Exzedenten von dort hinwegzudrängen.

Man hatte Alles aufgeboten, um dem Apotheker den Schutz des Gesetzes angedeihen zu lassen. Er war ein respektabler Mann, welchem besondere Auszeichnungen zu Theil geworden waren. An dem prächtigen Portale seines Verkaufsgewolbes befand sich eine Tafel mit der Aufschrift: „Königlicher Hoflieferant der Gesundbrunnenwasser.“ Außerdem war er Präsident des Vereines zur Verbreitung der

christlichen Wahrheit und hatte zwei schöne Zinshäuser und zwei andere im Baue begriffene.

Man hatte die Arbeiter dort glücklich von dannen getrieben, aber schon hatten diese der Apotheke einen Besuch abgestattet und obwohl sie sich nicht lange dort aufgehalten haben mochten, so bot dennoch die Apotheke jetzt den Anblick einer heillosen Zerstörung.

Alle Tiegeln, Büchsen und Flaschen, welche in schöner Ordnung mit gemalten und vergoldeten Vignetten reihenweise an den Gestellen freundlich gelächelt, lagen nun zu Scherben zertrümmert auf dem aus Steinmosaik bestehenden Fußboden.

Die Salben, Mixturen, destillirten Wässer und Oele rannen durcheinander und mit Wundpflaster hatte man ein mit großen Buchstaben geschriebenes Plakat an einen Schrank daselbst befestigt, von welchem man die Worte ablesen konnte: „Die Verwirrung in der lateinischen Küche, oder heute Nacht stirbt kein Teufel!"

Wahrscheinlich rührte dieser Witz nicht von denjenigen Leuten her, die hier ein Werk der Zerstörung ausgeführt, sondern von denjenigen, die später dahingekommen. Denn Erstere waren bis zur Tollwuth entflammt, auf nichts anders sinnend, als an dem Apotheker Massenissa Rache zu nehmen, den die öffentliche Stimme als Mörder und Giftmischer bezeichnete.

Auch in seiner Wohnung wurde alles zerschlagen, das sich eben leicht in Stücke verwandeln ließ.

Die kostbaren Vorhänge waren in Fetzen zerrissen und kostbare Vasen mit Blumen hatten ein klägliches Ende genommen.

Die Wuth der Menge machte sich durch Zerstörungen Luft, da sie die verhaßte Person nicht aufzufinden im Stande war.

Er hatte sich glücklich geflüchtet und saß hinter dem Schornstein auf dem Dache des Nachbarhauses, von wel-

chem Orte er so vieles hören und sehen konnte, das ihn mit Angst und Entsetzen erfüllen mußte.

Sein Name wurde verflucht und die fürchterlichsten Drohungen gegen ihn ausgestoßen.

Aus einem Wachsziehergewölbe in der Nachbarschaft hatten die Tumultuanten Windlichter genommen, deren Schein nun die nächtliche Straße erfüllte.

Massenissa sah bei diesem Lichte, daß man an einem Laternenpfahl bei einem Brunnen in der Mitte der Straße stehend, einen Menschen emporzog, welcher ein klägliches Geschrei anstimmte.

Dieser Unglückliche war sein Vetter Morree, welcher seines langen Haares wegen, das ihm bis über die Schulter hing, der wilde Absalon genannt wurde.

Morree wurde gehängt, aber nicht an dem Halse, sondern an seinem langen Haar, und erhielt, in der Luft schwebend, so viel Stockschlage und Püffe, daß er sich bereits in einem halbleblosen Zustand befand, als er durch die Polizei von der Laterne herabgenommen wurde.

Man schaffte ihn in das Hospital.

Indeß währte der Tumult in der mehrere hundert Schritte von diesem Schauplatze entfernten Barbaragasse ohne Unterbrechung fort und jeder Versuch mißlang den Polizeiwachkompagnien, um hier einzudringen.

Die Gasse war aber auch von einer Menschenmenge vollgepfropft, daß es nicht in der Macht des Einzelnen stand, sich von dort an einen anderen Ort zu begeben.

Als die Polizei auf diesem Wege nichts erreichte, nahm sie denselben Weg, auf welchem Eduard und Adele aus dem Hause des Magnetiseurs entflohen waren und es gelang ihr dadurch, fast gerade gegenüber der Schenke zu den „vierzehn Nothhelfern „Posto zu fassen, an welchem Punkte die Gasse sich in ein kleines Plätzchen erweiterte.

Hier gab es keine Windfackeln, aber es war daselbst so

licht wie bei Tage, denn die Arbeiter hatten die Bewohner der Gasse zu einer Fenster-Illumination genöthigt.

Hier herrschte ein betäubender Lärm, welcher nur für Augenblicke verstummte, wenn eine Stimme aus einem Fenster der Wohnung des Marton erscholl, die wahrscheinlich es sich zur Aufgabe machte, über die Vorfälle im Hause die versammelte Menge vor demselben zu unterrichten.

Die Polizei, welche, wie erwähnt, das Haus des Magnetiseurs besetzt hatte, begann nach fruchtlosem Parlamentiren mit der Menge Dechargen aus den Fenstern zu geben, welche in der That den Raum vor der Schenke ein wenig lichteten.

Als er sich aber zeigte, das Niemand in der Gasse erschossen worden sei, und man dadurch wußte, daß man nur blinde Schüsse abgefeuert habe, so nahm die Menge ihren früheren Ort wieder ein, und begann noch mehr wie vorher zu lärmen.

Fast zu derselben Zeit kam durch den Garten der Präsident der Börsekammer in Begleitung des Generals Sebastiani und vieler anderer Offiziere in das Haus des Magnetiseurs und erkundigte sich angelegentlich nach seinem Freunde, dem Grafen von St. Jago. Ueber ihn sowohl als seine Angehörigen konnte keine Auskunft gegeben werden; denn als die Polizei das Haus besetzt hatte, befand sich Niemand von denselben mehr dort.

Den Grafen von St. Jago hat die Kanaille umgebracht, schrie Pasquier. Man mache nicht lange Umstände mit diesem Haufen waffenloser Tumultuanten, sonst werden die Kerle noch verwegener und das Unglück dadurch ungeheuer groß.

Der besonnene Marschall Sebastiani sagte: Vermeiden wir das Blutvergießen; denn der Tieger wird erst dann gefährlich, wenn er Blut sieht. Man muß die Leute befragen, was sie doch eigentlich wollen.

Sie sind erzürnt über das Urtheil des Assisenhofes, welches heute gefällt wurde, und beschuldigen den Wirth Marton sowohl als den Apotheker Massenissa, die Cholera den Leuten eingegeben und sie dadurch getödtet zu haben.

Das ist Wahnwitz!

Man hört gar keine anderen Rufe als: Meuchelmörder und Giftmischer!

Nicht doch, sagte ein Hauptmann der Polizei, die Tumultuanten schreien auch ohne Unterlaß, daß der Provisor im Loche stecke.

Das kann nichts anderes heißen, sagte Graf Pasquier, als daß sie den Gehilfen des Apothekers hieher geschleppt und gelyncht haben. Es ist die höchste Zeit loszubrechen, und wenn der König es verboten hat, von den Waffen bis auf weiteren Befehl Gebrauch zu machen, so hatte er sicher nur gedacht, daß der Aufstand einen politischen Charakter habe. Man darf es doch nicht dulden, daß ehrsame Bürger aus Volkswahn hingeschlachtet werden.

Noch blieb Marschall Sebastiani stumm, der hier das entscheidende Wort zu führen hatte, als die Meldung kam, es zeige sich eine Bewegung der Arbeiter gegen das Haus, worin man sich befand, und es scheine, daß dieselben die Offensive ergreifen wollen.

Lassen Sie scharf laden! gebot der alte Marschall. Wenn es dahin kommen sollte, werden wir die Elenden mit Kugeln empfangen.

Er eilte an das Fenster, welches die Aussicht auf die Gasse bot und sah wirklich, daß in der unten hin- und herwogenden Menge eine Gruppe mit Lichtern sich zeige, welche gegen das Haus, worin man sich befand, vorwärts zu drängen suche.

Aber er bemerkte auch, daß sie ein weißes Tuch auf einem Stocke emporhielten und hin und her schwenkten.

Nicht schießen! befahl er. Man sendet uns Parla-

mentäre. Wir wollen hören, was diese Käuze von uns verlangen.

Jene Gruppe von Arbeitern, vor welchen das weiße Tuch im Lichterschein vorgetragen wurde, kam zu dem geschlossenen Hausthore und begehrte Einlaß.

Was wollt Ihr hier? rief Sebastiani selbst vom Fenster in die Gasse hinab.

Wir bringen einen Delinquenten! rief eine Stimme, und seine Worte wurden von einem schallenden Frohlocken begleitet.

Gut! rief der Marschall. Zwei Personen und Eueren Delinquenten sei der Eintritt gestattet.

Oho! das geht nicht, rief man ihm zu. Ihrer sechs müssen wenigstens eingelassen werden.

Parole d'honneur! Wir werden Euch nichts zu Leide thun. Den Rechten haben wir schon und Ihr müßt ihn in Empfang nehmen.

Sebastiani gebot, daß man sechs Personen einlasse.

Als dies geschah, sah er, daß man auch ein großes Faß zu dem Hause wälze und dies gleichfalls durch das Thor herbeischaffen wolle.

Da haben wir die Höllenmaschine! rief Graf Pasquier entsetzt. Fliehen wir, das Faß ist mit Pulver gefüllt und wird explodiren.

Was wollt Ihr mit dem Fasse? rief Sebastiani zum Fenster hinab.

Wir wollen Euch etwas zu riechen geben! entgegnete man ihm spöttisch. — Paßt auf! das wird Effekt machen.

Der Befehl wurde ertheilt, das Faß zu untersuchen, und jene Polizeiindividuen, welche sich damit beschäftigten, riefen hinauf: Ein Todter ist darin — er ist schon in Verwesung begriffen.

Auf diese Anzeige hin weigerte man sich nicht länger, das Faß in das Haus bringen zu lassen. Im nächsten

Augenblicke erschien die Arbeitergruppe, in deren Mitte sich der Wirth Marton befand, vor dem Marschall und seiner Suite.

Man hatte dem Wirthe die Hände auf den Rücken gebunden und eine Schlinge um seinem Hals gelegt, die in einem Stricke bestand, den ein Arbeiter an einem Ende festhielt.

Der Einäugige machte ein jammervolles Gesicht.

Warum mißhandelt Ihr diesen Mann? fragte der Marschall.

Parbleu! Mißhandeln, antwortete ein junger Arbeiter, welcher der Wortführer jener Schaar war, die man eingelassen.

Wir haben dem guten, braven Marton nicht ein Haar gekrümmt! im Gegentheil, wenn wir Baumwolle gehabt hätten, würden wir ihn darin eingewickelt haben. Ganz sollt Ihr ihn haben und eine Quittung müßt Ihr uns ausstellen, daß ihr ihn sammt Kopf erhalten, den werdet Ihr brauchen.

Wer sind Sie? fragte Sebastiani den Sprecher.

Ich habe die Ehre, Radtreiber bei dem „Constitutionnel" zu sein, lautete die Entgegnung.

Wieder die Zeitungspresse, flüsterte Pasquier; wo es einem Skandal gibt, da hat sie die Hand im Spiele.

Sind Sie der Rädelsführer? fragte der Marschall weiter.

Gott sei Dank, ja! versetzte der Gefragte. Wo es gilt, geht Jacques Gomard voran. Anno 1830 habe ich nicht weiter von den Barrikaden gepfeffert, — aber mir scheint, es ist wirklich Schade, daß ich mich damals strapazirt habe. Es geht jetzt noch ärger zu!

Keine albernen Frasen! sagen Sie, was Sie gegen diesen Mann, den Sie gebunden hieher geschleppt, vorzubringen haben?

Monsieur! Dieser Mann hat die Cholera den Leuten ein-

gegeben, und darauf sind sie umgefallen und haben nichts weiter gesagt — nicht wahr, guter, lieber, braver Marton?

Pure Verleumdung! ächzte der einäugige Wirth. Ich bin unschuldig, ich weiß gar nicht, wie der Provisor in mein Faß gekommen ist. Meine Feinde müssen ihn hineingesteckt haben. — Gott ich bin die gute Stunde selbst!

Meine Herren Offiziere, fragen Sie doch den braven Herrn Marton, wohin der Viehändler Voronier und der närrische Engländer gekommen sind, die hier vor Kurzem spurlos verschwanden. Der gute, liebe, brave Marton wird es wohl auch wissen, denn den Rock des Engländers mit dem Hundskopfe haben wir bei ihm schon aufgefunden.

Was habt Ihr für Beweise für die Schuld dieses Mannes? fragte Pasquier.

Alle Wetter, ist das nicht Beweis genug, wenn der Provisor Etienne im Fasse steckt? fragte ein Arbeiter. Herr Massenissa sagte jedem, der sich um Etienne erkundigte, daß er ihn nach Toulon heimgeschickt habe. Nun ja, heimgeschickt hat man ihn, aber wie!?

Das ist noch immer kein Beweis gegen die Ehrenhaftigkeit des Mannes, eiferte der Präsident des Pairshofes.

Halten Sie das Maul! rief ein alter Arbeiter ihm zu, Sie sind zu unnöthig. — Wir haben die Sache des Giftmischers Marton so verkeilt, daß Ihr Herren vom Gerichte keinen Strumpf daraus zu machen im Stande seid. Wir wollen nichts, als daß man uns den Empfang quittire, sonst läßt man ihn laufen.

Wir werden Euch ebenso, wie den Marton in Empfang nehmen, sprach Pasquier. Ihr habt durch die Anzettlung von Tumult und Beschädigung des fremden Eigenthumes gegen das Gesetz gefehlt. Das ist gewiß, ob der Wirth schuldig ist, wissen wir noch nicht.

Zum Teufel! Was sind das für Faxen? rief Jacques Gomard. Will man uns aus dem Wege schaffen, um dem Gerichtshofe das reuige Bekenntniß eines falschen Urtheiles

zu ersparen? Denn dasjenige, welches man über den deutschen Baron gefällt hat, ist grundfalsch. Um dies nachzuweisen, der Welt ein Licht aufzustecken, haben wir eben hier manövrirt und man sollte dies lobend anerkennen, wenn es auch ohne Lärmen nicht abgegangen ist, denn wir haben dadurch den Herren vom Gericht einen Mord erspart, das Vergießen unschuldigen Blutes, worauf man doch vielleicht einigen Werth legen könnte.

Es wird für uns Alle erfreulich sein, sprach Marschall Sebastiani, wenn es sich so verhält, wie Ihr behauptet.

Was ist mit dem Grafen von St. Jago geschehen? fragte Pasquier mit Lebhaftigkeit.

Wissen wir es? fragte Jacques Gomard spöttisch.

Ihr müßt es aber wissen!

Wir müssen es wissen? Schon wieder eine Dummheit! Herr General, sagen Sie doch diesem alten närrischen Schwätzer, daß er uns in Ruhe lassen soll, wir haben Wichtigeres abzuthun, als seine komischen Einfälle anzuhören.

Achtung vor dem Präsidenten der Pairskammer, sprach der Marschall strenge.

Er ist also beim Radschuh des Staatskarrens angestellt! rief der alte Arbeiter, damit er nicht zu geschwinde vorwärts kommt.

Ruhig! gebot Sebastiani. Laßt Eure Glossen und gebt es mir in Kürze bekannt, warum Ihr den Wirth Marton als Mörder anklagt!?

O meine gnädigen Herren, ich bin unschuldig, wie ein neugeborenes Kind! rief kläglich der Wirth. Die Herren Arbeiter sind von einem großen Irrthum befangen. Es ist ein Mißverständniß, wie es eben in der Welt vorkommt.

Ruhig! gebot Jacques Gomard. Redet nicht so albern daher, wie ein Mitglied der Pairskammer. — Die Sache, Herr General, verhält sich in Kürze so: Marton gilt von jeher in ganz St. Antoine als ein Erzspitzbube, der allent-

halben Betrügereien und andere Schlechtigkeiten verübt. Vieles läßt sich nicht augenblicklich beweisen, aber das ist gewiß, daß er seit Jahren schon das letzte Gut aller Leute als Pfand an sich zieht und dafür schändlich hohe Prozente nimmt. Die Regierung wollte dies gar nicht bemerken, aber ich glaube, wenn sie diesen abgefeimten Wucherer gleich beim Schopf genommen hätten, so würde er nicht von einem Verbrechen in ein noch ärgeres verfallen sein.

Jetzt macht er besonders solche Leihgeschäfte: er gibt den Leuten hochprozentiges Gift zu saufen, und nimmt dafür das Leben in Pfand, das auch dann bei ihm verfällt.

Nicht umsonst ist der Apotheker Massenissa, welcher so schnell von einem armen Teufel ein ehrenvoller, ansehnlicher Herr geworden ist, des Nachts zu ihm gekommen, und hat nach langen Unterredungen sich in aller Stille wieder empfohlen. Seit jener Zeit sind alle vermöglichen Verwandten des Marton weggestorben, und ebenso wird es zu Tage kommen, daß aus der Umgebung des Apothekers viele Personen gleichfalls in das gelobte Jenseits expedirt worden sind. Besonders leid war uns hier um die dicke Marton — die selige Frau dieses Spitzbuben; denn sie war eben so gut, als er schlecht ist, und hat der Armuth vieles zugesteckt, was ihn freilich zum tödtlichen Hasse entflammen mußte. Nach ihrem Tode — ich glaube, sie war eine ferne Verwandte des Massenissa, trieben es die beiden Kerle recht bunt, und es sollte mich nicht wundern, wenn es sich herausstellt, daß von den vielen Cholerakranken in Paris ein gutes Fünftheil auf Konto des Marton und Compagnie zu stellen ist.

Das sind bloße Vermuthungen, sprach Sebastiani.

Ganz richtig! Aber diese Vermuthungen waren schon so handgreiflich, daß wir nach der famosen Gerichtsverhandlung die Untersuchung gegen diese Giftmischerfirma nicht länger hinausschieben konnten. — Der gute, brave und liebe Herr Marton hatte dabei ein abscheuliches Pech. Als es

zum Aeßersten gekommen ist, hat seine Schone — die Madeleine, welche in der Schenke die Gäste bedient und durch ihr hübsches Gesichtchen auch anzieht, aus Angst für ihr Leben uns Exzessenmachern es verrathen, daß Marton einen Todten in einen Fasse seines Weinkellers stecken habe, und sie wußte uns auch hierüber zu erzählen, daß vor ungefähr sechs Wochen — um drei Uhr Morgens, nachdem die Ladenthüre schon gesperrt war, ein Mann in der Straße Sand auf das Fenster jenes Zimmers geworfen, worin sie mit Marton geschlafen — daß dieser dann das Fenster geöffnet, und auf seine Frage, wer da unten sei, die Antwort erhalten: Ich bin es, der Provisor Etienne, welchen mein Prinzipal mit einem Brief zu Euch schickt. Marton habe ihm hierauf die Ladenthüre geöffnet und sei von ihr mehrere Stunden ferne geblieben. Später habe er ihr gesagt, sie möge ja nie den Spund des letzten Fasses öffnen, da sich darinnen ein Gift befinde, das durch seine Dünste schon einen Menschen augenblicklich zu tödten im Stande sei.

Aber Madeleine ist eine Tochter Eva's und daher mit einer Neugier begabt, welche es bald entdeckte, was in dem Fasse steckte, und dies auch längst gesagt hätte, wenn sie sich nicht vor Massenissa, ihrem Taufpathen, gefürchtet hätte, der sie zu Marton gebracht und sie dadurch dem Laster der Unzucht und der Verworfenheit in die Arme geschleudert hat. Ueber diese Mordgeschichte weiß sie auch weiter nichts anzugeben, als daß sich Marton gegen sie geäußert habe, daß er sich und der Apotheker gegenseitig Gefälligkeiten erweisen.

O, das ist Alles erlogen! ächzte der Wirth. Man hätte Madeleine erschlagen, wenn sie nichts Schlechtes für mich ausgesagt. Vielleicht ist sie auch närrisch geworden; aus Schrecken ist das leicht möglich.

Das sind faule Fische, guter, lieber Marton! sprach Jacques Gomard. Euer Kopf ist beim Teufel!

Wo ist denn diese Madeleine? fragte Sebastiani.

Drüben ist sie noch, in der Wohnung des Wirthes. Mein Onkel Peter nimmt ihre Aussagen schriftlich auf. Wir müssen es schwarz auf weiß haben, damit die Herren Richter nicht die ganze Geschichte verpantschen.

Hört, Leute, mich an, sprach der Marschall. Um ein Verbrechen aufzuhellen, habt Ihr selbst einen verbrecherischen Weg eingeschlagen; denn es kommt Euch nicht zu, auf eigene Rechnung gewaltthätig zu verfahren; doch Eure Entrüstung ist begreiflich und daher hat man auch Entschuldigungsgründe für Eure Verirrung. Ihr werdet hier Eure Namen und Euern Wohnort bekannt geben, damit man Euch vor Gericht zitiren kann; nun geht ruhig nach Hause und harrt auf den Ausgang des Prozesses.

Gut, sprach Jacques Gomard. Wir hätten auch dagegen nichts einzuwenden, wenn man uns auch in Haft behalten würde, aber es ist besser, wenn wir jetzt nach Hause gehen dürfen, sonst wird der Krawall noch ärger. Wenn alles ruhig ist, kommen wir schon selbst, um uns einsperren zu lassen. Anf Ehrenwort, Herr General, wir werden nicht davonlaufen!

Die Namen der Arbeiter, welche den Marton gebracht hatten, wurden notirt, und eine Patrouille abgesendet, um Madeleine in Haft zu nehmen. Mit dieser zugleich verließen Jacques Gomard nnd seine Genossen das Haus.

Sie verkündeten es der Menge, daß Alles in guter Ordnung sei, und sprachen die Hoffnung aus, daß man dem Wirth und dem Apotheker bald die Köpfe abschlagen werde. Ihr Worte wurden mit Jubel aufgenommen und in dem nächsten Augenblicke bereits begann sich die Menge allmälig zu zerstreuen. In der darauf folgenden Stunde war die Barbaragasse vollständig geleert, ohne daß die Polizei weiter eingeschritten wäre.

Marton und die schöne Madeleine wanderten in das Gefängniß und fast zu gleicher Zeit wurde eine Wache in

das Haus des Massenissa gesendet, um ihn gleichfalls zu verhaften.

Dieser war bereits in seine Wohnung zurückgekehrt und bewirthete die Mannschaft, welche ihm Schutz und Sicherheit gewährte, auf das Splendideste mit Wein und Zigarren. Um sich jeden Anschein eines guten Bürgers zu geben, hatte er die Büste des Königs in das Fenster gestellt und Kerzen dabei angezündet. Dabei wurde er nicht müde, die Arbeiter als nichtswürdige Anarchisten zu verdächtigen, welche schlaue Unruhestifter unter falschen Vorwänden zusammen gerufen, um die Regierung zu stürzen.

Auch als er die Nachricht von den Vorgängen in der Barbaragasse erhalten, schien er nicht seine Fassung zu verlieren und bedauerte auf das Lebhafteste das unglückliche Los seines Provisors Etienne, dessen Leiche im Weinkeller des Marton aufgefunden worden war. Als später ein Polizeikommissär, von Wache begleitet, vor ihm erschien und seine Verhaftung ankündigte, sagte er: Meine Herren! Ich folge Ihnen. Erlauben Sie mir nur noch, daß ich Ihnen einige Papiere übergebe, welche ich für wichtig halte. Massenissa ging in ein Nebengemach, von den Kommissär gefolgt, welcher ihn nicht mehr aus den Augen ließ.

Im nächsten Momente stürzte der Kommissär aus dem Nebengemache mit den Worten: Schnell einen Arzt herbei, der Apotheker ist ohnmächtig geworden.

Bald zeigte es sich, daß Massenissa nicht ohnmächtig, sondern todt sei. Er hatte ein Fläschchen mit Blausäure geöffnet und dasselbe mit seiner Zunge, welche er durch einen Biß verwundet haben mochte, in Berührung gebracht. Augenblickliche Blutzersetzung und tödtlicher Starrkrampf waren die Folgen dieses Experimentes.

Achtes Kapitel.

An dem nächstfolgenden Morgen wurde der alte Welling in den Gerichtssaal geführt, wo nur einige Herren anwesend waren. Einer von diesen, ein robuster stämmiger Mann in den Kleidern eines schlichten Bürgers, redete ihn mit den Worten an: Ich habe gehört, daß Sie ein achtbarer österreichischer Soldat gewesen sind, der niemals mit den Gesetzen in Kollision kam. Wie kamen Sie auf den Gedanken, den Staatsanwalt, welcher gewissermaßen die höchste Autorität ist, auf so grimmige Weise zu insultiren.

Mein Herr! sprach der alte Baron, als Soldat bin ich es eben gewohnt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Wer meine Ehre antastet, der ist mein Feind und ich werde ihm unter jeden Verhältnissen kühn entgegentreten. Der Staatsanwalt hat meinen Namen beschimpft, er hat meinen Neffen, mein verjüngtes Ich, auf das schmählichste beleidigt, ohne daß er hiezu ein Recht gehabt hätte.

Ihr Neffe wurde eines großen Verbrechens wegen angeklagt, sprach der Andere, und wie der Fall stand, mußte der Staatsanwalt glauben, einen Schuldigen vor sich zu haben.

Pardon, mein Herr! Ein Staatsanwalt soll gar nichts glauben, antwortete der Soldat, sondern nur das aussprechen, wofür unzweideutige Beweise vorhanden sind. Es ist eine pure Tollheit, einen Baron Welling — einen Oesterreicher von unverfälschter Art, des Königsmordes anzuklagen.

— Das ist doch nicht dagewesen, mein Herr! Wenn ich nur den König sprechen könnte, um ihn aufzuklären!

Zu dem Könige findet man leicht Zutritt. Besuchen Sie ihn, um sich zu bedanken, er hat Ihren Prozeß niedergeschlagen und es auch veranlaßt, daß Ihr Neffe auf freien Fuß gesetzt werde. Hoffentlich wird sich auch dessen Angelegenheit zu Ihrer Zufriedenheit lösen.

Bravo, sprach Baron Welling, keine bessere Nachricht hätte ich erhalten können. Hoch lebe der König, er ist der vernünftigste aller Franzosen. Mein Neffe frei! Die Thränen kommen mir in das Auge. Ich lebte in der Angst, daß man ihn auf die Anklage des Spitzbuben, der das Magnetisiren als Handwerk treibt, schmählich hinschlachten werde.

Sie sehen daraus, daß es mit der Gerechtigkeit nicht gar so übel bestellt ist, als Sie vermuthen. Der allzugroße Eifer, für loyaler als der König zu gelten, hat den Gerichtsanwälten einen Streich gespielt, der sich jedoch leicht korrigiren ließ. Glauben Sie mir, mein Freud, es gibt ein Loyalität, die eben so unbequem als widerwärtig ist.

Mein Herr, Sie sprechen sehr freimüthig, sagte Welling. Ich möchte wünschen, daß der König Sie zum Rathgeber haben würde.

Der freundliche Mann lächelte und schwieg.

Darf ich zu meinem Neffen eilen, um ihm seine Freiheit anzukündigen.

Ja, mein Herr, gehen Sie mit Gott!

Ich danke Ihnen noch einmal herzlich für diese gute Botschaft.

Der alte Baron verbeugte sich und verließ den Saal. Zwei Herren folgten ihm von dort, welche ihm erklärten, seine Begleiter zu sein.

Noch wußte Eduard nichts von der günstigen Wendung seines Geschickes. Schwere Fesseln belasteten seine Glieder und der Seelsorger des Gefängnisses stand vor dem Delin-

quenten, ihn bei seinen Betheuerungen der Unschuld an den Himmel weisend.

Da erschien der Oheim mit seinen Begleitern und das trübe Auge des Neffen erglänzte bald in Freude und Lebensluft.

Die Fesseln wurden ihm abgenommen und ihm mitgetheilt, daß das über ihn gefällte Urtheil kassirt und eine neuerliche Untersuchung angeordnet worden sei, durch welche jedoch seine Freiheit nur dahin beschränkt wurde, daß er sich bis auf Weiteres nicht aus Paris entfernen solle.

Die beiden Wellings lagen einander in den Armen und der alte rief: Die Kalamitäten sind überstanden, und das gerichtliche Nachspiel wird nicht lange währen. Man muß Deine Schuldlosigkeit aussprechen. Mit einer einfachen Freilassung begnüge ich mich nicht.

Nun aber will ich die Klage gegen Marton, den Wirth, und gegen den Magnetiseur führen, sprach Eduard zu dem Beamten, der ihm die Freiheit angekündigt hatte.

Das dürfen Sie auch nicht unterlassen, entgegnete dieser, besonders in Bezug auf den Magnetiseur. Marton ist schon im Gefängnisse, und wenn nur ein Zehntheil von der gegen ihn gerichteten Anklage wahr ist, so wird er auf der Guillotine sterben. Wie es heißt, hat er in Verbindung mit einem Apotheker vielen Menschen tödtliches Gift beigebracht. Die glückliche Enthüllung seiner Unthaten ist Ihnen nützlich geworden, denn dadurch wurde die Aufmerksamkeit des Königs auf Ihre Person gelenkt und Seine Majestät hält sich für überzeugt, daß Sie nur das Opfer unmoralischer Ungeheuer werden sollten, die vor einem falschen Eide nicht zurückbebten.

Der Magnetiseur ist also bei dem Könige in Ungnade gefallen?

Ich zweifle, daß derselbe die Gnade Seiner Majestät je besessen. Louis Filipp hat eine strenge Untersuchung gegen jenen Grafen von St. Jago angeordnet, und wir werden

ihn wohl bald an der Seite Martons und seines Bedienten Jean auf der Anklagebank sehen.

Eduard verließ sein Gefängniß, wo er die peinlichsten Stunden verlebt hatte, und fuhr mit seinem Oheim nach dessen Absteigequartier in einem Gasthofe des lateinischen Viertels.

Dort fanden sie auch Himmelberger.

Sie sind frei! rief derselbe, als er die Beiden erblickte. Gott sei gelobt und gepriesen. Ich war schon ganz verzagt und bin hier gesessen wie ein Verdammter.

Man schüttelte sich gegenseitig die Hände.

Haben Sie Ihre Tochter schon gesprochen? fragte der junge Welling.

Wie wäre das möglich gewesen? lautete die Entgegnung. Der Chokolademacher sagte mir, daß der Magnetiseur mit Adele und seinem Domestiken heute Nacht bei dem Krawalle sich aus dem Staube gemacht habe. — So war es auch das erstemal — und es werden wahrscheinlich wieder Jahre vergehen, bevor man von ihnen wieder etwas hört.

Ich gehe zum König, sprach der alte Welling und rief den Bedienten, welchem er den Auftrag gab, seine Militäruniform auszupacken. Nicht kleinmüthig, lieber Himmelberger, sprach er. Wenn sich Louis Filipp für die Sache interessirt, dann wird der Magnetiseur wohl bald im Netze zappeln.

Der Chokolademacher bleibt lange aus, sprach Himmelberger, auf die Uhr blickend. Er sollte lange schon hier sein.

Wer ist dieser Chokolademacher? fragte Eduard.

Ihr gutes Glück, lautete die Entgegnung. Wenn er und sein Neffe keinen Krawall angezettelt hätten, dann stünde es wahrscheinlich sehr schlecht mit Ihnen.

Ich verstehe Sie nicht.

Der ehemalige Armeelieferant erläuterte durch eine kurze Erzählung seine Behauptung und Eduard rief hierauf

verwundert: Wahrlich, Sie haben Recht, der mir unbekannte Neubauer Chokolademacher ist mein Genius gewesen.

Eigentlich hast Du nur dem Könige Deine Freiheit zu verdanken, versetzte der alte Welling, der bereits seine Zivilkleidung gegen die Uniform vertauscht hatte. Der große Haken, an dem Du hängen geblieben bist, war unstreitig jenes schändliche Gedicht, dessen Vaterschaft Dir zugeschrieben wurde. Dieser Fall ist durch die Marton'sche Geschichte nicht aufgeklärt worden und es sollte mich wundern, wenn der überführte Giftmischer nicht jetzt behaupten sollte, daß er aus Patriotismus Dich vergiften wollte. — Der König hat also nur von Gott erleuchtet einen Machtspruch gethan, und es ist meine heilige Pflicht, ihm dafür unverzüglich zu danken. Das kann uns von Nutzen sein. Ich fahre sogleich nach dem Hofe, vielleicht erhalte ich Audienz. Adieu, meine Lieben.

Der alte österreichische Stabsoffizier, seinem Entschlusse getreu, stieg vor dem Hotel in einen Fiaker und befand sich in der nächsten Stunde schon in den weiten Hallen des königlichen Palastes, wo er viele Generale und Offiziere der Pariser Nationalgarde sah, welche wahrscheinlich gleich ihm Audienz bei dem Könige suchten.

Welling ging in die Kabinetskanzlei, wo sich sehr viele Leute anwesend befanden, die hier expedirt werden wollten, und ersuchte, daß man ihn für die königliche Audienz vormerke.

Dies geschah auch.

Man gab ihm eine Marke mit der Zahl 2048.

Was ist das für eine Nummer?

Sie bedeutet, daß Sie bei der Audienz 2047 Vorleute haben.

Wann kommt denn dann an mich die Tour?

O ganz gewiß in fünf bis sechs Wochen.

Mein lieber Herr, das geht nicht! Meine Angelegenheiten sind wichtig — ich bin ein Fremder, der sich nicht

länger als heute hier aufhalten kann. Dies muß man berücksichtigen.

Hier können Sie nicht berücksichtiget werden, sprach der Beamte des königlichen Kabinetes. Wenden Sie sich an den Obersthofmeister, oder, was noch besser wäre, an die Marquise Chabelais, Hofdame der Königin, welche in Privatangelegenheiten schon manchen Fremden vor Seine Majestät zu bringen wußte.

Welling wandelte hierauf kreuz und quer in den Gängen herum, stieg Treppe auf und Treppe ab, um die Wohnung der Marquise zu suchen. Einer schickte ihn dahin, der Andere dorthin, und er nahm sich vor, den Bedienten, welcher ihm zunächst in den Wurf kommen werde, festzuhalten, und nicht früher fortzulassen, bis er ihn nicht an Ort und Stelle gebracht habe.

Da sah er über eine Wendeltreppe einen Mann heraufkommen, welcher ein in Papier eingeschlagenes Packet unter dem Arme trug.

Niemand folgte ihm nach und Niemand kam ihm entgegen. Es mochte hier der abgelegenste Winkel des Schloßes sein.

Der Packetträger mochte sehr eilig gegangen sein, denn ehe er noch die letzte Stiege erreicht hatte, blieb er stehen schöpfte tief Athem, und stützte sich an das Geländer.

Der österreichische Militär näherte sich ihm, und erkannte denselben als jenen Herrn, welcher mit ihm freundlich im Gerichtssaale gesprochen hatte.

Ah, treffen wir uns hier!? redete er denselben freundlich an. Sie sehen, ich habe mich schon in Staat geworfen, um dem Könige meine Reverenz zu machen. — Aber es ist ja gar keine Hoffnung, vorzukommen. Man rieth mir, daß ich mich unter einen Weiberrock stecken solle, um zur Audienz zu gelangen. Aber ich suche vergebens die Trägerin desselben. Wissen Sie vielleicht die Wohnung der Marquise von Chabelais?

Mein Freund, man hat Sie an die richtige Hintertreppe gewiesen. Kommen Sie nur!

Die beiden schritten miteinander nur eine kurze Strecke.

Als der Packetträger zur nächsten Thüre gelangte, zog er einen Schlüssel hervor und sperrte dieselbe auf.

Wer wohnt denn hier? fragte Welling.

Meine Wenigkeit!

Das Zimmer, wohin die beiden gelangten, war eigentlich nicht wohnlich eingerichtet, sondern diente vielmehr zur Aufbewahrung von Büchern, Schriften, wissenschaftlichen Instrumenten, die hier alle in Verwirrung durcheinander lagen. Auch Kinderspielzeuge sah man hier.

Der Fremde bat ihm freundlich einen Sitz an, präsentirte ihm Zigarren und zeigte nach einer Zündmaschine mit den Worten: Dort finden Sie Feuer! Auf ein Viertelstündchen muß ich Sie verlassen, ich habe mein Packet abzugeben.

Der freundliche Herr entfernte sich rasch durch eine Seitenthüre. Welling vertrieb sich die Zeit, indem er Stahlstiche ansah, die in die Menge auf den Tischen herumlagen.

Eines dieser Bilder hatte die Unterschrift: Louis Filipp, König der Franzosen, und war überaus hübsch ausgeführt.

Welling erschrack lebhaft, als er dies anblickte. Er sah bis in den kleinsten Zug das Konterfei jenes Mannes, der sich eben entfernt hatte.

Wie!? Das sollte Louis Filipp gewesen sein? sprach der alte Militär höchst erstaunt. Das ist nicht übel, ich habe ihn ganz bagatellmäßig behandelt. — Das Klügste, was ich thun kann, ist, die Rolle des Unbefangenen weiter fortzuspielen, und sein absichtliches Inkognito zu beachten.

Der alte Baron legte das Bild weg, zündete sich eine Zigarre an, und sich in einem Fauteuil niederlassend, schmauchte er mit Gemüthlichkeit.

Louis Filipp kam zürück, er nahm einen Stuhl und zog denselben in die Nähe des Pensionisten, und setzte sich ihm entgegen, indem er sagte: So, jetzt können wir einen Augenblick ungestört plaudern.

Sagen Sie mir doch, begann er vom neuem, was es für ein Bewandtniß mit jenem Mädchen hat, welches der Magnetiseur für eine Hellseherin ausgibt? Unter uns gesprochen, ich halte sie für eine Betrügerin!

Ich glaube, Sie irren, mein Herr! antwortete Welling. Adele war stets ein braves Mädchen, ihr Vater, dessen einzige Erbin sie ist, besitzt einen großen Reichthum, und mein Neffe, der ihr verlobt wurde, würde mit ihr gewiß glücklich geworden sein, wenn sie nicht dieser schändliche Magnetiseur als Schlafwandlerin fortgeführt hätte.

Der König blickte düster umher.

Sie glauben wohl auch, mein Herr, sprach er, daß jene Adele wirklich die Gabe besitzt, zukünftige Dinge vorauszusehen.

Hierüber kann ich nicht urtheilen, meinte Welling, aber ich denke, daß keine Hellseherin etwas Anderes profezeihen könne, als was sich naturgemäß bereits entwickelt, oder was ihr der Magnetiseur, der ihren Geist vollständig beherrscht, gleichsam soufflirt.

Der König versank in tiefes Nachdenken.

Sie können Recht haben, mein Herr, sprach er nach einer längeren Pause. Dieser Magnetiseur ist ein unzweifelhaft nichtswürdiger Mensch, den man nicht entfliehen lassen darf.

Er soll aber bereits entflohen sein!

Das ist mir bekannt. Er hat die Route nach St. Reaux eingeschlagen, wahrscheinlich um nach Havre zu reisen und dort sich nach England einzuschiffen. Da man dies weiß, so kann er auch nicht entkommen, nnd es ist in Ihrem Interesse gelegen, wenn Sie unverzüglich mit Ihrem Neffen sich gleichfalls dahin wenden.

Mein Neffe hat nicht die Erlaubniß, Paris zu verlassen.

Die sollen Sie sogleich hier erhalten!

Louis Filipp ging zu dem Tische und schrieb mit einer Bleifeder einige Zeilen auf ein Blatt Papier.

Hier haben Sie, sprach er hierauf, den Freipaß für Ihren Neffen und den Verhaftsbefehl für den Magnetiseur. Die Sache wird keine Schwierigkeit machen, denn jede Behörde wird diese Unterschrift respektiren.

Welling las den Namen des Königs, der hiermit sein Inkognito aufgab, und stellte sich auf das lebhafteste überrascht.

Wie, rief er, ich habe das Glück, Seiner Majestät dem Könige der Franzosen gegenüber zu stehen?

Und ich habe das Vergnügen, einen braven österreichischen Offizier in meinem Hause willkommen zu heißen. Schade, daß Ihre Angelegenheiten und auch die meinigen — es ist der Geburtstag meiner Frau, welche ich mit einem Präsent überraschen mußte, uns nicht länger erlauben, für jetzt beisammen zu bleiben. Ich wünsche, daß Sie Ihre Angelegenheiten glücklich zu Ende bringen und mir dann die Ehre geben, mit mir ein Souper einzunehmen.

Der König gestattete in seiner Eile nicht dem Baron, viele Worte zu sprechen, und von der Hand seines hohen Gönners geführt, schritt er jener Thüre zu, woher er gekommen war.

Adieu, mein Freund, sprach der König, und zog sich zurück, die Thüre hinter sich schließend.

Das ist ein ganz nettes Abenteuer, sagte der alte Baron zu sich, und schritt die Wendeltreppe hinab.

Im nächsten Augenblicke befand er sich wieder auf dem Wege zu seinem Neffen.

Er kam zu ihm und fand bei demselben außer Himmelberger und dessen Dolmetsch einen jungen Arbeiter, welcher Jacques Gomard war.

Auf nach Havre! rief der alte Welling. Dorthin hat sich der Magnetiseur mit Adele gewendet.

Fehlgeschlossen! rief Jaques Gomard. Nach Orleans müssen wir gehen.

Sie sind vorlaut, junger Mann, entgegnete mißbilligend der alte Militär. Ich weiß es aus dem Munde des Königs.

Ja, wenn man den Königen immer die Wahrheit sagen würde, meinte Jacques Gomard lächelnd; man hat ihn sicher falsch berichtet. Gehen wir nur nach Orleans, wohin sich der Graf von St. Jago sein Reisegepäcke heimlich bringen ließ. Ganz gewiß, daß wir ihn dort finden werden. Sein Jean — den Bedienten meine ich — ist auch dort zu Hause.

Ich schwöre darauf, daß Alles wahr ist, was mein Neffe sagt, versetzte d:r Chokolademacher. Das ist ein Kopf und er hat auch das Herz auf dem rechten Fleck.

Ich glaube auch davon überzeugt zu sein, daß Jacques Gomard einen richtigeren Bericht erhalten als der König, sprach Eduard, denn es ist gewiß, daß der Magnetiseur hohe Protektoren habe.

Ich glaube aber besser unterrichtet zu sein. Gehe Du nach Orleans, ich werde mich nach Havre wenden.

Das ist auch besser, als wenn wir Alle nach einer Richtung unseren Weg nehmen wollten. — Keine Zeit ist zu verlieren, brechen wir auf!

Die Partien aber sind ungleich, sprach Jacques Gomard. Hier Vier dort Einer. Der Herr Offizier ist ein Fremder und kann nicht allein durch Frankreich gesendet werden, um einen Spitzbuben zu verfolgen. Es ist ja mögli h — aber nicht wahrscheinlich, daß wir Anderen auf eine falsche Fährte kommen können. Mein Onkel soll mit ihm gehen.

Gut, sprach der alte Welling. Das Gros der Armee also bewegt sich nach Orleans.

Und noch in dieser Minute! rief Jacques Gomard und eilte den Anderen voran.

Bald rollten zwei Reisekutschen in entgegengesetzter Richtung durch die Straße und die Verfolgungsreise hatte begonnen.

Neuntes Kapitel.

Spät in der Nacht erreichte Eduard mit Himmelberger und dem jungen Pariser Arbeiter die alterthümliche Stadt Orleans, wo man auf den Rath des letzteren in einem der minderen Gasthöfe, der sich in einer abgelegenen Vorstadt befand, einkehrte.

Obwohl das Wetter sehr ungünstig war, denn es begann stark zu regnen, so ging doch Jacques fort, um dem flüchtigen Magnetiseur nachzuspüren.

In Orleans war er fast eben so gut wie in Paris bekannt, denn er hatte in einer Fabrik jener Stadt seine Arbeitsthätigkeit als Radtreiber vor mehreren Jahren begonnen.

Erst Morgens kehrte er zurück und verlangte, daß ihm Welling seinen Mantel leihe, damit er unerkannt als Kundschafter ausgehen könne.

Es geht gut, sprach er in den Mantel sich hüllend. Der Bediente des Magnetiseurs ist hier, ein Mann, mit welchem ich bekannt bin, hat ihn bereits gesehen.

Verlieren wir keine Zeit, um ihn festzunehmen, sagte Eduard, dort, wo der Bediente ist, wird man wohl auch den Herrn finden.

Es ist nicht so, der Bediente Jean befindet sich bei einem italienischen Figurenmacher und gilt als seine Frau.

Wie!? Er hat sich verkleidet? fragte Eduard.

Im Gegentheile, er ist vorher verkleidet gewesen. Doch verlieren wir keine Worte, die Zeit ist kostbar.

Jacques eilte davon.

Um sieben Uhr sah man ihn einem Frauenzimmer folgen, welches aus dem Stadtthore kam, und in den Esplanaden dahin ging.

Sie trug einen Korb in der Hand, welcher, nach ihrem Gange zu urtheilen, ein ziemliches Gewicht haben mochte.

Das Regenwetter hielt an, und dabei war es noch so nebelig, daß man kaum auf zehn Schritte Jemanden erkennen konnte.

Jacques wunderte sich, daß jenes Frauenzimmer keinen geraden Weg einschlage, sondern in den geschlängelten Gängen der Gartenanlagen gleich in einem Labyrinthe dahinwandle, und er verfiel auf den Gedanken, daß sie wohl Jemanden hier erwarten möge, um ihm den Korb zu übergeben.

Jetzt aber ging sie auf einem stark abschüssigen Wege in den Stadtgraben hinab und ging auf ein Magazin zu, vor welchem ein Cheveauxleger Wache stand.

Von dort ging sie auf eine mit Gesträuchen bewachsene Stelle zu, einem Winkel zwischen den Festungsmauern, von welchem ein Theil hier stark hervorsprang.

Kein Mensch mochte schon lange nicht von hier an diesem entlegenen Punkt in den Stadtgraben gekommen sein.

Das Frauenzimmer, welchem Jacques Gomard so viel als möglich nahe zu bleiben suchte, um sie nicht aus dem Auge zu verlieren, verschwand dort hinter einem Busch, und als Jacques sich beeilte, ihr nachzuschlüpften, da sah er sich plötzlich von derselben überfallen.

Mit einem Dolch in der Hand stürzte sie sich auf ihn, und der Ueberfall war so plötzlich und unerwartet, daß es wenig fehlte, daß der Pariser Arbeiter von ihr erdolcht worden wäre.

Sein gutes Glück war der schlüpferige Boden, denn, als er zurückwich, glitt er aus und fiel.

Das Frauenzimmer jedoch stürzte über ihn.

Im nächsten Momente hatte der flinke Jacques ihr den Dolch entrissen und befand sich in halbaufgerichteter Stellung der Ueberwundenen gegenüber.

Diese war jedoch niemand Anderer, als jene schwache, schmächtige Person, welche für den Bedienten des Magnetiseurs gegolten.

Braucht Dein Herr wieder eine frische Leiche? fragte spöttisch Gomard.

Warum verfolgst Du mich? fragte Jene. Hab' ich Dir etwas zu Leide gethan?

Nein, mein Schatz! Du hast Malheur; vergebens suchst Du meinen Zeitungsmund zu stopfen. — Doch jetzt mach' es kurz! Wo hält sich der Magnetiseur auf? Lügen kannst Du Dir ersparen, denn ich lasse Dich ohnehin nicht mehr los!

Man vernahm ein Geräusch in der Nähe und in demselben Augenblicke begann das Frauenzimmer laut um Hilfe zu schreien.

Soldaten von der Magazinswache kamen herbei. Die Schildwache, welche den Mann mit der Korbträgerin nach einem Orte zuschreiten gesehen, wo Niemand etwas zu suchen hatte, schickte ihre Kameraden aus der nahen Wachstube ihnen nach. Diese nahmen allsogleich Partei für die Frau, vor welcher Gomard mit dem Dolche in der Hand kniete.

Die Waffe wurde ihm entrissen und er gefragt, was er im Schilde führe?

Das läßt sich schwer sagen, antwortete Jacques. Vorderhand habe ich sie ins Verhör zu nehmen. Sie soll uns sagen, wohin sie den Korb tragen wollte, der dort steht.

Laßt Euch von dem schändlichen Menschen nicht irre führen, erhob die Frau ihre Stimme. Ihr habt es gesehen, wie er gewaltsam mit mir verfuhr. Er wollte mich um meine Ehre bringen. O dieser Schändliche!

Ja, wenn sie so spricht, sagte Gomard, dann ist es mit aller Schonung vorüber. Diese Dame ist eine nichtswürdige Person, welche in Paris, als Mann verkleidet, sich damit befaßte, Lebende in Leichen zu verwandeln, um ihrem Herrn dieselben zu anatomischen Kunststücken abliefern zu können.

Welche Lüge, ich heiße Tomasi und bin die Frau des Figurenmachers, welcher in der Rue St. Croix wohnt. Führt mich gleich zu ihm und nehmt den Schändlichen gefangen.

Seid so gefällig, sprach Jacques Gomard, uns beide auf die Präfektur zu bringen, weitere Erklärungen sind hier überflüssig.

Die Soldaten untersuchten den Korb und fanden darinnen zubereitete Speisen und ein Service. Frau Tomasi mußte ihren Korb wieder aufnehmen und wurde mit Gomard von der Wache in eine nahe Kaserne und nach kurzem Aufenthalte daselbst nach der Präfektur geführt.

Eine Stunde später, und Eduard Welling nebst Himmelberger befanden sich gleichfalls auf der Präfektur, wohin sie von einem Gendarmen geholt worden waren. Der Präfekt, welcher die gerichtliche Verhandlung selbst führte, fand die Aussagen Wellings, welche dazu dienen sollten, jene des Gomards zu erläutern, für unverständlich und verworren, und versicherte Nichts davon zu wissen, daß ein Verhaftsbefehl gegen den Grafen von St. Jago erflossen wäre.

Offen nahm er Partei für Frau Tomasi, welche bei ihren vor den Soldaten gemachten Aussagen stehen blieb und versicherte, daß sie sich nur einige Tage von Orleans abwesend befunden habe, um in Nantes Waaren für ihren Mann bei einem Schiffsrheder, welcher nach Italien absegelte, zu bestellen.

Ihr Mann, welcher gleichfalls zugegen war, rühmte wahrhaft enthusiastisch die hohen Tugenden seiner Frau und der Präfekt befahl, die beiden Fremden sammt dem Pariser Arbeiter in das Gefängniß abzuführen.

Ehe das geschieht, sprach Jacques, soll die tugendreiche Ehefrau des Gipsfigurenmachers sagen, wohin sie den Korb mit den Speisen tragen wollte, und der Herr Präfekt möge sich davon überzeugen, ob diese Aussage eine richtige sein wird. Wir gehen in das Gefängniß, wo wir wohl nicht lange bleiben werden, da Paris kaum eine Tagreise von hier entfernt ist, und Depeschen von dort jedenfalls bald eintreffen müssen, welche Ihnen den Sachverhalt erklärlich machen. Vorderhand verlangen wir aber noch, daß eine gewisse Person Namens Peretti ausfindig gemacht werde; denn unter dieser Adresse hat der Magnetiseur sein Reisegepäck aus Paris hierher befördern lassen.

Der Präfekt befragte die Frau in Bezug auf den Handkorb und diese theilte mit flinkem Munde mit, daß sie Speisen in das Hospital tragen wollte, um das Werk der christlichen Barmherzigkeit an Hilfsbedürftigen auszuüben.

Diese Erklärung erregte endlich den Verdacht des Präfekten, denn die Speisen bestanden nicht allein aus ausgesuchten Leckerbissen, sondern denselben waren einige Bouteillen einer kostspieligen Weingattung beigegeben.

Tomasi lebte aber nicht in so einem Wohlstande, daß er solche unpassende Geschenke in das Hospital senden könnte.

Dies bestimmte den Präfekten auch die Verhaftung des Figurenmachers und seiner Frau auszusprechen.

Nun aber gerieth Tomasi in die größte Bestürzung, und er bat, daß man ihn aus dem Spiele lassen solle, indem er von allen den Vorfällen fast gar nichts wisse. Ja, er forderte sogar seine Frau auf, die Wahrheit doch zu gestehen, damit sie nicht in einen falschen Verdacht komme, die Theilnehmerin an verbrecherischen Handlungen zu sein, und als diese trotzdem die Wahrheit nicht angeben wollte, so rief Tomasi: Der Wahrheit ihr Recht! Meine Frau hat für eine reisende Herrschaft gekocht, welche außer der Stadt in einem Landhause sich aufhält und sich dort auch wohnlich

einrichten will. Erst gestern ist diese Herrschaft aus Nantes dort angekommen, wo sie meine Frau kennen gelernt hat.

Frau Tomasi sah sich genöthigt, der Erklärung ihres Mannes beizupflichten, und über jenes Landhaus nähere Auskünfte zu geben, welches eines der entlegensten von der Stadt war.

Später zeigte es sich, daß der Figurenmacher von dem verbrecherischen Treiben seiner Frau nicht die geringste Ahnung hatte, und daß er wirklich geglaubt habe, daß sie während ihrer Abwesenheit von Orleans in Nantes gewesen sei. Frau Tomasi war, wie es gleichfalls später zu Tage kam, eine Stiefschwester des Italieners Bettini.

Der Präfekt beschrieb einen Zettel und schickte denselben fort.

Die Wiener wurden von ihrem Reisebegleiter Jacques Gomard getrennt und in ein anderes Lokal geführt, wo sie unter Amtsdienern fast zwei Stunden verbrachten.

Endlich kam der Befehl, daß sie wieder vor dem Präfekten zu erscheinen haben.

Dort fanden sie den Magnetiseur, reisemäßig gekleidet und erblickten an seiner Seite die Hellseherin Adele. Sie trug einen schwarzen Seidenmantel, einen großen runden Hut, gleichfalls von schwarzer Farbe, Leichenblässe bedeckte ihr Antlitz, ihre Augen waren trübe und verschwommen. Als sie den Vater erblickte, da wurde sie von einem heftigen Gefühlssturme ergriffen, der sich in jedem ihrer sichtbaren Muskeln aussprach.

Thränen der Rührung flossen aus ihren Augen.

Dennoch blieb sie an der Seite des Magnetiseurs stehen, dessen Hand in der ihrigen ruhte.

Auch Himmelberger, der ihr mit Eduard gegenüberstand, zeigte sich höchst aufgeregt, aber seine Empfindungen waren nicht so weicher Natur, wie die seiner Tochter.

Adele! rief er unmuthsvoll. So treffen wir uns endlich nach einer langen Reihe von Jahren wieder! Hast Dich

sauber aufgeführt! Weißt Du es schon, daß Deine Mutter aus Entsetzen über Deinen Verlust gestorben ist?

Adele stieß einen Schrei des qualvollsten Schmerzes aus und schlug die Hände vor das Gesicht.

Adele, begann Himmelberger von neuem, Du stehst dem Vater gegenüber, welcher gegen den Mann an Deiner Seite die Anklage Deiner Entführung gerichtlich erhoben hat. Dieser Schurke wird nun auch wegen anderer Verbrechen verfolgt, die darin bestehen, daß er Deinen verlobten Bräutigam, Baron Welling, mit Hilfe anderer Bösewichter aus der Welt expediren wollte. Wahrscheinlich hat er noch weit schlechtere Thaten verübt. Und Du bleibst an der Seite dieses Mannes stehen? Reißest Dich von ihm nicht los? Wie, soll ich es wirklich glauben, daß Du so tief gefallen bist, in wilder Ehe mit dem Bösewicht zu leben!? — Adele, komme zu mir!

Die Aufgeforderte rührte sich nicht von der Stelle.

Du sollst Vater und Mutter verlassen und Deinem Gatten folgen, sprach der Magnetiseur, ohne die Hand der Hellseherin loszulassen. Du sollst aber nicht Deinen Gatten verlassen, um dem Vater zu folgen. — Herr Präfekt, setzte er hinzu, ich appellire an Ihre Weisheit und Gerechtigkeit, an Ihre Unbefangenheit und Güte, um mich und meine Frau von den Verfolgungen einer Sippschaft zu beschützen, welche die Geheimnisse des Herzens — der echten Liebe — nicht zu begreifen im Stande ist, und dieselbe als Hexerei ausschreit. Meine Frau hat sich einmal von ihren Verwandten losgesagt, und es kommt gar nicht mehr darauf an, es zu untersuchen, durch welche Mittel ich ihre Zuneigung mir erworben habe. Sie liebt mich und ist mit mir eine Zivilehe eingegangen. Unsere Ehe ist eine glückliche.

Meine Herren, sprach der Präfekt. Unter diesen bewandten Umständen haben Sie kein Recht an diese Frau, und da die Papiere des Herrn Grafen sich in bester Ord-

nung befinden, so habe ich gleichfalls kein Recht, ihn hier festzuhalten.

Ich danke Ihnen, mein Herr, sprach der Magnetiseur. Ihr Ausspruch hat genügt, daß Sie meine Lage nicht verkennen — komm', Adele, wir wollen uns entfernen.

Sie bleiben! rief Eduard zornig und stellte sich dem vorgeblichen Grafen entgegen. Wir haben hier nicht von Familienangelegenheiten zu sprechen, sondern wir sind nach Orleans geeilt, um den Steckbrief zu überflügeln, welcher jenen Mann verfolgt. Ob er schuldig ist oder nicht, das kommt hier nicht in Frage. Dieser Mann ist nach Paris einzuliefern und der Herr Präfekt wird sich nicht gegen seine eigene Behörde auflehnen.

Sie unterfangen sich, mir Gesetze vorzuschreiben? fragte der Präfekt entrüstet. Weichen Sie augenblicklich von der Thüre hinweg, der Herr Graf kann mit seiner Frau Gemalin ungehindert abreisen.

Er wird so lange hier bleiben, bis Sie eine Ordre hierüber aus Paris erhalten, sprach Eduard. Der König selbst hat die Verhaftung jenes Mannes anbefohlen. Der Befehl mit des Königs eigener Unterschrift befindet sich in den Händen meines Oheims, welcher, auf eine falsche Fährte geleitet, sich nach Havre begeben hat. Auf diese Enthüllungen hin, Herr Präfekt, müssen Sie den Magnetiseur und das unglückliche Opfer seiner Willkür festnehmen lassen.

Eine unerhörte Kühnheit, zürnte der Präfekt. — Doch wir wollen sehen, was die neue Post aus Paris bringt, welche in einigen Minuten hier eintreffen muß. So lange wird mir der Herr Graf die Ehre seiner Gegenwart schenken. Dort sind Sitze — nehmen Sie Platz.

Ohne Widerrede gehorchte der Magnetiseur und im nächsten Augenblick saß Adele an seiner Seite, von ihm wie vorher an der Hand festgehalten.

Adele hatte stets den Blick zu Boden geschlagen, und

ihr ganzes Wesen ließ erkennen, daß sie vor allem Anderen von Furcht beherrscht werde.

Der Präfekt wendete sich hierauf anderen amtlichen Geschäften zu, ertheilte den Beamten Aufträge, und unterschrieb Schriftstücke.

Schweigsam harrte Eduard auf die Ankunft der Post, Himmelberger jedoch sprach abermals mit seiner Tochter, dieselbe wiederholt auffordernd, sich von ihrem Entführer loszusagen.

Endlich antwortete ihm dieselbe.

Ich kann es nicht, klang es in dem Tone der Trostlosigkeit von ihren bebenden Lippen.

Warum kannst Du nicht? Das Geheimniß ist auch gar nicht versteckt, dadurch, daß der Magnetiseur Deine Hand hält, übt er eine Gewalt über Dich, welche nicht blos die Hand, sondern auch Deinen Willen fesselt.

Sie irren, nahm der Magnetiseur das Wort und zog seine Hand von der des Mädchens zurück. Sie sehen, ich halte sie nicht mehr, nnd dennoch springt sie nicht empor, um zu Ihnen zu eilen. — Herr Himmelberger, wenn Sie ein vernünftiger Mann sind, so werden Sie unser Bündniß segnen, fuhr der Italiener fort, Adelens Hand wieder ergreifend. Eine Mitgift wünsche ich nicht, aber Ruhe will ich haben; die Verfolgungen müssen aufhören.

Ein Amtsdiener kam, welcher eine Ledertasche über die Schulter hängen hatte, aus welcher er hierauf Briefe nahm, die er auf den Tisch des Präfekten legte.

Dieser erbrach einen nach dem anderen und las jeden derselben.

Als er den letzten Brief geöffnet in der Hand hatte, so schenkte er dem Magnetiseur einen freundlichen Blick und sagte: In der That hat die Post einige Aufschlüsse über Ihre Persönlichkeit, Herr Graf, gebracht. Ein hochstehender Mann hat Sie mir freundschaftlich empfohlen, und zugleich geschrieben, daß Sie mit den schmählichsten Ver-

folgungen zu kämpfen haben. — Für einige Zeit, verehrter Herr Graf, sollen Sie von den Verfolgern erlöst sein. Die beiden Herren, welche rechtliche Ansprüche auf Ihre Frau zu haben glauben, werden hier bleiben und wegen Beleidigung meiner Amtsperson und wegen Verleumdung zur Verantwortung gezogen.

Der Magnetiseur dankte und sagte unaufgefordert: Ich werde nicht länger hier in Frankreich bleiben, sondern nach Amerika segeln, wo ich mit meiner Frau ein sicheres Asyl zu finden hoffe.

Adele, hast Du es gehört! rief Himmelberger. Er will Dich nach Amerika führen und nie sollst Du Deinen Vater wiedersehen. Unnatürliche, wie kannst Du es ertragen!?

Endlich löste sich Adelens Zunge.

Lebe wohl, Vater, sprach sie in wehmüthigem Tone. Verdamme mich nicht lieblos. Eine eherne Kette schlingt sich um mich, die ich nicht zu zerreißen vermag. Wie Gott will! — Das Leben ist nur eine flüchtige Sekunde, und wenn sie vorüber ist — dann ist Alles vorüber.

Mir ist nicht zu helfen, Vater, fuhr sie in Thränen zerfließend fort. Das Herz muß so schlagen, wie es der Puls bewegt — ich habe keinen Willen. — Eduard versteht mich, er wird mich beweinen. — Lebt wohl, Ihr Guten! — Fort in die neue Welt!

Nein, Adele, rief der junge Welling, nicht von der Thüre weichend. Wir zerreißen die magische Kette, die der Elende um Dich geschlungen. Fasse Muth, wir werden Dich retten.

Thorheit! sprach der Italiener Bettini. Wollen Sie den Mond von der Erde reißen und das Sonnensystem zertrümmern? Adele ist mein und eine irdische Macht kann sie von mir nicht trennen. — Lassen Sie uns freien Weg!

Keine weiteren Exzesse! rief der Präfekt, den Glockenzug ergreifend und mit Heftigkeit in Bewegung setzend.

Einige Gerichtsdiener eilten in die Kanzlei, aber mit diesen kam auch ein Kavallerist in einen weißen Mantel gehüllt und auf dem Haupte einen glänzenden Helm mit einem rothen Kamm.

Er ging zu dem Präfekten, der an seinem Schreibtische stand und übergab ihm einen unversiegelten Brief.

Dieser entfaltete denselben, las und runzelte die Stirne.

Ich habe Euch gerufen, sprach er hierauf zu den Gerichtsdienern, damit Ihr eine Person von hier in das Gefängniß abführet. — Bemächtiget Euch jenes Mannes! — Er zeigte mit dem Finger auf den Magnetiseur. — Seine Verhaftung wurde anbefohlen.

Das kömmt unerwartet, sprach der Italiener mit leidenschaftlicher Aufregung. Es ist eine Ungerechtigkeit sondergleichen, mich zu verhaften. Was könnte man gegen mich rechtlich vorbringen!?

Es ist hier über Ihre Schuld oder Nichtschuld kein Urtheil zu fällen, sprach der Präfekt. Jener Mann, der Sie mir auf das Wärmste anempfohlen, widerruft seine Anempfehlung und hat mir Ihren Steckbrief eingesendet. Sie werden nach Paris transportirt.

Und was geschieht mit meiner Tochter? fragte Himmelberger, welcher Eduard die Worte des Präfekten verdolmetschte.

Auch die Hellseherin ist bei einer rücksichtsvollen Behandlung nach Paris zu weisen.

Wir werden also vereint dahin unsere Reise antreten, sprach der Magnetiseur.

Dagegen protestiren wir! rief Eduard. Die Tochter gehört zu ihrem Vater. Er wird sie übernehmen und Bürgschaft dafür leisten, daß sie nach Paris gebracht werden wird.

Die Frau gehört zu dem Manne! rief der Italiener. Man darf sie von mir nicht trennen.

Ganz gewiß geschieht dies, rief der Präfekt überaus gereizt. O, Sie werden mich nicht dupiren, wie es Ihnen

bei meinem hochgestellten Freunde gelungen ist. Sie sind ein schändlicher Mensch — ein Betrüger, welcher noch dazu, was doch gewiß das Schlechteste ist, politisch kompromittirt erscheint.

Sie beschimpfen mich ungerecht, sprach der Italiener. Ich habe mich nie in politische Händel eingelassen.

Das kümmert mich wenig. Hier steht es schwarz auf weiß. Sie werden von Ihrer Frau getrennt werden, und die Reise nach Paris mit dem Arbeiter Jacques Gomard und der Frau des Figurenmachers antreten. Auch Ihr Bedienter Jean wird steckbrieflich verfolgt, und da Gomard behauptet, daß dieser Bediente niemand Anderer als Madame Tomasi ist und dies sich als sehr wahrscheinlich darstellt, so haben Sie in der Gesellschaft der Beiden sich auf den Weg zu machen.

Herr Präfekt —

Zum Teufel, schweigen Sie! Es ist abscheulich, wie Sie mich blamiren wollten.

Sie werden sich aber noch mehr blamiren, wenn Sie mich als einen Verbrecher behandeln und von meiner Frau trennen. Lassen Sie mich den Steckbrief lesen. Er kann unmöglich mich als einen Verbrecher hinstellen.

Fort mit ihm! — Die Frau bleibt hier.

Der Magnetiseur wurde von Adele getrennt.

Die Aengstlichkeit und die Bestürzung dieses Geschöpfes steigerte sich bis zur Fassungslosigkeit.

Als der Magnetiseur, mit den Bütteln ringend, sie in das Auge faßte, und ihr die Worte zurief: Adele, kannst Du leben ohne mich? — da warf sich diese vor den Präfekten hin und rief mit angstverwirrtem Blicke: Laßt mich bei ihm — es kann ja nicht anders sein — ich gehöre ihm an!

Was ich angeordnet habe, geschieht! rief der Präfekt.

Die Büttel zogen Bettini aus dem Gerichtszimmer.

Adele, sei muthig! rief dieser noch an der Schwelle

was auch geschehen mag, denke daran, daß Du nur mir allein gehörst — ich lasse Dich nicht im Stiche, so wahr mir Gott helfen möge!

Adele, sank ohnmächtig auf den Fußteppich nieder.

Man brachte sie auf den Gang hinaus und es währte längere Zeit, bis sie wieder zum Leben erwachte.

Machen Sie ihr keine Vorwürfe, sprach Eduard leise zu Himmelberger. Da sie der Magnetiseur vollständig beherrschte, so mußte sie durch die Trennung von demselben naturgemäß unangenehm berührt werden. Danken wir Gott daß es nur einen so leichten Kampf gegolten hat, sie von ihm frei zu machen. Ich hoffe, die Fessel ist zerrissen.

Himmelberger begab sich mit Eduard von seiner Tochter hinweg in das Zimmer des Präfekten, und verlangte, daß ihm seine Tochter übergeben werde. Er wolle für sie jede Bürgschaft leisten.

Können Sie eine Kaution von zehntausend Franks erlegen, sprach der Präfekt, so will ich Ihre Tochter Ihnen übergeben.

Himmelberger besprach sich hierauf mit Welling, und erklärte sich dann bereit, eine Summe von sechstausend Gulden in österreichischen Banknoten bei dem Gerichte zu deponiren.

Der Präfekt fand diese Kaution für genügend und Adele wurde an den Vater ausgefolgt.

Sie zeigte sich so kummergepreßt, als wenn sie eine schwere Strafe zu erwarten hätte. Kein zärtlicher Blick fiel auf ihren Vater.

Im passiven Gehorsam folgte sie seinem Befehle und begab sich mit ihm, von Eduard gestützt, zu dem Thore des Amtsgebäudes, wo man sie in eine Miethkutsche brachte, in welcher sie in Gesellschaft ihres Vaters und ehemaligen Bräutigams die Rückreise nach Paris antrat.

Während der Fahrt verfiel sie in einen Schlummer, welcher mehrere Stunden ununterbrochen anwährte.

Als sie endlich erwachte, zeigte sie ein geändertes Betragen.

Hilf Himmel, war es Traum, war es Wirklichkeit! rief sie, als der Wagen eben an den Barrieren von Paris anhielt.

Du bist mein guter, mein theuerer Vater, setzte sie mit seelenvoller Stimme hinzu und warf sich an die Brust des Genannten. Wie hell — wie klar wird es in meinem Geiste! O, ihr himmlischen Mächte, aus welch' entsetzlicher Gewalt habt Ihr mich befreit! Eduard — Eduard, mein theuerer Eduard! rief sie sodann, die Hand ihres ehemaligen Bräutigams ergreifend. Ich weiß es — ich fühle es klar, daß ich es allein Dir zu verdanken habe, aus einem entsetzlichen Zustande gerettet worden zu sein.

Als sie hierauf den Wagen verließ, sah sie mit staunnenden Blicken um sich, allen Dingen umher mit einem erfreulichen Gefühle ihre Aufmerksamkeit schenkend.

Wonnethränen perlten ihr aus den Augen. Mein Himmel, rief sie, ich gehöre wieder dem Leben an. Ich bin ein Theil des Ganzen, welches von dem Odem der Gottheit durchströmt wird. Ich lebe und empfinde die Lust meines Daseins.

Kaum in dem Gasthof angelangt, wo Himmelberger sein Quartier hatte, schrieb Eduard sogleich seinem Oheim nach Havre um ihn von seinem glücklichen Erfolg zu benachrichtigen und zu ersuchen, ohne Verzug nach Paris zurückzukehren. Vielleicht können Sie es bei dem Könige durchsetzen, schrieb der Neffe seinem Oheim, daß der Prozeß gegen den Magnetiseur durchgeführt werde, ohne daß man ihm Adele als Zeugin gegenüberstelle. Sie darf ihn nicht mehr sehen, sonst verfällt sie in ihr früheres Unglück, von demselben wieder beherrscht zu werden. Adele fürchtet jenen Menschen ebensosehr, als sie ihn verabscheut. Sie ist noch immer trotz ihrer Kränklichkeit überaus liebenswürdig und wird sich gewiß schnell erholen, wenn wir sie der Heimat wiedergegeben haben.

Kaum hatte Eduard diesen Brief auf die Post geschickt, als Himmelberger ihm erklärte, daß er noch dieselbe Stunde mit Adele die Heimreise antreten werde.

Was wollen wir noch länger hier? sprach er, das Mögliche haben wir erreicht, und wir haben uns weniger um den Magnetiseur als um Adele zu kümmern, damit sie uns nicht rückfällig wird. — Man wird ihn hoffentlich ohne die Zeugenschaft meiner Tochter verurtheilen. — Sie können hier bleiben und dies den Richtern erklären; ich aber reise mit meiner Tochter ab und lasse die sechstausend Gulden, welche ich als Kaution erlegt habe, im Stiche.

Sie haben recht, sprach Eduard. Gefährliche Experimente müssen vermieden werden. Ich bleibe hier und werde Adelens Angelegenheiten vertreten. Reisen Sie mit Gott! Ich werde Ihnen mit dem Oheim hoffentlich bald nachfolgen.

Der nächste Morgen fand Himmelberger und seine Tochter nicht mehr in Paris.

Zehntes Kapitel.

Seit jenen Begebenheiten sind zwei volle Jahre verflossen. Adele bewohnt abermals das Haus ihres Vaters in der Neubauer Hauptstraße.

Der ehemalige Armeelieferant, der sich nach den betroffenen Schicksalsschlägen von der Welt zurückgezogen und selbst in seiner Kleidung vernachlässigt hatte, entfaltete jetzt wieder Prunk und Glanz, wie zu jenen Zeiten, als seine Frau noch lebte.

Mit Stolz spricht er von den wunderbaren Abenteuern seiner Tochter, die von dem Italiener Bettini durch alle Länder geführt worden sei und als Hellseherin allenthalben ein erstaunliches Aufsehen gemacht.

Er beweist es aus vielen Broschüren, welche über das Wesen des Magnetismus geschrieben worden sind, daß seine Tochter dennoch nicht ihre jungfräuliche Reinheit verloren habe, da eine makellose Keuschheit an Seele und Leib die unerläßliche Grundbedingung ist, wenn sich der Somnambulismus zur Sehergabe entwickeln soll.

Adele jedoch hatte noch wenige Tage vor der Verhaftung des Magnetiseurs in dem Salon des Grafen von Pasquier solche wunderbare Proben ihrer hochpotenzirten Geisteskraft abgelegt, welche alle bisherigen Resultate auf diesem geheimnißvollen Gebiete weit überflügelten.

Aber auch Eduard von Welling hielt Adele nicht für beschimpft, obwohl Bettini behauptet, daß er in einer vierjährigen Zivilehe mit ihr gelebt, was er als eine Verleumdung hinnahm, und allmälig wurden alle Fäden wieder angeknüpft, welche zu einer innigen Verbindung des jungen Barons mit der Tochter des reichen Wiener Bürgers führen sollten.

Nur ein Hinderniß gab es zu bewältigen.

Adele wollte sich nicht zu einer Heirat entschließen, und erklärte offen dem jungen Baron, daß sie das Bewußtsein in sich fühle, ihn nicht glücklich machen zu können.

Aber dieser Widerstand reizte umsomehr sein Verlangen, in den Besitz dieses Kleinodes zu gelangen, und es wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt, um Adele zu bestimmen, Wellings angebotene Hand endlich zu ergreifen.

Der Beichtvater des Mädchens wurde gewonnen, zu welchem dieselbe in ihrer Kindheit bereits kindliches Vertrauen gefühlt hatte, und dieser beredete sie endlich allen ihren Skrupeln zu entsagen, und jenem Manne die Hand

zu schenken, der sie mit Gefahr seines eigenen Lebens und nach langjährigen Kämpfen einem bösen Dämon entrissen.

Sie gab endlich ihre Einwilligung.

Aber seit jener Stunde verfiel sie in Trübsinn, was sie jedoch so viel als möglich zu verbergen suchte. Wenn sie allein zu sein glaubte, so weinte sie bitterlich, und ihre körperliche Gesundheit machte von Tag zu Tag wieder Rückschritte.

Ein kleiner Spaziergang ermüdete sie bis zur Erschöpfung. Bei der Anwesenheit ihres Bräutigams wurde sie sehr leicht von heftigem Herzklopfen befallen, und kein Mittel half, als daß sich derselbe sogleich von ihr entfernte.

Ein renommirter Arzt in Wien, welcher zugleich Professor war, beschäftigte sich auf Aufforderung des Vaters mit der Beobachtung der Krankheitserscheinungen des Mädchens, und versicherte demselben, daß dies nur unbedeutende nervöse Affektionen seien, welche durch den Gebrauch der Badner Bäder leicht zu beseitigen wären.

Als der Vater Adelen ankündigte, daß er mit ihr in das nahe Städtchen Baden sich ziehen werde, damit sie auf die Anordnung des Arztes die Bäder gebrauche, so sagte sie zu demselben: Was sollen mir diese helfen? Meine Krankheit ist eigentlich nichts anderes, als die Furcht, daß mich abermals ein großes Unglück treffen werde — noch lebt Bettini.

Mein liebes Kind, entgegnete Himmelberger, dieser Mensch ist ja nicht mehr gefährlich. Er sitzt als Gefangener in Mazas und wird daselbst in strenger Haft gehalten. So lange Louis Filipp in Frankreich herrscht, wird man ihn sicher nicht in Freiheit setzen. Denn er hat dem Könige durch Dich seine Entthronung und den Tod des königlichen Prinzen profezeihen lassen. Und eine solche Profezeihung ist ein großes Verbrechen, da sie auf das Gemüth des Königs sowohl, als seines Thronerben sehr beunruhigend eingewirkt hat. Daher ist auch der Prozeß des Magnetiseurs

zu keiner öffentlichen Verhandlung gekommen, sondern man hat ihn in aller Stille nach Mazas gebracht, wo er als Staatsgefangener behandelt wird.

Woher weißt Du denn das? fragte Adele.

Von Eduards Oheim, antwortete dieser, und dieser weiß es wieder von einer sehr glaubwürdigen Person und zwar von Louis Filipp selbst, der ihn nach seiner Zurückkunft von Havre mit großer Gewogenheit und Herablassung behandelt hat. Der König sprach davon, daß es seiner Frau geträumt, der Magnetiseur habe ihren Sohn, den Thronerben, mit einem Dolche durchbohrt, und dabei gerufen: Wohlan, so verwirklicht sich die Profezeihung! — Unter solchen bewandten Umständen ist es nicht zu hoffen, daß Bettini jemals in Freiheit gesetzt werde.

Ich habe den Armen unglücklich gemacht, seufzte Adele, aber er hat es um mich verdient. O mein Vater, wie oft hat dieser Schändliche mich geschlagen, wenn er die Meinung hegte, daß ich meinen Willen dem seinigen nicht unterordnen wollte — aber — er hat mich geliebt. Und wenn ich ihn auch verachten muß, so wäre es ungerecht, es nicht anzuerkennen, daß Niemand auf der Welt mich so heiß geliebt hat, als dieser Carlo.

Trübsinnig starrte Adele vor sich hin und ihre Augen erglänzten in Thränen.

Ich bitte Dich, reden wir nichts mehr von diesem Elenden, rief der Vater. Du sollst Dich in eine andere Ideenwelt hineinleben und gar nicht mehr an die Marterstationen Deiner Passionsgeschichte denken.

Adele zog mit ihrem Vater nach Baden und sah nur von Zeit zu Zeit ihren Bräutigam, denn dieser war als Konzeptspraktikant bei der Hofkriegskanzlei eingetreten und konnte nur Sonntags Zeit gewinnen, um nach Baden zu fahren.

Dennoch gingen seine Heiratsangelegenheiten vorwärts; er empfing zärtliche Briefe von seiner Braut, was früher

nicht der Fall gewesen, und sie schrieb ihm selbst, daß sie sich von Tag zu Tag wohler befinde. Sie bat ihn ferner, bald sie zu besuchen und ihr den beliebten Walzer „Die Schwimmer" mitbringen.

Das Eisen ist glühend, sprach der alte Welling, welchem Eduard diesen Brief vorzeigte nun wollen wir es schmieden. Du meldest gleich Deinem Chef, daß Du krank geworden bist, wir fahren zusammen nach Baden hinaus und kehren von dort nicht früher zurück, als bist Du endlich mit Adele verheiratet bist. — Man darf sie nicht vernachlässigen. Sie ist eine reiche Erbin, nach welcher gewiß Viele, ohne daß wir es wissen, angeln werden. — In Adelen ist die Lebenslust erwacht — sie will Walzer spielen und wahrscheinlich auch tanzen und kosen. Es wäre höchst gefährlich, ihr Verlangen nicht zu stillen. Dazu kommt es noch, daß der Vater sich zu wenig um das Mädchen kümmert, man sieht ihn alle Augenblicke in Wien, wo er, wie er mir sagte, eine Weinhandlung errichten will. Hat der Kauz noch nicht Geld genug. Er will noch weiter spekuliren.

Eduard erklärte sich mit dem Vorschlage seines Oheim einverstanden und fuhr auch am nächsten Morgen mit demselben in einem Fiaker nach Baden hinaus.

Man kam zu dem Hause, wo Himmelberger sich eingemiethet hatte und fand das Thor geschlossen.

Auf das Zeichen der Glocke erschien ein junges Frauenzimmer, Adelen's Stubenmädchen, und erstattete die Meldung, daß Niemand von ihrer Herrschaft zu Hause sei.

Wo ist Adele? fragte Eduard.

Sie ist spazieren gegangen — wahrscheinlich in den Park.

Wer hat sie dahin begleitet?

Ach Gott, ich habe Niemanden gesehen! antwortete das Mädchen verlegen und wurde feuerroth im Gesichte.

Wohin ist Herr Himmelberger gegangen? fragte der alte Welling.

Nach Wien ist er gefahren, um den Miethzins in seinem

Hause einzukassiren. Heute ist ja Jakobi. Um drei bis vier Uhr Nachmittags hoffte der gnädige Herr wieder hier zu sein.

Gut, sprach Onkel Welling, und sagte hierauf zu Eduard: Ich fahre zu dem Advokaten Dürnberger, damit er schnell die Ehepakten kopiren lasse — Du aber suche Deine Braut auf, und erwarte mich mit ihr bei der Schwefelquelle im Parke. — Es ist nicht in der Ordnung, daß man Adele ohne Begleitung ausgehen läßt.

Das kann man ihr doch nicht wie einem kleinem Kinde verbieten, sprach schnippisch das Stubenmädchen, und sie würde sich auch dies nicht verbieten lassen.

Warum soll sie sich in ihrer Freiheit einschränken? fragte Eduard in französischer Sprache seinen Oheim. Der Italiener Bettini sitzt im Staatsgefängnisse und keinen anderen Menschen hat sie zu fürchten.

Ich komme aus den Befürchtungen nicht heraus, versetzte der alte Welling. Vor sechs Jahren waren wir dem Hochzeitstage fast ebenso nahe, wie heute, und es ist uns dennoch ein arger Strich durch die Rechnung gemacht worden. — Also es bleibt dabei — am Brunnen — längstens in einer halben Stunde!

Der pensionirte Stabsoffizier blieb in der Kutsche und fuhr nach der Wohnung des ihm bekannten Rechtsfreundes. Eduard jedoch ging mit beschleunigten Schritten nach jenem Orte, wo er Adele zu finden hoffte.

Dort war sie jedoch nicht und auch daselbst eingezogene Erkundigungen blieben fruchtlos.

Am Thore des Parkes kam ihr der Onkel entgegen.

Wo ist Deine Braut? — fragte dieser.

Eduard zuckte mit den Achseln und ging hierauf mit diesem nach dem Wohnhause des Himmelberger. Man ahnte noch nichts Arges — Auf dem Wege dahin vernahmen sie hinter sich den Ruf: Monsieur! Monsieur! und als sie sich umwandten, sahen sie den Chokolademacher Peter Gomard vor sich. Er hatte schon wieder ein rothes Paruplui un-

ter dem Arme, und trug abermals einen unmodernen Frack mit langen Schößen — er mochte eine eigene Vorliebe für diese Tracht haben.

Wohin, mein lieber Alter? redete ihn Eduard in französischer Sprache an und bot ihm freundlich die Hand.

Zu dem Herrn Himmelberger, antwortete dieser. Es ist eine sehr interessante Neuigkeit vorhanden und zwar nicht allein für ihn, sondern auch für Sie, mein Herr!

Und worin besteht diese?

Der Magnetiseur Bettini wird uns bald das Vergnügen machen, sich vor unseren Augen köpfen zu lassen, wie der Giftmischer Marton auf dem Greveplatze. Diese Kanaille hat ein verdammt frommes Gesicht geschnitten, als man ihn auf die Guillotine brachte und ist sehr kleinmüthig gestorben. Bettini wird wohl mehr Charakter zeigen, wenn ihn der Henker beim Schopf nimmt.

Wie? fragte der alte Welling, soll man ihn in Frankreich zum Tode verurtheilt haben?

Im Gegentheil, antwortete Peter Gomard. Er hat nun dafür gesorgt, daß man endlich auf seine Hinrichtung hoffen kann. Bald werden wir von ihm wieder schlechte Streiche hören, und dann gibt es für ihn keinen Pardon mehr, wenn man ihn fängt.

Er ist ja ohnehin gefangen.

Gewesen, lieber Baron. Er ist entflohen, und zwar mit Hilfe eines Frauenzimmers, einer Verwandten des Kerkermeisters. Die Katze läßt das Mausen nicht. Fort ist er. Mein Neffe hat mir ein Zeitungsblatt geschickt, worin die Nachricht von seiner Flucht enthalten ist.

Der Chokolademacher zog eine französische Zeitung aus der Brusttasche seines Frackes, und zeigte auf eine Notiz, die mit einem rothen Striche umschlossen war. Sie enthielt nichts Näheres über die Flucht des Magnetiseurs, als was Peter Gomard ohnehin mitgetheilt hatte.

Nun darf Deine Trauung nicht länger aufgeschoben

werden, sprach der alte Welling beunruhigt zu seinem Neffen. Der verdammte Kerl könnte uns am Ende wieder Hindernisse schaffen. Man muß ein achtsames Auge auf Adele haben.

Meinen Sie, daß er sich noch einmal hieher wagen sollte? fragte Eduard.

Möglich ist es schon, denn dieser Italiener besitzt eine ungeheure Kühnheit. Gott sei ihm aber gnädig, wenn er sich hieher verirrt. Mein Neffe Jacques wird in wenigen Tagen hier sein. Er hat endlich die Raison angenommen Paris zu verlassen, wo er es zu nichts Ordentlichem bringen kann, um hier sein Glück zu suchen. Er soll mit mir Chokolade machen, das ist doch gescheidter als ein Maschinrad zu treiben.

Das weitere Gespräch zwischen den beiden Wellings und Peter Gomard war von keinem weiteren Interesse. Man kam in das Haus, wo Eduard bereits seine Braut zu finden hoffte, er hörte jedoch dort, daß sie noch nicht von dem Spaziergange zurückgekehrt sei. Das Stubenmädchen sprach die Vermuthung aus, daß sie vielleicht in das nahe Helenenthal gegangen, wo sie mit ihr schon mehreremale gewesen sei.

Dann will ich sie dort aufsuchen, sprach Eduard, von einer peinlichen Unruhe gefoltert.

Er verließ eilends das Haus, in welchem sein Oheim und Peter Gomard zurückblieben. In einem Fiaker fuhr der junge Baron in das Helenenthal.

Am Abende jenes Tages gab es in der Wohnung des ehemaligen Armeelieferanten nur desparate Leute. Die beiden Wellings waren dort anwesend, Himmelberger und der Chokolademacher — aber Adele fehlte.

Eduard hat sie im Helenenthal nicht aufgefunden, die Hoffnung, daß sie von einem anderen Spaziergange nach Hause kommen werde, hatte sich nicht bewährt. Das französische Zeitungsblatt wurde zu Rathe gezogen, und es zeigte

sich, daß dasselbe schon vor zwanzig Tagen die Presse verlassen hatte. Mit Todesblässe im Antlitz stützte Eduard sein Haupt in die Hand. Der Vater Adelens und der pensionirte Stabsoffizier liefen in stürmischen Schritten im Zimmer auf und ab.

Ich wollte darauf schwören, sprach der alte Welling, daß sie dieser Teufel wieder entführt hat.

Das wäre doch zu entsetzlich! rief der ehemalige Armeelieferant. Wenn ich nur nicht nach Wien gefahren wäre!

Das Stubenmädchen muß doch wissen, ob der Schurke hieher gekommen ist! sprach Eduard. Schon bei ihrem ersten Berichte schien es mir, als wenn sie mir etwas vorenthalten wollte, man muß sie sogleich ins Verhör nehmen.

Das Mädchen wurde gerufen, und es kostete wenig Mühe, sie zu einem Geständnisse zu bestimmen, welches über das Verschwinden Adelens einiges Licht verbreitete.

Als ich am Morgen, sprach sie, das Fräulein frisirte, da vernahmen wir auf den Steinen des Trottoirs ein Geschepper, als wenn Jemand mit einem Schleppsäbel unter dem Fenster auf- und abpatrouilliren würde. Das Fräulein befahl mir aus den Fenster zu sehen und ihr zu sagen, was es unten gebe. Wirklich war es ein Schleppsäbelträger und zwar ein Kavallerieoffizier, mit gelben Aufschlägen.

Fräulein Adele blieb noch längere Zeit an ihrer Toilette und ging dann zum offenen Fenster, wo sie nur verstohlen hinausblickte. Ein Schrei entfuhr ihren Lippen, wobei ich so erschrack, daß mir die Kämme aus den Händen fielen, die ich eben forttragen wollte. In einem Sprunge war ich bei dem Fräulein. Sie stützte sich mit einer Hand auf das Fensterbrett, während ihr Oberleib gegen die Straße geneigt war, wo ich den Offizier mit den gelben Aufschlägen wieder bemerkte, welcher mit verschränkten Armen unten stand, und unverwandt Adele anblickte.

Aber auch diese war in seinem Anblicke ganz versunken, und ihr Herz begann dabei so heftig zu pochen, daß sich

ihr Spitzenkorsett hin und her bewegte. Da sich auch dabei eine auffallende Blässe in ihrem Gesichte zeigte, so wurde mir angst und bang. Ich rief sie bei ihrem Namen, und als sie mir nicht antwortete, suchte ich sie vom Fenster hinwegzuziehen.

Dies gelang mir auch, obwohl es mir große Anstrengung kostete. Das Fräulein war so schwer zu bewegen, als wenn man sie in Stein verwandelt hätte. Sie zitterte an allen Gliedern und sank dann erschöpft in den Armstuhl.

Um Gotteswillen, Fräulein, was ist denn geschehen? fragte ich.

Schließe die Fenster, antwortete sie, und ziehe die Rolletten hinab.

Ich gehorchte sogleich.

Kaum hatte ich jedoch das eine Fenster geschlossen und verdunkelt, so sagte sie: Das andere kannst Du offen lassen, ich müßte sonst ersticken und will hier nicht im Dunkeln sitzen — der Mensch unten wird sich schon entfernen.

Adele stützte hierauf ihr Haupt in die Hand und schien sehr nachdenklich zu werden. Im nächsten Augenblicke sagte sie zu mir: Was hast Du denn noch hier zu thun!? Sieh dazu, daß Du hinauskommst, ich will allein sein.

Ich gehorchte ohne Widerrede und räumte in den anderen Zimmer zusammen. Das seltsame Betragen des Fräuleins ging mir jedoch nicht aus dem Kopf. — Verzeihen Sie mir, wenn ich es sage, was ich mir gedacht habe, der Offizier ist gewiß der heimliche Liebhaber von Fräulein Adele gewesen, und sie ärgert sich nun darüber, daß er sie aufgefunden hat. Als ich bei dem gnädigen Herrn aufbettete, hörte ich draußen ein Geräusch mit der Thüre, und als ich in den Gang hinauslief, kam mir Fräulein Adele entgegen und sagte zu mir: Ich gehe in den Park. Wenn die Modistin kommen sollte, die ich auf heute bestellt habe, so schicke sie fort, sie soll ein anderes Mal kommen. — Ich konnte mich vor Staunen gar nicht fassen. Das Fräu-

lein hatte sich mit einer Eile angezogen, wie es nie vorgekommen ist. Sie trug ihr gelbes Battistkleid, den Florentiner Hut und ihr rothes Shawltuch. Dabei hatte sie sich nicht einmal Zeit genommen, die Papillotten aus den Haaren zu wickeln. Wie ein Pfeil schoß sie an mir vorüber.

Was hat das zu bedeuten, dachte ich mir und lief in das vordere Zimmer, wo ich hinter dem Vorhange auf die Gasse hinausspähte.

Der Offizier ging eben von dem Hause hinweg, und ich sah das Fräulein gleichfalls in der Straße unten gleich Jenem gegen die Kirche zu ihre Richtung nehmen. Nun konnte ich schon, ohne von dem Fräulein gesehen zu werden, den Hals zu dem Fenster hinausstrecken.

Der Offizier blieb stehen, als wenn er auf Fräulein Adele warten wollte, aber ehe sie ihn noch erreichte, setzte er seinen Weg wieder fort, und zwar mit rascheren Schritten wie vorher. Adele folgte ihm eben so schnell, und ich lüge nicht, wenn ich sage, daß sie ihm förmlich nachgelaufen sei.

Wie hat der Offizier ausgesehen? fragte Eduard.

Er war groß und schlank, hatte ein blasses Gesicht und einen schwarzen Backenbart.

Es war der Magnetiseur! stammelte Eduard entsetzensbleich, Himmelberger anstarrend. Mein Herr, Sie haben keine Tochter mehr.

Wir haben ihn schon einmal erwischt! rief Peter Gomard — mein Jacques nämlich; den führt das gute Glück wieder hieher, um den Magnetiseur beim Kragen zu fassen.

Man muß ihm sogleich nachsetzen! rief Himmelberger. Wo sind meine neuen Pistolen? — den Kerl schieß' ich todt, so wahr ich lebe.

Gottvergessene Person! rief der alte Welling. Warum hat Sie vorher denn gelogen. Wenn unsere Befürchtungen wahr sind, dann ist Sie nur daran Schuld, wenn der Entführer bereits das Weite gesucht hat.

Diese schändliche Person muß mit dem Italiener einverstanden sein! rief Himmelberger, einen wüthenden Blick dem Stubenmädchen zuschleudernd. Man muß sie der Polizei übergeben.

Thun Sie es! entgegnete diese gleichfalls erzürnt, wenn Ihnen an der Ehre Ihrer Tochter nichts gelegen ist. Ich glaube, Sie sollten es lieber zu vertuschen suchen, daß Fräulein Adele mit einem Offizier durchgegangen ist. Ich hätte ja auch sagen können: Herr Baron, ein junger Kavallerist hat auf Ihre Braut gepaßt und Beide sind dann miteinander spazieren gegangen. Dann hätte ich aber verdient, daß man mich sogleich davonjage, denn die Ehre des Fräuleins muß mir heilig sein, und ich dächte, der Herr Vater soll auch nicht anders denken.

Lassen wir das Mädchen aus dem Spiele, sprach Eduard, und sehen wir dazu, damit der Schurke keinen noch größeren Vorsprung gewinne.

Verzeihen Sie, Herr Baron, nahm das Stubenmädchen von neuem das Wort, daß ich rund meine Meinung heraussage: Was werden Sie denn dadurch erreichen, wenn Sie dem Offizier Ihre Braut abjagen. Das würde dann eine saubere Ehe werden. Von einer Entführung war wirklich keine Spur. Wie gesagt, das Fräulein ist in aller Eile davon, ja sie ist dem Offizier ebenso nachgelaufen, wie es bei anständigen Damen gar nicht vorkommen sollte.

Sprechen Sie mit größerer Achtung von dem Fräulein, antwortete hierauf der junge Welling. Adele ist nicht freiwillig diesem Manne gefolgt, welcher sich nur als Offizier verkleidet hat. Eine geheimnißvolle Kraft übt sein Auge auf das unglückliche Geschöpf. Wie die Blume nach dem Lichte sich wendet, das durch eine Spalte in einen dunklen Raum eindringt, ebenso muß die Bedauerungswürdige jenem Elenden sich zuwenden. Der Mond zieht die Meeresfluth gegen sich, wenn er in vollem Lichte sich zeigt. Der Magnet hebt selbst das Eisen gegen die Gesetze der Schwerkraft empor, und eben diese Geheimnisse sind es, welche Adele

von einem Manne abhängig machen, an den sie nur seit der Stunde ihrer Freiheit mit Schaudern zurückdachte. — O, mein Gott, mit welchem Rechte darf dieser schändliche Italiener über den Geist und den Körper des Mädchens herrschen!

Eduard eilte zur Thüre hinaus, von Himmelberger gefolgt, welcher in seiner Rechten ein Paar Doppelpistolen hielt. Er schwur wiederholt, daß er den Bösewicht ermorden werde.

Der alte Welling trat an seine Seite und ging mit ihm zu dem Gerichte, damit die Spur des Magnetiseurs und Adelens unverzüglich aufgesucht werde.

Eduard und Peter Gomard eilten indeß zu dem Lohnkutscher, damit er einige Kutschen und gute Pferde ihnen zur Verfügung stelle.

Nachdem der Polizeikommissär in Baden Himmelberger angehört hatte, sagte er: Aber lieber Herr, es ist höchst unwahrscheinlich, daß Ihr Fräulein Tochter, welche erst vor einigen Stunden das Haus verlassen hat, nicht wieder dahin zurückkehren werde. Woher wissen Sie denn, daß der Offizier, von dem Sie sprechen, ein falscher gewesen ist? Man kann doch keine gerichtlichen Schritte einleiten, ohne hiezu berechtigt zu sein. Durch Ihre Schwarzscherei blamiren Sie Ihr Fräulein Tochter auf das Aergste, wenn Sie in mich dringen den Fall zu Protokoll nehmen. Warten Sie doch bis auf den nächstfolgenden Morgen.

Wir warten keine Stunde! rief der alte Welling. Sie kennen die Verhältnisse zu wenig, Herr Kommissär, um darüber urtheilen zu können. Jene Person, welche vor zwanzig Tagen aus dem französischen Staatsgefängnisse entflohen ist, muß es gewesen sein, die Adele aufgesucht und entführt hat.

Ganz gewiß, rief Himmelberger. Er hat es ja meiner Tochter bei seiner Verhaftung in Frankreich zugeschworen, daß er sie nicht im Stiche lassen werde.

Erlauben Sie mir doch wenigstens, daß ich mich früher

erkundige, sprach der Kommissär, was sich für Kavallerie-Offiziere mit gelben Aufschlägen hier aufhalten. Ich muß meiner Sache sicher sein, daß ich nichts unternehme, wodurch irgend eine ehrenwerthe Person kompromittirt werden könnte. Mit den Herren Militärs ist nicht zu scherzen. Jedenfalls kann für den Augenblick von meiner Seite nichts geschehen. Sie müssen sich gedulden. Während Sie Ihre Tochter in den Händen eines entsetzlichen Dämons vermuthen, sitzt sie wahrscheinlich in glücklichster Stimmung mit dem Herrn Offizier bei der Krainerhütte, den dahin habe ich heute Morgens ein Pärchen lustwandeln gesehen, welche wahrscheinlich jene Personen sind, die Sie steckbrieflich verfolgen lassen wollen. Das Mädchen ist eine Blondine mit einem Florentiner-Hut und hatte auch Papillotten in den Haaren, mit einem Worte, sie sah ganz so aus, wie Sie mir Ihre Tochter beschrieben haben. Ich versichere Sie, ich habe dieser jungen Dame nicht angemerkt, daß sie sich unfreiwillig an der Hand des Offiziers führen lasse.

Also nach der Krainerhütte! rief der alte Baron. Endlich wissen wir doch die Richtung, die dieser Schurke mit Adelen genommen hat.

Vorsichtig, meine Herren, vorsichtig! rief den Davoneilenden der Polizeikommissär nach. Eine einzige üble Nachrede kann die Ehre einer Dame morden.

Sechs Tage nachher begegnete der alte Baron Welling demselben Kommissär auf dem Graben in Wien und redete ihn mit den Worten an: Wie steht es, mein Freund, mit der Himmelbergerischen? Ist ihre Spur noch nicht entdeckt worden?

Leider noch immer nicht, antwortete der Kommissär, aber Sie können überzeugt sein, daß von unserer Seite Alles aufgeboten wird, um jenen Mann aufzufinden, der die Braut Ihres Neffen mit sich genommen hat. Ich wiederhole Ihnen aber noch einmal, daß von einer Entführung

hier keine Rede sein kann, denn sie ist ihm jedenfalls freiwillig gefolgt.

Darüber können Sie nicht entscheiden, entgegnete Welling. Die Sache, fürchte ich, wird einen sehr traurigen Ausgang nehmen. Mein Neffe betrachtet es als Ehrenpunkt, den Magnetiseur aufzufinden und zur Verantwortung zu ziehen.

Welling setzte seinen Weg weiter fort und ging in die Dorotheergasse, daselbst in ein Haus eintretend, wo sein Neffe wohnte.

Als er den Bedienten desselben fragte, ob Eduard sich zu Hause befinde, so antwortete er: Ja, Euer Gnaden, aber es sind mehrere Leute auf Besuch bei dem Herrn Baron. — Soll ich Sie vielleicht anmelden?

Schere Dich zum Teufel, antwortete dieser und trat in das Zimmer seines Neffen.

Er fand bei Eduard nur bekannte Personen. Die beiden Gomards und der ehemalige Armeelieferant waren daselbst anwesend.

Etwas Nagelneues! rief der Chokolademacher mit Stolz. Mein Jacques ist hier. Jetzt wird der Magnetiseur keine weit en Sprünge mehr machen.

Und noch etwas Neues, setzte Himmelberger hinzu. Bettini hat geschrieben. Dieser abgefeimte Schurke war so frech, mich Herr Schwiegerpapa zu tituliren. — Wahrlich, man könnte hierüber in die Luft fahren!

Wo ist der Brief!

Der alte Baron erhielt denselben und sein Auge war trotz seines hohen Alters noch scharf genug, ohne Brille die zierliche Schrift des Briefes zu lesen.

Dieselbe war deutsch und lautete: Lieber Herr Schwiegerpapa!

Ihre Tochter Adele ist wieder mit mir vereinigt. Ich danke dem Himmel für dieses Glück, und bitte Sie keine weiteren Schritte zu machen, unsere Ehe zu stören. Ist

Ihnen Adele theuer, so werden Sie vielmehr darauf bedacht sein, ihr das mütterliche Erbe zu sichern, obwohl es auch Ihre Pflicht wäre, Ordnung zu machen, daß nach Ihrem Ableben Adele auch in den Besitz Ihres Vermögens, mein lieber Schwiegerpapa, gelange.

Doch die Geldfrage berührt uns wenig. Dem Grafen von St. Jago fehlt es nicht an einem gesicherten Einkommen; Sie werden von mir später hören und es wird eine Zeit kommen, wo Sie mir Ihre Zuneigung und Achtung nicht versagen werden.

Ihr ergebenster Diener,

Carlo, Graf von St. Jago.

London, am 9. August 1838.

Auf demselben Blatte Papier befanden sich noch einige Zeilen, welche von Adelens Hand selbst herrührten.

Guter Vater, schrieb sie, schicke mir meine Pretiosen, Kleider und Musikalien mittelst der Post nach Baltimore in Amerika — Gott segne Dich — ich bin glücklich. Adele.

Eduard war an die Seite seines Oheims getreten, und zeigte ihm Thränenspuren auf dem Papiere. An jener Stelle, wo Adele die Feder geführt hatte, waren diese am zahlreichsten, und das Wort „glücklich“ war von denselben so verblaßt, als wenn dies mit einer viel schwächeren Tinte geschrieben worden wäre.

Das enthüllt schon für sich allein ihre Lebensgeschichte, sprach Eduard mit bewegter Stimme. Der Elende hat sie gezwungen, diese Zeilen hierher zu setzen.

Und kommt dieser Brief wirklich aus London? fragte der alte Baron, nach dem Postsiegel blickend.

Nein, antwortete Eduard. Diesen Brief hat Himmelberger aus München, in einem anderen eingeschlossen, erhalten.

Ja, von einem Wechsler, sagte Adelens Vater, welcher mir mittheilte, daß denselben ein reisender Engländer ihm zur Absendung nach Wien übergeben habe, welcher, wie er

sagte, die Absicht hatte, nach Wien zu reisen, aber in Folge einer erhaltenen Trauerpost heimzukehren genöthigt sei.

Was mochte der Magnetiseur durch die Absendung jenes Briefes beabsichtigt haben? fragte der alte Welling.

Sicher nichts Anderes, als uns irre zu führen. Ich werde Adele und ihren Entführer eher überall, als in England und Amerika suchen. — Ohne Zweifel hat er selbst diesen Brief in München abgegeben, und wir wissen dadurch, welche Richtung er genommen hat. — Sie wissen, lieber Oheim, daß ich bei meiner Stelle um einen Urlaub eingeschritten bin. Wenn ich denselben nicht heute erhalte, so reise ich morgen ohne Urlaub ab. Jacques Gomard begleitet mich.

Ja, mein Herr, wir reisen! rief der Pariser. Wir wollen uns wie Kinder unterhalten. Der Magnetiseur spielt Verstecken und wir werden ihn suchen.

Ja, lieber Herr Baron, sprach Himmelberger zu Eduard, befreien Sie mich bald von meiner Sorge. Ich werde Ihnen eine Vollmacht geben, im Nothfalle meine Person gerichtlich zu vertreten.

Hier sind auch meine Pistolen, fuhr er fort, und zog ein paar schön gearbeitete Terzerole hervor, die er auf den Tisch legte. Es wird mich freuen, wenn ich höre, daß Sie den Mörder meines Glückes damit todtgeschossen haben. — Ich kann für jetzt nicht mitreisen, denn erstens bin ich ein alter Mann, welcher Reisebeschwerden nicht leicht ertragen kann, und dann hat man mich hier in Geschäftsangelegenheiten verwickelt, die meine weitere Anwesenheit in Wien nothwendig machen. Wenn Sie aber meine Adele gefunden haben, so schreiben Sie mir nur ein Briefchen, ich komme dann auf jeden Fall zu Ihnen.

Ganz gut, entgegnete Eduard. Ich sehe auch nicht ein, welchen besonderen Nutzen es schaffen würde, wenn Sie sich an meiner Reise betheiligen.

Die Hauptsache ist, daß mein Jacques mitgeht! rief

der Chokolademacher. Der wird ihn bald haben, denn das ist ein Genie! Ja wir Fanzosen!

Ein Amtsdiener trat ein und überbrachte dem Konzeptspraktikanten einen ämtlichen Bescheid.

Ein sechsmonatlicher Urlaub war bewilligt.

Bravo! rief Eduard, nun können wir noch heute Abends abreisen — fort, nach München!

Eilftes Kapitel.

Ein fröhliches Treiben herrschte um Eduard Welling.

In einer bunten, geschäftigen und lärmenden Menge drängt er sich dahin, mit seinem Reisebegleiter auf ein Haus zuschreitend, über dessen Thore sich auf einer Tafel die Aufschrift befindet: „Albergo all cacciatore verde."

Der Baron, welcher zum zweiten Male Wien verlassen hat, um den Magnetiseur aufzusuchen, befindet sich mit Jacques Gomard auf der Piazza di mercato in Neapel und drängt sich mit diesem durch die Käufer und Verkäufer hindurch, durch eine große Menge von Frauen und Mädchen in malerischer, nationaler Tracht, welche an die griechische erinnert und die Anmuth dieser brünetten Gestalten besonders hervorhob, durch zerlumpte Lazzaroni, welche mit lauten Geschrei ihre Dienste anbieten, durch Lakeien in ungeschmacklichen Uniformen, durch Soldaten in rothen Uniformen durch Mönche, welche Einkaufskörbe tragen — Fischer und Landleute.

Der Marktplatz duftet von Orangen, was auch nicht

zu wundern ist, da die Pflastersteine von den Schalen derselben fast buchstäblich besäet sind.

Es ist noch sehr früher Morgen.

Eduard trägt ein Reisetäschchen und Gomard einem kleinen Lederkoffer, welcher ihn nöthigt, sich mit den Lazzaroni herumzubalgen, die ihm in ihrem Diensteifer denselben entreißen wollten.

Es ist der neunte März des Jahres 1840, und Neapel, aus den blauen Fluthen emporsteigend, prangt im Glanze des Frühlings.

Blumen werden bereits in Menge ausgeboten.

Der Gasthof ist erreicht und die Fremden erhalten ein Zimmer, welches ihnen die Aussicht auf den Marktplatz und den Hafen bietet.

Fast zwei Jahre treiben sich die Beiden in der Welt herum, ohne daß es ihnen gelungen wäre, dem Magnetiseur seine Beute abzujagen. Nicht selten hatten sie seine Spur aufgefunden, aber sie verlor sich immer, ohne sie zu dem gewünschten Ziele zu leiten.

Wenn wir die Verfolgungsreise in das Auge fassen, so erfahren wir, daß Eduard bereits in München Anzeichen erhielt, wodurch er vermuthen konnte, daß sich der Magnetiseur mit Adele in die Schweiz begeben habe.

In Genf kam er denselben fast bis an die Ferse und nur dadurch, daß Bettini die Verfolger hinter sich wußte, gelang es noch diesem, sich eilends einzuschiffen, und sich mit Adele und einem Bedienten in das Juragebirge zu retten.

Von diesem Augenblicke an hörte Eduard lange nichts mehr von dem Magnetiseur und der Hellseherin, und seine auf gutes Glück nach Spanien angetretene Reise hatte nicht den geringsten Erfolg.

Als er jedoch, in Madrid angelangt, die St. Petersburgerzeitung zufällig zu Gesichte bekam, las er darin, daß der Graf von St. Jago mit einer Hellseherin Namens

Signora Gelomonde sich in der russischen Residenzstadt aufhalte und mit magnetischen Experimenten ungeheueres Aufsehen errege.

Welling reiste mit Jacques Gomard wieder von Madrid ab, schiffte sich in Bayonne ein und legte auf dem Ozean eine Strecke von mehr als fünfzehnhundert Seemeilen zurück, um St. Petersburg zu erreichen. Aber in Petersburg fand er die Gesuchten nicht mehr, und als er sich nach denselben erkundigte, erfuhr er, daß sie nach einem kurzen Aufenthalte in Stockholm sich nach Hamburg begeben hatten. In Hamburg längere Zeit aus Gesundheitsursachen verweilend, kam ihm die Madrider Hofzeitung zu Gesichte, worin es stand, daß die Königin von Spanien den öffentlichen Produktionen der Hellseherin des Grafen von St. Jago beigewohnt habe und von denselben so befriedigt worden sei, daß sie ihm eine goldene Dose mit ihrem Proträt zum Präsente gemacht habe.

Damals verzweifelte Eduard an seinem Erfolge.

Der Magnetiseur scheute sich nicht mehr, offen aufzutreten, aber derselbe wußte es so einzurichten, daß er sich immer mehrere hundert Meilen von dem Aufenthalte seines Verfolgers entfernen konnte. Er wußte daher mit Genauigkeit immer, wohin sich dieser gewendet habe, und dies konnte offenbar nur durch Adelens Sehergabe geschehen, welche sich der Italiener dienstbar gemacht hatte. Dadurch war er auch außer Stand, denselben zu überraschen und zu überfallen.

Welling wendete sich in Hamburg an ein Handlungshaus, welches mit einem Madrider in Verbindung stand, und erfuhr durch die briefliche Vermittlung desselben, daß der Graf von St. Jago mit der Hellseherin aus Spanien bereits abgereist, um sich nach Egypten zu begeben. In dem Brief befand sich auch die Anmerkung: Wie es heißt, ist die Hellseherin brustkrank geworden und Graf St. Jago reist mit ihr deshalb nach Egypten, weil das dortige Klima der Heilung von Brustübeln sehr günstig ist.

Vielleicht hat Adele, sprach Eduard zu Gomard hierauf, durch ihre Krankheit ihre Sehergabe eingebüßt, und auf diese Möglichkeit hin will ich mich zur Reise nach Egypten entschließen.

Wenige Tage nachher fuhr er mit Jacques Gomard auf einem Dampfschiffe von Hamburg ab und erreichte nach einer überaus langen Fahrt, da der Dampfer nicht die direkte Bestimmung nach Egypten hatte, die Insel Malta, wo derselbe sich genöthigt sah, einige Wochen zu verweilen.

Während dieser Zeit kam ein neapolitanisches Schiff in La Valetta an, welches, ohne zu landen, eine englische Familie an's Land setzen ließ und hierauf seinen Kurs gegen die italienische Küste nahm.

Von dieser Familie, welche aus Egypten kam, erfuhr Baron Welling, daß der Graf von St. Jago und eine junge, kränklich aussehende Blondine ihre Reisegefährten auf dem Schiffe gewesen seien, das sie nach Malta gebracht habe.

Diese Nachrichten bestimmten Welling, mit Jacques Gomard nach Italien sich einzuschiffen, und er fuhr auch, ohne weitere Erkundigungen einzuziehen, mit einem Packetboote nach Neapel, wo er, wie bekannt, in dem Hotel „zum grünen Jäger" auf dem Marktplatze sein Quartier nahm.

Jacques blieb nicht lange in dem Gasthofe, sondern ging aus, um die Affichen zu lesen. Wenn sich der Magnetiseur hier aufhält, dachte er sich, wird er wahrscheinlich seine Hellseherin ankündigen, um mit ihr Geschäfte zu machen.

Eduard jedoch machte Toilette, denn er beabsichtigte noch an demselben Morgen dem österreichischen Gesandten in Neapel einen Besuch abzustatten, und seine Protektion zu suchen, damit die neapolitanischen Behörden mit ihm gemeinschaftliche Sache machen, den Magnetiseur auszukundschaften und zur Verantwortung zu ziehen.

Noch war Welling mit seiner Umkleidung nicht fertig, als an die versperrte Thür seines Zimmers geklopft wurde.

Wer ist hier? fragte derselbe auf italienisch.

Oeffnen Sie, mein Herr Baron Welling! lautete die Antwort in deutscher Sprache.

Der Genannte, nicht wenig erstaunt, seinen Namen zu hören, obwohl er denselben in dem Gasthofe gar noch nicht bekannt gegeben hatte, schob den Riegel an der Thüre zurück und im nächsten Augenblicke trat der Italiener Bettini in das Zimmer.

Eduard prallte bei seinem Anblicke betroffen zurück und griff nach seinen Pistolen.

Lassen Sie die Waffen ruhen, sprach derselbe mit dumpfer Stimme. Ich beabsichtige wahrlich nicht, Ihnen ein Leid zuzufügen.

Als ob es sich darum handeln würde, rief jener zornentflammt. Elender, wir haben miteinander eine Rechnung zu begleichen, deren Resultat eine blutige Ziffer bietet.

Fassen Sie sich, mein Herr, sprach Bettini düster. Es gilt für jetzt andere Dinge. Zum Kugelwechsel hat es noch immer Zeit.

Sie wollen mit mir unterhandeln? Ersparen Sie sich die Mühe.

So ist es nicht. Ich komme in Adelens Auftrage zu Ihnen. Die Arme ist krank — schwer krank, seufzte der Magnetiseur. — Ich fürchte, sie wird die Sonne des heutigen Tages nicht mehr sinken sehen. Adele, von allen Ihren Kreuz- und Querzügen unterrichtet, hat mich hieher geschickt, um Sie einzuladen, ihr einen Besuch abzustatten. — Wollen Sie sich mit mir, mein Herr, zu einer Sterbenden begeben?

Das heißt mit anderen Worten, wollen Sie in einen Hinterhalt fallen? — O, das ist ein schlecht angelegter Coup!

Sie irren, Herr Baron! Ich dürfte nicht nach Ihrem

Blute. Bald werden Sie unbefangen zu urtheilen im Stande sein. Die Lösung der Frage, wer von uns Beiden der Berechtigte war, Adelen in Besitz zu nehmen, kann nicht lange mehr hinausgeschoben werden. — Doch wir haben keine Zeit zu verlieren. Wollen Sie den letzten Wunsch der Sterbenden erfüllen, so kommen Sie mit mir. — Sie haben geladene Pistolen. — Ich werde vor Ihnen einhergehen und bei dem geringsten Anzeichen eines Verrathes können Sie mich niederstrecken. — Wir werden noch nicht die Stadt verlassen. Meine Wohnung ist kaum fünfhundert Schritte von hier entfernt. — Entschließen Sie sich schnell. Ich muß zu Adelen zurück!

Ich folge Ihnen, entgegnete Welling, und steckte die Pistolen zu sich. — Treten Sie den Weg an!

In der nächsten Minute hatte Eduard bereits das Haus verlassen, Bettini auf dem Fuße folgend, welcher einen Radmantel um die Schulter geworfen, gesenkten Hauptes vor ihm dahinschritt. So hatte er ihn auch gesehen, als derselbe im Hotel zur Stadt London in Wien an seinen Tisch getreten war.

Bettini nahm in seinem Gange den Hut ab und strich sich sein Haar aus der Stirne.

Die frische Morgenluft schien ihn zu erquicken.

Der Scheitel dieses Mannes war nicht mehr schwarz, sondern grau. Seine Haltung war gebeugt, sein Gang unsicher, beinahe schwankend!

Der Magnetiseur war auffallend alt geworden, und schien sehr leidend in seinem Gemüthe zu sein. Er schlug die Strada Chiaja ein, welche an dem Meeresufer dahinführte, und Eduard gelangte mit ihm in eine schattige Allee, welche an Rasenplätzen vorüberführte, aus welchen in steinernen Bassins Springquellen hoch emporschossen. Bald verließen sie die Allee und wandelten einer Villa zu, welche im orientalischen Stile, von einer niederen Mauer umschlossen, in einem Garten sich zeigte.

Sie passirten eine Gitterthür und gelangten nun zu dem Gebäude selbst, bei dessen Freitreppe Bettini stehen blieb und zu seinem Begleiter sagte: Wir werden hier zu der Terrasse emporsteigen — sehen Sie dort oben den Baldachin von Orangenbäumen umgeben, dort werden wir sie treffen. — Ich bitte Sie, Herr, fuhr der Magnetiseur mit überaus weicher zitternder Stimme fort, sprechen Sie kein heftiges, ungestümes Wort vor der Kranken. Sie wissen es ja ohnehin, daß ich nur allein der Schuldige bin. Unsere Angelegenheit werden wir später abmachen.

Eduard nickte kalt und seine in der Rocktasche verborgene Rechte hielt ein Terzerol auf den Augenblick gefaßt, daß man ihn meuchlings überfallen werde.

So stiegen sie die Treppe empor und gelangten auf die Höhe der Terrasse, welche einen herrlichen Anblick auf das Meer und die nahen Insel gewährte.

Bettini ersuchte Eduard einen Augenblick zu warten, und ging in den mit Vorhängen umschlossenen Raum.

Bald erschien er wieder und winkte Eduard, ihm abermals zu folgen.

Dieser stand nun mit seinem Begleiter unter dem Baldachin, dessen eine Seite freie Aussicht bot, und sah Adele in einem Fauteuil lehnend, und ihr zur Seite ein junges Frauenzimmer, das ihr einen Trank verabreichte.

Wie sah die Arme aus!

Die Augen und Wangen waren tief eingefallen, die Lippen blaß und die Züge leichenhaft. Aengstlich rang die Brust nach Athem, und ihr Blick hatte aufgehört seelenvoll zu sein.

Du bist hier? sprach sie zu Eduard — sei mir gegrüßt. Jetzt kommst Du endlich bald zur Ruhe — und ich auch! — Warum man doch lebt und leidet!?

In düsteren Betrachtungen schien ihr Geist zu versinken.

Unglückliches Wesen! sprach Eduard tief bewegt, während ihm Thränen in das Auge traten.

Ich bin es, entgegnete Adele. Ich habe so wenig von dem Leben genossen und muß nun fort! — Auch Du,

Eduard, hast mir meine Tage verbittert — Du bist nicht müde geworden, uns zu verfolgen, und mein ganzes Dasein wurde zu einem rastlosen Wandern.

Adele, nahm Eduard mit sanfter Stimme das Wort, Du sprichst, von dem Einfluße des Magnetiseurs beherrscht.

Gewiß, lautete die Entgegnung der Kranken, denn ich bin an diesen Einfluß gewöhnt und die Gewohnheit wurde zum Bedürfnisse. — Ich werde sterben, Dein Haß gegen meinen Freund jedoch wird mich überleben — Ich besorge einen unglückseligen Konflikt. — Deshalb habe ich Dich bitten lassen, zu mir zu kommen. — Du sollst Carlo nicht rücksichtlos verdammen. — Glaube mir, mein Freund, der Wille des Menschen ist nicht so frei, als es den Anschein hat. Die Welt ist in ihrem Gange eben so geregelt, wie ein Uhrwerk, und das Resultat der menschlichen Thätigkeit ist auch nichts Anderes, als eine Naturerscheinung. — Carlo mußte seinem Drange gehorchen, nach meinem Besitze zu streben. Ich war für ihn geschaffen, nicht für Dich. — Wenn ich ihm widerstrebte, so geschah das nur aus Unverstand, aus einem krankhaften Gemüth, welches sich von den fremden Elementen nicht so leicht frei machen konnte.

Ich beschwöre Dich, sprich nicht so viel, flehte der Magnetiseur mit großer Aengstlichkeit, Thränen sich aus den Augen wischend. — Ich verdiene es nicht, daß Du mich so gütig beurtheilst. Ich war der Mörder Deines Glückes. — Ich habe Dich schlecht behandelt.

Glaube ihm nicht, versetzte Adele, Eduard mit wehmüthigem Lächeln anblickend. Er hat mich geliebt.

Wie der Karaibe den Gefangenen, welchen er zur Schlachtbank führt, dachte sich Welling, aber er sprach dies nicht aus, um die Sterbende zu schonen.

Ach, wie ist doch die Welt so schön! lispelte Adele, ihr brechendes Auge nach dem blühenden Gestade lenkend. Der Lenz ist erst erwacht im Himmelslichte — und ich muß hinab in das finstere Grab. — Grüße mir den Vater.

— Ich habe ihm vieles Leid zugefügt und er würde gerne die Hälfte seines Reichthums hingegeben haben, wenn ich ihm geblieben wäre. — Doch jetzt laß mich allein — ich werde müde und es ist die Zeit zum Schlafen gekommen — Carlo, Deine Hand, setzte sie mit weinerlicher Stimme hinzu — doch warum willst Du mich nicht länger halten?

O, ich halte Dich, mein Kind, rief der Magnetiseur, im Innern aufgelöst, ich halte Dich für Zeit und Ewigkeit.

Eduard wendete sich ab. Sein Herz blutete.

Ein Rocheln drang in sein Ohr. — Er schauderte. — Die Athemzüge des Sterbenden wurden leiser und leiser und jetzt wurde es so stille, als wenn Alles sich um die Welt in einen fühllosen Stein verwandelt hätte.

Endlich erscholl ein markdurchdringender kläglicher Aufschrei.

Er erscholl von den Lippen des Italieners, der sich verzweifelt zu den Füßen einer Leiche stürzte.

Adele war nicht mehr!

Welling, von peinlichen Gefühlen überwältigt, floh von dem Trauerorte hinweg, und die Treppe hinabeilend, lenkte er seine Schritte dem Dickichte des Gartens zu, welches seitwärts ihm düster entgegenstarrte.

Dort sank er auf eine Bank und dachte schmerzvoll an das nun vollendete Geschick des unglücklichen Geschöpfes.

Noch hatte er die allzu lebhaften Eindrücke nicht überwunden, als Tritte in dem Sande des Ganges rauschten und Bettini auf ihn zukam.

Welling erhob sich und wollte sich entfernen.

Jener jedoch eilte ihm nach und vertrat ihm den Weg.

Sie fliehen vor meinem Anblicke, sagte er sehr aufgeregt. Mein Herr, haben Sie vergessen, daß unsere Angelegenheit noch in der Schwebe ist?

Unsere Angelegenheit, entgegnete Eduard finster. Ich überlasse Sie der Folter Ihres Gewissens. — Damit sind Sie genug gestraft.

Eine schöne Frase, entgegnete jener mit Hohn. Doch sie ist nichts Anderes, als die Ausflucht eines Feiglings.

Elender, rief der Baron vom Zorne erfaßt und zog seine Terzerole aus der Tasche. — Wählen Sie!

Mit fieberhafter Hast ergriff Bettini eine Pistole und sagte: Auf drei Schritte, wenn Sie keine Memme sind. Sie sollen mir nicht entrinnen — Ha, wie er zittert, dieser Bräutigam mit der kläglichen Gestalt!

Genug des Hohnes, wir schießen uns auf drei Schritte, rief Welling entschlossen — Distanz genommen!

Wir schießen zugleich, bestimmte der Magnetiseur. Ich werde zählen, mit der Zahl drei krachen die Schüsse und meine Kugel sitzt in Ihrem Kopfe. — Aufgepaßt!

Eduard nahm seine Stellung und streckte mit der Rechten die gespannte Pistole dem Italiener entgegen.

Eine Gleiches beobachtete der Gegner, dessen Augen unheimlich glühten.

Bettini begann zu zählen — und schon fiel ein Schuß.

Der Italiener wankte und sank zu Boden.

Eduard war unversehrt geblieben.

Mit Grauen sah er auf den Gefallenen, welchem das Blut aus der Stirne zu rieseln begann.

Ich danke, flieh! stammelte der Sterbende — Adele, ich folge Dir! —

Der Magnetiseur hatte seine Pistole nicht abgedrückt.

Er wollte sterben!

— — — — — — — — — — — —

Ungefähr zwanzig Tage später klopfte es an der Thüre des Peter Gomard und dieser sah hierauf seinen Neffen eintreten.

Nun, endlich bist Du da! redete er ihn erfreut an und schloß ihn in seine Arme.

Habt Ihr ihn erwischt — den Bettini meine ich —

Dem thut kein Zahn mehr weh! Baron Welling hat ihn im Duell erschossen.

Bravo! — Und wo ist die Himmelberger?

Die ist auch schon drüben. In Neapel hat man sie begraben.

Das ist schlimm, doch wer kann helfen. — Wo ist Dein Reisegefährte, der Baron?

Im Kloster, lieber Onkel! — Der arme Teufel ist tiefsinnig geworden und hat sich in Admont einkleiden lassen. — Sage dies seinen Angehörigen!

Ende.





